



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Europas Kolonien

nach den neuesten Quellen

Süd-Afrika bis zum Sambesi und Kap Frio

Roskoschny, Hermann

Leipzig, [1885]

urn:nbn:de:gbv:46:1-9009

Europas Kolonien.

Süd-Afrika bis zum Sambesi und Kap Srio.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von
Dr. Hermann Roskofsky.

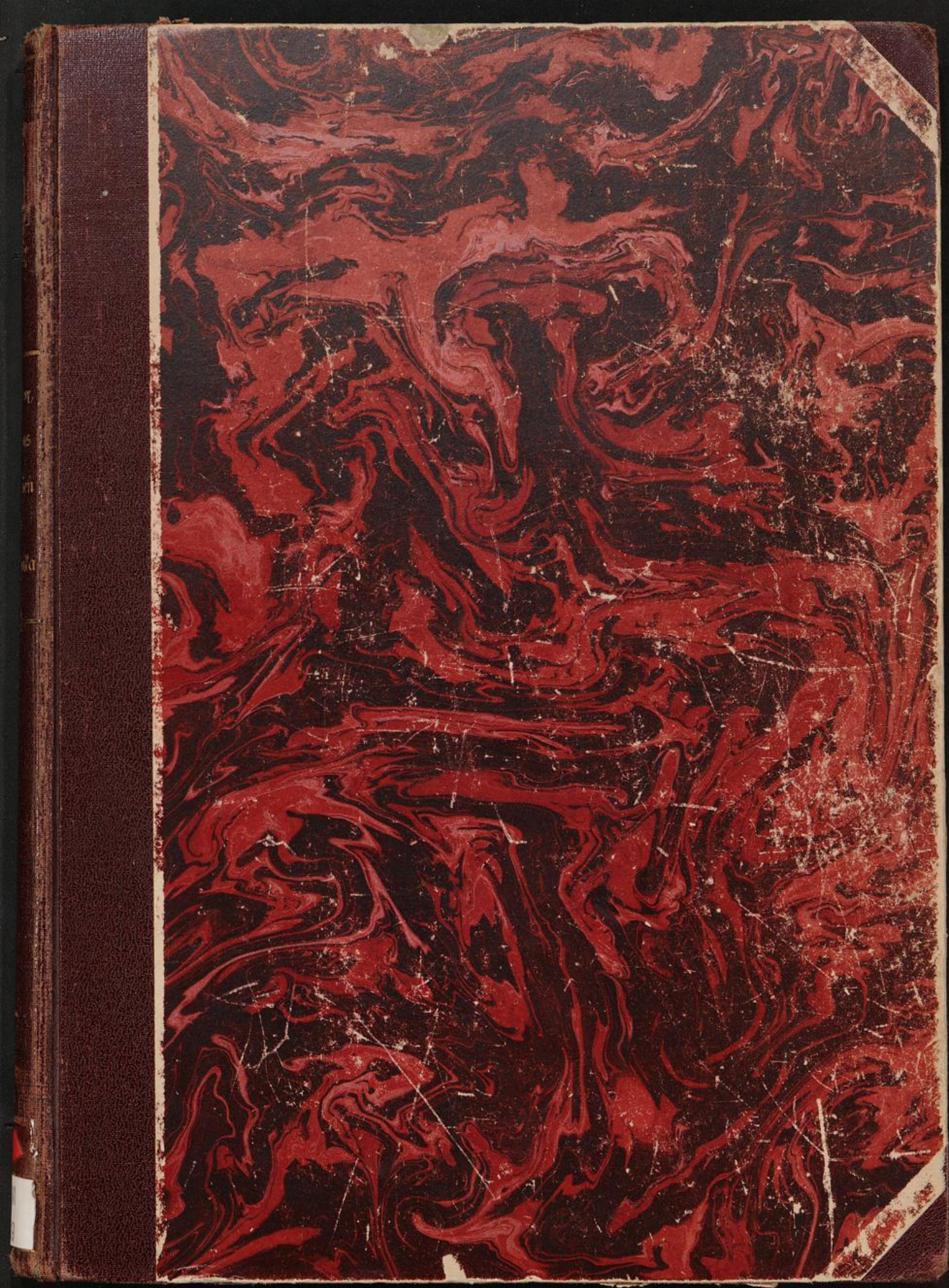


Mit 69 Abbildungen und 6 Karten und Plänen.

Leipzig,
G. Reiner & Schramm.

colorchecker CLASSIC

xrite



VIII. A. b. 53.

~~V. 1. 6. 50~~

Europas Kolonien.

Süd-Afrika bis zum Sambesi und Kap Srio.

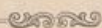
Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Dr. Hermann Roskofschny.



Mit 69 Abbildungen und 6 Karten und Plänen.



Leipzig.

Greifner & Schramm.

Alle Rechte vorbehalten.

Staatsbibliothek
Bremen

A 17 8839

Druck von Greiner & Schramm in Leipzig.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite		Seite
Die Südgrenze von Känderitland: der Oranjeſuß	1	Sycomorus capensis	124
Angra Pequena mit der Nautilusſpitze	5	Bains Kloof in den Draakenſteenbergen	125
Der Flaggenſtock in Angra Pequena	9	Warturmähnlicher Termitenbau	132
Die Flaggenhißung in Angra Pequena	12	Euphorbia grandidens	133
N. E. Känderit	13	Farm eines holländiſchen Bauers	137
Die Känderitiſche Niederlaſſung in Angra Pequena	17	Geftrüpp des Niederwaldes	140
Ochſenwagen im Namaland	20	Küſtenwald in Natal	141
Hottentottenfrau mit ihren Kindern	21	Der große Fiſchfluß	148
Barmer Miſſionsſtation Omaruru	28	Bärenpavian	149
Walſiſch-Bai	33	Sulu treiben Herden durch einen Fluß	155
Bethanien	37	Ketſchwäyo	158
Jonker Afrikaner	41	Kafferndoktor	160
Jonker Afrikaners Frau	44	Strauß	161
Typen aus dem Namalande	45	Sulu auf der Rückkehr von einem Raubzug	162
Hottentottenkraal	52	Sulu	163
Bergdamara	53	Schmuckſachen der Sulu	168
Hereró-Frauen bei der Toilette	57	Allerlei Schmuck der Sulu	169
Hereró-Waffen	60	Verheirateter Suluſkrieger	173
Zeichnungen der Buſchmänner an den Felſwänden	61	Unverheirateter Suluſkrieger	173
Buſchmänner von den Grenzen der Kalahari	68	Baſuto	177
Buſchmänner und Ba-Kalahari	69	Skizzen aus dem Beſſchuanenlande	181
Südaſtrikaniſcher Reitochſe	75	Geräte der Beſſchuanen	185
Zug durch einen Leguminoſenwald in Süd-Afrika	77	Waffen der Beſſchuanen	188
Südaſtrikaniſcher Viehkraal	84	Pietermaritzburg	189
Kaffertypen	85	Waſſerfall in Transvaal	197
Die Kapſtadt	89	Bloemfontein	201
Die Adderleyſtraße in der Kapſtadt	92	Hans des Präſidenten Krüger	204
Ochſenwagen in einem Hohlwege	95	Kirchſtraße in Pretoria	205
Ochſenwagen in einer Furt	101	Straße von Heidelberg nach Pretoria	209
Ravinen am Tafelberge	105	Fähre über den Vaal	212
Straße in Durban	108	Büffeljagd in Transvaal	213
Dutoitzpan	109	Jeppes Turm	217
Kaffer	113	Frauen aus der Umgegend von Pretoria	221
Diamantengräber in Kimberley	116	Marktplatz in Potſcheſtroom	225
Die Diamantengruben zu Kimberley	117		

Karten.

	Seite
Der Hafen von Angra Pequena. Nach der engliſchen Admiralitätskarte	4
Angra Pequena	8
Übersichtskarte von Süd-Afrika	16
Karte des Groß-Namalandes	29
Plan der Kimberley-Mine 1876	129
Karte der Neuen Republik	229

Nachtrag.

Während des Druckes dieses Bandes haben sich in Süd-Afrika wichtige Veränderungen vollzogen, welche wir hier in gedrängter Kürze mitteilen:

Durch Verträge, welche der mit Land und Leuten und mit der Sprache der Eingeborenen wohl vertraute Pastor Böttner mit mehreren Hottentotten-Häuptlingen abschloß, sind weite Landstrecken, welche sich vorzüglich für Viehzucht eignen, dem deutschen Schutzgebiet hinzugefügt worden, wodurch eine gedeihliche Entwicklung dieses Kolonialunternehmens wesentlich gefördert erscheint.

Das deutsche Gebiet in Südwest-Afrika fand ferner eine wertvolle Vergrößerung und Abrundung durch einen Vertrag, welchen die Reichskommissare Dr. Göring und Pastor Böttner mit Maharero, dem Häuptling der Hereró, am 21. Oktober 1885 schlossen. Der mächtige Hereró-Häuptling hat zwar auf seine Oberhoheitsrechte nicht verzichtet, aber er stellt sein Volk und sein Land unter deutschen Schutz und verpflichtet sich, deutsche Unternehmungen im Hereróland nach Kräften zu fördern.

Während der Verhandlungen mit Maharero fand ein blutiger Zusammenstoß zwischen Hereró und Hottentotten statt. Die ersteren lagerten etwa 1500 Mann stark auf Osona bei Okahandja, wo Maharero residirt, als etwa 600, auf einem Kriegszug begriffene Nama, denen jene die Benutzung der von ihnen besetzten Quelle verweigert hatten, trotz ihrer Minderzahl die Hereró angriffen. Ein erbitterter Kampf entspann sich, der von 11 $\frac{1}{2}$ Uhr mittags bis 9 Uhr abends dauerte. Die Nama waren im Verlauf des Kampfes von den Hereró völlig eingeschlossen worden und retteten sich im Dunkel der Nacht durch die Flucht, indem sie ihr Gepäck zurückließen. Die Zahl ihrer Verwundeten blieb unbekannt; sie ließen 55 Tote, 2 Wagen und 5 Karren auf dem Schlachtfelde zurück und verloren 100 Pferde, wogegen der Verlust der Hereró 30 Tote und mehr als 70 zum Teil schwer Verwundete betrug. Die aufopfernde Thätigkeit, welche die in Okahandja anwesenden Deutschen nach dem Kampfe beim Verbinden und bei der Pflege der Verwundeten entfalteten, hat auf die Hereró einen tiefen Eindruck gemacht, viel zur Befestigung der freundschaftlichen Gesinnungen beigetragen und den Abschluß des Vertrages gefördert. Nach Unterzeichnung desselben wurde auf dem Hause Mahareros die deutsche Flagge aufgezogen, und ein Fest mit Spiel und Feuerwerk, wobei reichlich Lebensmittel an die Eingeborenen verteilt wurden, beschloß den Tag.

Berichtigung. Die Unterschrift des Bildes auf Seite 45 hat zu lauten: Typen aus dem Namalande.



Die Südgrenze von Lüderitzland: der Oranjeſtuß.

Lüderitzland, Nama- und Damaraland.

Das steigende Bewußtsein von der Macht des Vaterlandes hatte in Deutschland endlich den Wunsch erregt, dieselbe auch in überseeischen Ländern zu bethätigen, und immer lauter wurde der Ruf nach Kolonien. Die Reichsregierung schien jedoch, seitdem der erste Kolonisationsversuch, die geplante Erwerbung von Samoa, an dem Widerstande des Reichstages gescheitert war, alle derartigen Pläne aufgegeben zu haben und den Kolonialbestrebungen interesselos gegenüberzustehen, als im Sommer 1885 die Welt die überraschende Kunde durchflog, daß ein Deutscher an einer kaum dem Namen nach bekannten Küste im Südwesten Afrikas ein bisher unabhängiges Gebiet käuflich erworben habe.

Die Nachricht fand in Deutschland und im Auslande sehr verschiedene Aufnahme. Während sie in Deutschland allgemein mit Ausnahme jener Kreise, denen alles Verständnis für nationales Streben abhanden gekommen ist, mit Jubel begrüßt wurde, blickte man im Auslande einesteils mit spöttischer Geringschätzung, andererseits voll Mißgunst auf die deutsche Erwerbung.

Der Jubel in Deutschland war leicht erklärlich. Die großen Hamburger und Bremer Handelsfirmen besaßen zwar in allen Erdteilen Faktoreien, aber dieselben befanden sich in Gebieten, welche bereits von anderen Nationen besetzt waren. Hier hatte zum erstenmal ein Deutscher ein Gebiet erworben, welches bisher unabhängig war und über dem noch nicht die Flagge eines europäischen Staates wehte. Eine solche That war zur Zeit der Ohnmacht Deutschlands unmöglich, und der Jubel, mit dem sie begrüßt wurde, galt daher dem kühnen Bahnbrecher, welcher im Vertrauen auf den mächtigen Schutz des Vaterlandes gewagt hatte, auch für den Deutschen in Anspruch zu nehmen, was andere Nationen bisher als ihr Privilegium betrachteten.

Im Auslande, namentlich in England, hatte man schon über die Kolonialbewegung in Deutschland gespottet und sie als eine verspätete bezeichnet, „weil die Welt bereits vergeben sei“. Als nun doch ein

deutscher Kaufmann ein Stück Land entdeckt hatte, das noch nicht vergeben war, spöttelte man darüber, daß die Deutschen sich ein so elendes Land ausgesucht hatten. Manchen erschien das Vorgehen des Bremer Kaufmannes A. E. Lüderitz, der sein gutes Geld für ein ödes, unbewohntes und zum Anbau nicht geeignetes Land hingab, nur wie eine Kuriosität, über welche man höchstens lächeln konnte.

Angra Pequena — so hieß die deutsche Erwerbung — war eine kleine Bucht nördlich vom Oranje-Fluß unter 26° 57' 52" südl. Br. und 15° 7' 7" östl. L., und das Einzige, was man von ihr wußte, war, daß sich in ihr eine Insel mit großen Guanolagern befände, welche schon seit Jahren von am Kap ansässigen englischen Kaufleuten ausgebeutet wurden. Das die Bucht einschließende Land, jetzt Eigentum des Herrn Lüderitz, war eine felsige Küste ohne alle Vegetation und — was ihren Wert noch mehr herabdrückte — ohne Trinkwasser. Vom Meere aus sah man nichts anderes als Sand und Dünen, und auch landeinwärts erstreckte sich meilenweit eine wasserlose Wüste.

Der ersten Nachricht über die Erwerbung des Herrn Lüderitz folgte eine zweite, welche ganz anders aufgenommen wurde. Es hieß plötzlich, Herr Lüderitz habe durch einen zweiten Kaufvertrag das ganze Küstengebiet zwischen dem 26.° südl. Br. und dem Oranje-Fluß, der Nordgrenze der Kapkolonie, nebst 20 geographischen Meilen Inland, von jedem Punkte der Küste an gerechnet, erworben. Das war ein Gebiet von 900 □ Meilen, also etwa so groß wie Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen, und die Erwerbung gewann plötzlich ein anderes Aussehen. Der Spott der Engländer verwandelte sich in Neid und Mißgunst, und sie suchten auf jede mögliche Weise die Niederlassung des Deutschen zu verhindern. Herr Lüderitz, der im August 1883 nach Kapstadt reiste, um sich über den Stand seiner Angelegenheit an Ort und Stelle aufzuklären, fand bald Gelegenheit, lernen zu lernen, was er von den Engländern zu erwarten hatte, wenn ihm seitens des Deutschen Reiches kein Schutz zuteil wurde. „Bei seiner Anwesenheit in Kapstadt ließ der Gouverneur der Kapkolonie, General Smyth, Lüderitz bitten, ihn zu besuchen und ihm Mitteilungen von seinem Landkaufe u. s. w. machen. Er hatte derzeit erst Kenntnis von dem ersten kleinern Kaufe, wonach nur erst die Bai Angra Pequena nebst fünf Meilen Land nach allen Richtungen in seinen Besitz übergegangen war. Diesen Kaufkontrakt zeigte er dem Gouverneur und bezeichnete demselben auf der mitgebrachten Inrayschen Seekarte das Gebiet, welches er als sein Eigentum beanspruchte. Auf die Frage, ob er auch die Inseln als sein Eigentum reklamiere, antwortete Lüderitz selbstverständlich bejahend, weil nach der Seekarte die Bai von Angra Pequena das Gewässer umfasse, welches zwischen Diaz Point und North East Point an den Ozean grenze. Nun zeigte ihm der Gouverneur ein Dokument, wonach ein englischer Schiffskapitän vor 20 Jahren Besitz von folgenden 11 Inseln, den sogenannten Guanoinseln, genommen hätte, nämlich: Hallams Bird Island und Mercury Island nördlich vom 26.° südl. Br.; Schaboe Island; ferner in der Bai von Angra Pequena Seal Island und Penguin Island (nicht Shark Island, welches keine Seevögel und keinen Guano enthält, weil die Verbindung mit dem Lande zur Ebbezeit trocken läuft und den Schakalen das Herüberkommen gestattet); weiter Halifax-, Long-, Possession-, Pomona-, Plumpudding- und Roastbeef Island. Diese 11 Inseln seien an J. Spence in Kapstadt auf eine Reihe von Jahren verpachtet. Auf Lüderitz' Anfrage, von wem der Kapitän diese Inseln gekauft habe, erklärte der Gouverneur, sie seien sogenannte „no-mans-land“ (Niemandes Land) und nur von Robben und Seevögeln bewohnt gewesen; es sei nur Besitz davon ergriffen — gekauft seien diese Inseln nicht. Der Gouverneur teilte dann noch mit, daß J. Spence behaupte, die Küste von Vafers Cove (Angras Santas) bis Angra Pequena gekauft zu haben, und daß dieser deshalb gegen die Besitzergreifung der Bai und der Ländereien durch Lüderitz bei der Deutschen und Englischen Regierung reklamieren werde. Der deutsche Konsul in Kapstadt, der diese Reklamation dem Auswärtigen Amte zu Berlin übermittelte, meinte, daß Lüderitz nicht auf Reichsschutz zu rechnen habe, bis der Spencesche Anspruch widerlegt sei; er riet zugleich, dem Spence seinen „Anspruch“ abzukufen, um auf diese Weise dessen Einrede zu beseitigen. Doch Lüderitz lehnte dies ab, weil er sich in seinem Rechte wußte und die vollkommene Nichtigkeit des von Spence aufgestellten Anspruches genau kannte. Er hatte nämlich von dem Vertrage des frühern

Häuptlings David Christian Fredricks, Onkel und Vormund des derzeit minderjährigen, jetzigen Häuptlings Joseph Fredricks mit De Pass, Spence & Ko. erhalten und wußte daher, daß letzteren kein Land verkauft war, sondern daß denselben nur Minenrechte auf unbestimmte Zeit eingeräumt waren. Später war Lüderitz einmal mit seinem Agenten C. Poppe (in Firma Ruffow & Ko.) bei Spence, welcher behauptete, daß er 800 Pfund Sterling für das von ihm reklamierte Gebiet bezahlt habe.¹⁾

Herr Lüderitz begab sich, um Klarheit über das verworrene Verhältnis zu erlangen, von Angra Pequena nach Bethanien, dem Sitz des Häuptlings, von dem er das strittige Gebiet erworben hatte, und während seines dortigen Aufenthaltes (vom 16. November bis 30. November 1885) gelangte er in den Besitz mehrerer Dokumente, durch welche die Berechtigung seiner Ansprüche über allen Zweifel erhoben und die Richtigkeit der englischen Einwände klar dargelegt wurde. Aus dem in Verwahrung der Missionäre befindlichen Archiv von Bethanien wurde ihm eine in holländischer Sprache²⁾ verfaßte Abschrift des Vertrages übergeben, welchen der Häuptling David Christian mit De Pass, Spence & Ko. geschlossen hatte. Ferner erhielt er von dem jetzigen Häuptling Joseph Fredricks und dem Räte der Namas eine auf obigen Kontrakt bezügliche schriftliche Erklärung, in welcher seine Rechte klar bestimmt wurden. Schließlich übergab ihm der Missionär Herr Bam noch eine Erklärung, in welcher die Berechtigung des Häuptlings Joseph Fredricks, das Gebiet an Herrn Lüderitz zu verkaufen, bestätigt und die Richtigkeit der beiden mit ihm geschlossenen Kaufverträge beglaubigt wurde.

Kaum hatte Herr Lüderitz Bethanien verlassen, so fand sich dort ein Beamter aus der Kapstadt ein, um bei dem Missionär und den Häuptlingen Erkundigungen über die Lüderitzschen Erwerbungen einzuziehen, mußte aber unverrichteter Sache abziehen, da die Namas sich mit den Engländern auf nichts einlassen wollten. Die Engländer hatten indessen ihre Taktik geändert. Da sie einsahen, daß das Vorrecht des Herrn Lüderitz nicht zu bezweifeln sei, bestritten sie die Berechtigung des Häuptlings zum Verkauf des Gebietes. In Briefen aus der Kapstadt, welche Herr Lüderitz bei seiner Ankunft in Angra Pequena dort vorfand, wurde die Behauptung aufgestellt, daß der rechtmäßige Herrscher von Bethanien nicht Joseph Fredricks, sondern der Häuptling Willem Christian von Warmbad sei, der am Nordufer des Oranjeufusses unter englischer Oberhoheit lebe. Herr Lüderitz ließ jedoch diese neuen Briefe unbeantwortet. Er war nun imstande, dem Auswärtigen Amte sein Recht nachzuweisen und auch den letzten Einwand zu widerlegen, da durch eine schriftliche Erklärung des Herrn Bam festgestellt wurde, daß der Häuptling Willem Christian von Warmbad mit der den Namen Fredricks führenden Herrscherfamilie in Bethanien in keinerlei Verbindung stehe und auch keine Hoheitsrechte über Bethanien besitze.

Am 24. Januar lief das deutsche Kanonenboot „Nautilus“, Kommandant Korvetten-Kapitän Aschenborn, in Angra Pequena ein, um genaue Informationen über die Beschaffenheit des Hafens und die sonstigen Verhältnisse in dem von Herrn Lüderitz erworbenen Gebiet einzuziehen. Das Erscheinen dieses Schiffes in der „deutschen Kolonie“ erregte großes Aufsehen, zunächst in Kapstadt, dann, als der Telegraph die Sensationsnachricht verbreitet hatte, auch in England. Unermüdlich in der Aufspürung von Einwänden gegen die deutsche Erwerbung, hatten die Engländer indessen wieder neue vorgebracht. Schon

¹⁾ Siehe Weserzeitung vom 6. Juni 1884.

²⁾ Eine kurze Übersicht der Erwerbungs-geschichte Angra Pequenas bietet: Gerhard Kohns, Angra Pequena. Die erste deutsche Kolonie in Afrika. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1884. — Dem Leser der Broschüre sei nur anempfohlen, sich nicht durch folgende Schlußbemerkung derselben über die Leistungsfähigkeit Angra Pequenas täuschen zu lassen. „Herr Lüderitz,“ heißt es dort, „hat unter Leitung des Herrn Vogelsang selbst ein kleines Gut, die Borg in Kattrepel bei Borgfeld in der Nähe von Bethanien. Nach Briefen, die derselbe am 10. Juli in Bremen empfangen, hat es Anfang Juni dort geregnet, und werden allein in diesem Monat 1500 Stück Rindvieh zum Verkauf nach dem Kapland getrieben.“ — Bei Bethanien kann es allerdings anfang Juni 1884 geregnet haben, aber das Gut des Herrn Lüderitz, die Borg in Kattrepel bei Borgfeld, liegt nicht im Nama-Land, sondern in Deutschland bei Bremen. — Betreffs der diplomatischen Verhandlungen siehe: Weisbuch. Aktenstücke, betreffend deutsche Unternehmungen in Afrika. 2. Heft: Angra Pequena. Amtliche Ausgabe. Hamburg, L. Friederichsen & Ko., 1885.

Kapitän Uschenborn hatte Herrn Lüderitz ein Schreiben gezeigt, in welchem behauptet wurde, daß die Engländer schon im Jahre 1864 oder 1865 von Angra Pequena Besitz ergriffen hätten, und als Herr Lüderitz auf der Heimreise nach Kapstadt kam, erklärte ihm Herr Bower, der Sekretär des Gouverneurs, daß man noch nachträglich ein Dokument gefunden habe, aus welchem hervorgehe, daß Angra Pequena bereits von England annektiert und Eigentum der Krone sei. Ein Kauf des Landes, erklärte Herr Bower, habe allerdings nicht stattgefunden, aber die Hottentotten seien Wilde, und von solchen bewohntes Land könne von



Der Hafen von Angra Pequena. Nach der englischen Admiralitätskarte.

jeder zivilisierten Macht annektiert werden. Daß die Hottentotten seit 40 Jahren Christen seien, ändere nichts an dieser Auffassung, da sie nach englischen Begriffen Wilde geblieben seien.

Da aus alledem hervorging, daß es sich darum handle, eine deutsche Niederlassung in Angra Pequena unter irgend welchem beliebigen Vorwand zu verhindern, und die Hoffnung auf Anerkennung seiner wohl erworbenen Rechte schwand, blieb Herrn Lüderitz nur noch ein Ausweg: sich wegen des Schutzes seines Eigentums an das deutsche auswärtige Amt zu wenden. Er erwiderte daher Herrn Bower, daß er sich nach Berlin begeben, „um festzustellen, ob England, dem doch nicht die ganze Welt gehöre, berechtigt sei, die Bai

von Angra Pequena und die Inseln und Felsenriffe, welche nach europäischen Begriffen zu dem Lüderitzschen Küstengebiet gehören, für sich zu beanspruchen.“

Schon am 16. November 1882 hatte Herr Lüderitz ein Schreiben an das Deutsche Auswärtige Amt gerichtet, in welchem er mitteilte, daß er an irgend einem Plage der Westküste Afrikas zwischen dem 22. und 28. Grad südl. Br., der noch unter der Herrschaft eingeborener Häuptlinge stehe, eine Faktorei zu errichten und durch Verträge mit den Häuptlingen das Recht des Alleinhandels zu erlangen beabsichtige. Er fragte an, ob und unter welchen Umständen ihm der Schutz der deutschen Reichsflagge würde gewährt werden, und sprach die Bitte aus, seine erworbenen Rechte sofort bei Abschluß der Verträge unter solchen Schutz stellen zu dürfen. Darauf erhielt am 4. Februar 1883 der deutsche Botschafter Graf Münster den Auftrag, die englische Regierung „gesprächsweise“ von den Absichten des Herrn Lüderitz zu unterrichten, für den Fall, daß sie etwa beabsichtige, in jenen Gegenden Souveränitätsrechte auszuüben oder Schutz zu gewähren. Indessen vollzogen sich die Gebietserwerbungen des Herrn Lüderitz, und am 16. August erhielt Herr Eippert, der deutsche



Angra Pequena mit der Nautiluspitze.

Konsul in Kapstadt, die Weisung, Herrn Lüderitz konsularischen Schutz zu gewähren, mit dem Bemerkten, daß derselbe, wenn seine erworbenen Rechte begründete seien und nicht mit früheren Ansprüchen anderer kollidierten, für sein Unternehmen auf Schutz seitens der Kaiserlichen Regierung rechnen könne. Herr Lüderitz kehrte daher, nachdem er in Bethanien das nötige Material zur Begründung seiner Ansprüche erhalten hatte, mit dem festen Vertrauen auf einen guten Ausgang seines Unternehmens nach Deutschland zurück, und nun begann jene diplomatische Aktion, in welcher England, nachdem es versucht hatte, mit hochmütiger Geringschätzung über die deutschen Ansprüche hinwegzugehen, Schritt für Schritt vor den gerechten Forderungen Deutschlands zurückwich, bis es sich endlich mit dem Gedanken befreundet mußte, in Süd-Afrika eine deutsche Kolonie zum Nachbarn zu haben.

Auf eine „mündliche Anfrage“ in betreff der englischen Ansprüche auf die Lüderitzsche Erwerbung erhielt Graf Münster am 21. November 1883 von Lord Granville eine, einer Abfertigung ähnliche Note, in welcher mitgeteilt wurde, „daß, obwohl die Souveränität Ihrer Majestät nicht längs der ganzen Küste, sondern nur

an bestimmten Punkten, wie Walfisch-Bai und auf den Inseln vor Angra Pequena proklamiert worden ist, die Königlich Großbritannische Regierung doch der Ansicht ist, daß irgend welche Souveränitäts- oder Jurisdiktionsansprüche einer fremden Macht auf das Gebiet zwischen der südlichen Grenze der portugiesischen Oberhoheit am 18. Breitengrad und der Grenze der Kapkolonie in ihre legitimen Rechte eingreifen würden." Man glaubte, mit dieser Note die deutschen Ansprüche beseitigt zu haben, aber gerade auf Grund derselben konstatierte die Deutsche Regierung in einer am 31. Dezember 1883 überreichten Note, daß die britische Souveränität jenseits der Grenzen der Kapkolonie sich auf die Walfisch-Bai und die Inseln vor Angra Pequena beschränke, woraus der Kaiserlichen Regierung das Recht erwachse, dem Hause Lüderitz den Schutz des Reiches zu gewähren. Gleichzeitig wies die Note darauf hin, daß der von der Kaiserlichen Regierung hinsichtlich der Berechtigung zur Schutzgewährung vertretene Standpunkt vollkommen der Auffassung entspreche, welche England und Deutschland schon früher wiederholt gegenüber anderen Mächten, so namentlich gegenüber den 1874 erhobenen Ansprüchen Spaniens auf die Karolinen- und Palau-Inseln, vertreten hatten. Sollte nun England trotzdem eine Oberhoheit über das Gebiet zwischen dem Oranje und dem 18.° südl. Br. beanspruchen, so ersuche die Kaiserliche Regierung mit Rücksicht auf den ihr obliegenden Schutz des deutschen Handels um Angabe der Rechtstitel, auf welche England seine Ansprüche gründe, und um Aufklärung über die Einrichtungen in jenem Gebiete, welche ihm ermöglichen, dort sich niederlassenden deutschen Unterthanen solchen Rechtsschutz zu gewähren, daß das Deutsche Reich seiner Schutzpflicht überhoben würde.

Es verging eine geraume Zeit, ohne daß von englischer Seite eine Antwort auf diese Note erfolgte. Inzwischen wurden durch den Kommandanten von S. M. Kanonenboot „Nautilus“, Korvetten-Kapitän Alsenborn, die Verhältnisse in Angra Pequena an Ort und Stelle einer eingehenden Prüfung unterzogen, und derselbe sandte am 27. Januar das von ihm verlangte Gutachten ein, in welchem er erklärte, „daß das von der Firma F. A. E. Lüderitz in Bremen im Hafen von Angra Pequena ins Werk gesetzte Handelsunternehmen gut begründet und erfolgreich sei und dasselbe wachsen und gedeihen werde, besonders, wenn der Versuch, Brunnen anzulegen, gelinge“. Die Beschwerden des Herrn Lüderitz über das Auftreten der Behörden der Kapkolonie mußten, nachdem seine Ansprüche geprüft worden und über das Unternehmen selbst ein so günstiges Gutachten vorlag, zu einer Entscheidung führen, und Fürst Bismarck traf sie, der englischen Verschleppungspolitik müde, in einer Weise, die man in England kaum erwartet hatte: ein Telegramm forderte am 24. April Konsul Eippert auf, den Kolonialbehörden am Kap zu erklären, daß Herr Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen, und gleichzeitig wurde Graf Münster beauftragt, Lord Granville davon in Kenntnis zu setzen.

Die englische Regierung ließ auch diese Note unbeantwortet. Mitte Mai empfing dagegen Lord Derby eine Deputation von Kaufleuten der Kapkolonie, welche bat, in Angra Pequena die britische Autorität aufrecht zu erhalten. Lord Derby erwiderte, daß England Angra Pequena nie als britisches Gebiet betrachtet, wohl aber beansprucht habe, andere Mächte von der Küste nördlich vom Oranje ausschließen zu können. Inbezug auf diese Ansprüche habe Deutschland zwar einige Anfragen gestellt, seines Wissens dieselben aber nicht bestritten (?) und nur zu erfahren gewünscht, ob England das Gebiet als sein Eigentum betrachte und einer deutschen Niederlassung dort Schutz gewähren wolle, widrigenfalls Deutschland diesen Schutz selbst ausüben werde. Auf eine infolge dessen vom Kolonialamt an die Regierung der Kapkolonie gerichtete Anfrage, ob sie die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Angra Pequena übernehmen wolle, habe diese wegen der Kosten, die ihr daraus erwachsen würden, abgelehnt. Vor einigen Tagen sei jedoch die Kapregierung nochmals telegraphisch befragt worden, ob sie die Verwaltung jenes Gebietes zu übernehmen bereit wäre, wenn die Regierung die Rechte der Krone Englands auf Angra Pequena geltend machen würde.

Da die deutsche Note vom 31. Dezember 1883 noch immer unbeantwortet war, ließ nun Fürst Bismarck am 24. Mai 1884 an dieselbe erinnern, worauf sich Lord Granville wegen Unterlassung der Antwort entschuldigte und versprach, dieselbe sofort zu erteilen, sobald die Verhandlungen, welche in dieser Angelegenheit

mit der Kapkolonie gepflogen würden, beendet seien. Am 3. Juni kam endlich die Nachricht, daß die Kapkolonie bereit sei, die ganze Küste, einschließlich Angra Pequena, zu übernehmen, worauf Fürst Bismarck sofort in London vertraulich mitteilen ließ, daß Deutschland nicht in der Lage sei, eine solche Besitzergreifung anzuerkennen, und daß es England das Recht dazu bestreite.

Das Vorgehen Deutschlands war bisher unstreitig ein korrektes, in keiner Weise anfechtbares. Die englische Regierung hätte bei gleich loyaler Behandlung der Angelegenheit die Note vom 31. Dezember in wenigen Tagen beantworten können, aber sie zog es vor, die an sich einfache Frage, ob und wie sie in Angra Pequena Schutz gewähren könne, dadurch zu komplizieren, daß sie sich erst versichern wollte, ob die Kapkolonie Lust habe, sich neue Küstenstriche in jener Gegend einzuverleiben. Nachdem aber erst festgestellt war, daß die Küste nördlich vom Oranje englisches Eigentum nicht sei, waren dem entschiedenen Auftreten des Fürsten Bismarck gegenüber solche Winkelzüge auf die Dauer unmöglich, und so bequeme sich denn endlich am 19. Juli 1884 die englische Regierung zur Beantwortung der deutschen Note vom 31. Dezember 1883: sie erkannte die Berechtigung Deutschlands, seinen Unterthanen in Angra Pequena Schutz zu gewähren, an, forderte jedoch Garantien dafür, daß Deutschland dort keine Strafkolonie errichten werde. Eine solche Zumutung mußte Fürst Bismarck unbedingt zurückweisen, denn wenn Deutschland über Angra Pequena eine Oberhoheit zustand, dann hatte kein anderer Staat das Recht, ihm vorzuschreiben, wie es dieselbe ausüben solle.

Während dieser Unterhandlungen steigerte sich in der Kapkolonie die Aufregung der Bevölkerung von Tag zu Tag.³⁾ Die Deutschen waren zwar nicht mehr zu vertreiben, aber wenn man sie auch an seiner Grenze dulden mußte, wollte man sie wenigstens unschädlich machen, und der Kolonialsekretär Lord Derby schürte von London aus den Brand. Von ihm angestachelt, schlug die Kap-Regierung dem Parlament die Annexion der ganzen noch herrenlosen Südwestküste Afrikas, Angra Pequena ausgenommen, vor, und das Kap-Parlament sprach die Annexion aus. Dadurch wäre der deutschen Kolonie jede Möglichkeit weiterer Entwicklung abgeschnitten gewesen, und sie würde wohl ihr verfehltes Dasein bald beschlossen haben. Es kam jedoch anders, als die Herren am Kap dachten, denn Fürst Bismarck war nicht der Mann, der sich im letzten Augenblick um der Mühe Lohn betrügen ließ. Seine Antwort auf den herausfordernden, von keiner freundlichen Gesinnung gegen Deutschland zeugenden Beschluß des Kap-Parlamentes war die Erklärung des deutschen Protektorats über das ganze Gebiet vom Oranje bis zum 26.^o südl. Br.

Am 6. August 1884 traf S. M. Korvette „Elisabeth“, Kapitän z. S. Scheering, in Angra Pequena ein, wo sie bereits S. M. Korvette „Leipzig“, Kapitän z. S. Herbig, vorfand. Da Kapitän Scheering durch

³⁾ Wie die große Mehrheit des englischen Volkes über den Streitfall dachte, zeigt deutlich ein Artikel von einem Mr. Kund in der viel gelesebenen Zeitschrift „The Colonies and India“. Derselbe schreibt: Man kann mit voller Gewißheit annehmen, daß in nicht sehr ferner Zeit eine südafrikanische Konföderation, nach englischen Anschauungen verwaltet, gebildet sein wird, und in diesem Falle kommt es Ihrer Majestät Regierung zu, es als selbstverständlich hinzustellen, daß es keiner andern Macht gestattet sei, in diesem Lande sich in irgend einer Stellung festzusetzen, welche sie früher oder später in Konflikt mit den englischen und holländischen Kolonisten in Süd-Afrika bringen würde. Die Angelegenheiten in Süd-Afrika sind gegenwärtig verworren genug, ohne ein weiteres Element der Verwicklung hinzuzufügen. Meiner Ansicht nach ist die Frage keine Besitzfrage, sondern einfach eine politische Frage. Selbst zugegeben, daß unser Anspruch auf die Walvisch-Bai uns nicht auch zu Besitzern von Angra Pequena macht, so beharre ich doch bei meiner Ansicht, daß wir vollkommen berechtigt sind, dieses Gebiet irgend einer fremden Macht zu verweigern, welche einen unabhängigen Staat zwischen zwei unserer dicht bei einander liegenden Besitzungen aufrichten will. Manche mögen dies eine „dog in the manger-Politik“ nennen, aber es ist dies eine Politik, welche sich als Schutzmittel gegen zukünftige Verwickelungen erweisen wird. Natürlich können wir mit Deutschland (indem es thatsächlich Jahr für Jahr zehntausend seiner Bürger durch Auswanderung verliert) in seinen Anstrengungen, ein neues Vaterland zu finden, wohl sympathisieren, aber ihm zu erlauben, auf unsere Kosten zu kolonisieren, daran kann nicht gedacht werden. Wenn Deutschland nötig hat, ein Kolonialreich zu begründen, so möge sich seine Aufmerksamkeit auf Süd-Amerika richten, wo es einige Aussichten haben dürfte, gegenüber den Halbblut und den „dolce far niente-Abkömmlingen“ der spanischen Eroberer. Es giebt andere Teile des Globus, welche passender sind für Deutschland als gerade dieses Angra Pequena, und es ist wohl zu erwarten, daß diese Frage, sobald die Antwort der Kap-Regierung eingetroffen ist, ein für alle Mal erledigt sein wird. Ohne Zweifel wird sich Deutschland verletzt fühlen, daß wir Einspruch erheben gegen irgend etwas, was es auswärtig zu thun gedenkt, Nationen aber, gleich Kindern, haben oftmals bittere Pillen zu verschlucken, und sie nehmen die Dosis nicht ohne Gesichterschneiden.

Anwohsein verhindert war, übernahm Kapitän Herbig die Ausführung des Kaiserlichen Befehls. Dieser begab sich am Morgen des 7. August mit Mannschaften beider Schiffe an Land und verlas dort an einer Stelle, an welcher schon vorher ein Flaggenmast errichtet worden, folgende Proklamation:

Seine Majestät, der Deutsche Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, haben mir befohlen, mit Allerhöchst deren gedeckter Korvette „Elisabeth“ nach Angra Pequena zu gehen, um das dem Herrn A. Lüderitz gehörige Territorium an der Westküste Afrikas unter den direkten Schutz Seiner Majestät zu stellen. Das Territorium des Herrn A. Lüderitz wird nach den amtlichen Mitteilungen als sich erstreckend von dem Nordufer des Oranjesufes bis zum 26.^o Südbreite, 20 geographische Meilen landeinwärts, angenommen, einschließlich der nach dem Völkerrecht dazu gehörigen Inseln. Indem ich diesen Allerhöchsten Auftrag hiermit zur Ausführung bringe, hiße ich hier als äußeres Zeichen die Kaiserlich Deutsche Flagge, stelle somit das erwähnte Territorium unter den Schutz und die Oberherrlichkeit Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm I. und fordere die Anwesenden auf, mit mir einzustimmen in ein dreifaches Hoch auf Seine Majestät: Seine Majestät, der Kaiser Wilhelm I. lebe hoch!

Und wie nun alle um den Flaggenstock Versammelten, die Offiziere und Kadetten, die Beamten der Faktorei (9 an der Zahl) und die gelandeten Mannschaften der beiden Schiffe jubelnd in das Hoch auf den Kaiser einstimmten, da dröhnte es

dumpf über die See herüber, vom Ankerplatze der „Elisabeth“ und „Leipzig“ her, welche die aufsteigende deutsche Flagge mit je 24 Schüssen begrüßten. Ein frohes Fest, wie gewiß noch keines an dieser einsamen Küste gefeiert worden, vereinte darauf die Gäste der Faktorei in dem eben erst erbauten Hause, und als sie nach einigen Stunden dasselbe verließen, da hing bereits neben der lustig im Winde flatternden Flagge auf schwarzweiß-rotem Pfahl eine Tafel mit



machung desselben im allgemeinen ein sehr geringes. Es ist eine unwirtliche Küste, die sich vom Kap Frio bis zur Mündung des Oranje erstreckt, und wer an ihren kahlen Felsen entlang fährt, der findet es begreiflich, daß seit dem Tage, an welchem der Entdecker Süd-Afrikas, der Portugiese Diaz, (1486) in Angra Pequena einlief, fast 400 Jahre vergingen, bevor Europäer einen Versuch machten, sich dort niederzulassen. Wer vom Oranje nordwärts wandert, der nimmt lange Zeit Abschied von grünenden Weidflächen und bewaldeten Ufern, denn er betritt nun eine traurige Einöde, in welcher alle Vegetation erstorben ist, da das belebende Element, das Wasser, fehlt oder wenigstens nur während eines Teiles des Jahres in sonst ausgetrockneten Bachbetten und Rinnsalen vorhanden ist. Das Terrain hebt sich vom Oranje an in den 6 Breitengraden zwischen dem Fluß und der Nordgrenze des Namalandes allmählich auf über 2000 Meter, und von der Westküste nach dem Innern erreicht es bis zum Rande der Kalahariwüste nach und nach eine Höhe von etwa 1800 Metern. Die Meereswogen brechen sich schäumend an hohen Felswänden, haushoch ihren Gischt empor schleudernd, und hinter den Felsen breiten sich Sanddünen aus, an welche sich landeinwärts auf einer Strecke von 2 bis 3 Tagereisen wellenförmiges Steppenland anschließt, in welchem weder Wasser noch Vegetation vorhanden ist. Unübersehbar breitet sich das Sandmeer aus, und der Reisende, der im Ochsenwagen dasselbe durchzieht, vermag nur nach vereinzelt Granitkegeln die Entfernung abzumessen, die ihn noch von seinem Ziele trennt. Die Zug-

der unter dem deutschen Reichsadler angebrachten Inschrift: „Territorium Lüderitz. Nördl. vom Oranje-Fluß bis 26.^o südl. Br. unter Protektorat des Kaiserl. Deutschen Reiches. 7. August 1884.“ Die erste deutsche Kolonie auf afrikanischem Boden war nach schwerem Ringen erworben!

Das Land, welches somit als erste deutsche Kolonie erworben war, mochte immerhin als Erwerbung von zweifelhaftem Werte gelten, und auch heute noch ist das Vertrauen auf eine künftige Nutzbar-

und Schlachttiere, welche hier hindurchkommen, bleiben tagelang ohne Futter und ohne Wasser, wenn sie nicht mit dem salzigen Wasser vorlieb nehmen wollen, welches dann und wann eine Quelle bietet. Allmählich unterbrechen endlich die einförmige Landschaft Ausläufer einer von Nord nach Süd ziehenden Felsenfette, man erblickt hier und da einige zarte Grashalme zwischen dem Gestein, und inmitten mächtiger Granitfelsen sprudelt eine Quelle hervor, deren Wasser trinkbar ist. Hier ist das Ende der Einöde, und die 8 bis 10 deutsche Meilen breite Fläche, die nun vor dem Reisenden liegt, ist bereits mit Vegetation bedeckt und die erschöpften Tiere finden dort hinreichendes Futter.⁴⁾

Die neue Kolonie bot daher ein wenig anziehendes Bild, und das Beste schien noch der Hafen zu sein, der an Brauchbarkeit an der ganzen, wenig gegliederten Küste zwischen Mossamedes und dem Oranje nur von Port Alexander übertrifft wird. Während aber Port Alexander nicht bloß eine geschützte Lage besitzt, sondern auch wasserreich ist und die Uferlandschaft durch eine üppige tropische Vegetation verschönert wird, ist der von Herrn Lüderitz erworbene Hafen seines öden, wasserlosen Hinterlandes würdig. Wohin der Blick sich wenden mag, überall gewahrt er landeinwärts nur Sand und kahle Felsen, und Trinkwasser ist hier ein sehr kostbarer Artikel, da es zu Schiffe aus der Kapstadt hergebracht wird.

Trotz ihrer Öde ist jedoch die Hafenslandschaft nicht unschön zu nennen. Der Entdecker der Einbuchtung hat ihr zwar den Namen Angra Pequena⁵⁾ gegeben, was „eine kleine Bucht“ bedeutet, aber dieselbe ist doch so groß, daß der Name nicht gut für sie paßt. Der westlichste Punkt der fährt. Die Einfahrt ist etwa anderthalb Seemeilen breit, und in ihr befinden sich der Haißisch-Insel gegenüber gute Ankerplätze, wogegen die 5 Seemeilen lange, nach Südsüdost sich erstreckende Bucht sich bald so verflacht, daß die Weiterfahrt nur kleinen Fahrzeugen möglich ist.

Nordöstlich von der Angra-Spitze und nördlich von der Walfisch-Insel liegt die Penguin-Insel, und dieser gegenüber auf dem Festlande der Robert-Hafen, welcher vollkommen ruhiges Wasser enthält. Schiffe

⁴⁾ Johannes Olpp, Angra Pequena und Groß-Namaqua-Land. Auf Grund vielfähriger Beobachtungen kurz geschildert. Elberfeld, R. E. Friederichs, 1884, Seite 13.

⁵⁾ Die Schreibweise Angra pequenã, der man immer noch hier und da begegnet, ist unrichtig. Wäre die Benennung spanischen Ursprungs, dann wäre die Schreibweise pequenã berechtigt, da aber die Benennung dem Portugiesischen entnommen ist, dürfen wir nur sprechen und schreiben: Angra pequena.



Der Flaggenstock in Angra Pequena.

Die neue Kolonie bot daher ein wenig anziehendes Bild, und das Beste schien noch der Hafen zu sein, der an Brauchbarkeit an der ganzen, wenig gegliederten Küste zwischen Mossamedes und dem Oranje nur von Port Alexander übertrifft wird. Während aber Port Alexander nicht bloß eine geschützte Lage besitzt, sondern auch wasserreich ist und die Uferlandschaft durch eine üppige tropische Vegetation verschönert wird, ist der von Herrn Lüderitz erworbene Hafen seines öden, wasserlosen Hinterlandes würdig. Wohin der Blick sich wenden mag, überall gewahrt er landeinwärts nur Sand und kahle Felsen, und Trinkwasser ist hier ein sehr kostbarer Artikel, da es zu Schiffe aus der Kapstadt hergebracht wird.

Trotz ihrer Öde ist jedoch die Hafenslandschaft nicht unschön zu nennen. Der Entdecker der Einbuchtung hat ihr zwar den Namen Angra Pequena⁵⁾ gegeben, was „eine kleine Bucht“ bedeutet, aber dieselbe ist doch so groß, daß der Name nicht gut für sie paßt. Der westlichste Punkt der fährt. Die Einfahrt ist etwa anderthalb Seemeilen breit, und in ihr befinden sich der Haißisch-Insel gegenüber gute Ankerplätze, wogegen die 5 Seemeilen lange, nach Südsüdost sich erstreckende Bucht sich bald so verflacht, daß die Weiterfahrt nur kleinen Fahrzeugen möglich ist.

Nordöstlich von der Angra-Spitze und nördlich von der Walfisch-Insel liegt die Penguin-Insel, und dieser gegenüber auf dem Festlande der Robert-Hafen, welcher vollkommen ruhiges Wasser enthält. Schiffe

Die neue Kolonie bot daher ein wenig anziehendes Bild, und das Beste schien noch der Hafen zu sein, der an Brauchbarkeit an der ganzen, wenig gegliederten Küste zwischen Mossamedes und dem Oranje nur von Port Alexander übertrifft wird. Während aber Port Alexander nicht bloß eine geschützte Lage besitzt, sondern auch wasserreich ist und die Uferlandschaft durch eine üppige tropische Vegetation verschönert wird, ist der von Herrn Lüderitz erworbene Hafen seines öden, wasserlosen Hinterlandes würdig. Wohin der Blick sich wenden mag, überall gewahrt er landeinwärts nur Sand und kahle Felsen, und Trinkwasser ist hier ein sehr kostbarer Artikel, da es zu Schiffe aus der Kapstadt hergebracht wird.

Trotz ihrer Öde ist jedoch die Hafenslandschaft nicht unschön zu nennen. Der Entdecker der Einbuchtung hat ihr zwar den Namen Angra Pequena⁵⁾ gegeben, was „eine kleine Bucht“ bedeutet, aber dieselbe ist doch so groß, daß der Name nicht gut für sie paßt. Der westlichste Punkt der fährt. Die Einfahrt ist etwa anderthalb Seemeilen breit, und in ihr befinden sich der Haißisch-Insel gegenüber gute Ankerplätze, wogegen die 5 Seemeilen lange, nach Südsüdost sich erstreckende Bucht sich bald so verflacht, daß die Weiterfahrt nur kleinen Fahrzeugen möglich ist.

Nordöstlich von der Angra-Spitze und nördlich von der Walfisch-Insel liegt die Penguin-Insel, und dieser gegenüber auf dem Festlande der Robert-Hafen, welcher vollkommen ruhiges Wasser enthält. Schiffe

von geringem Tiefgang, wie z. B. das Kanonenboot „Nautilus“, können bequem sowohl von der Süd- als von der Nordspitze der Penguin-Insel in den Robert-Hafen einlaufen und zwischen der Insel und der Lüderitischen Niederlassung vor Anker gehen, während größere Schiffe (Korvetten) geeigneten Ankergrund, wo sie sowohl gegen die Südwinde als gegen die Dünung gesichert sind, etwas südlicher finden.⁵⁾

Ein vierter Ankerplatz, jedoch mit noch geringerer Wassertiefe als der Roberthafen, befindet sich bei der nördlich von der Penguin-Insel gelegenen Seehunds-Insel (Seal-Island). Von Juni bis August, während die nördlichen Winde vorherrschen und die Brandung am gefährlichsten ist, gewähren der Ankerplatz bei der Seehundsinselfel und der Roberthafen den besten Schutz. Für größere Schiffe eignet sich der Ankerplatz zwischen der Angra-Spitze und Haifisch-Insel mehr als die Shearwater-Bucht, weil dort die Schiffe den Böen und heftigen Windstößen nicht so ausgesetzt sind. Die vor dem Innenhafen liegenden Inseln schützen diesen gegen die außerhalb desselben stehende Dünung, welche auch bei schwachen und sogar bei südlichen Winden, die hier zeitweilig sehr hart wehen, höchst unangenehm wird.⁶⁾ Das Wasser des Innenhafens ist dank den Inseln stets ruhig und glatt, und man kann an den sandigen Stellen bequem landen. Das einzige Hindernis für die Schifffahrt im Innenhafen ist der sogenannte Tigerfels an der Nordseite der Penguin-Insel, der bei Hochwasser unsichtbar ist. Durch eine Bafe läßt sich seine Gefährlichkeit leicht beseitigen, da er rings von tiefem Wasser umgeben ist.

Die Penguin- und Seehunds-Insel haben ihren Namen von den Pinguinen und Robben erhalten, welche sie früher bewohnten. Die Robben sind verschwunden, und nur einige Arbeiterhütten erinnern noch an die großen Guanolager, die sich einst hier befanden, und die durch englische Unternehmer vom Kap ausgebeutet worden sind. Man hat schließlich die Felsen mit Kratzseisen und Besen gereinigt, so daß sie jetzt von Guano völlig entblößt sind, und es nisten jetzt auch keine Vögel mehr auf der Insel. Als der „Nautilus“ Angra Pequena besuchte (Januar 1884), nisteten Seevögel in Menge auf der Penguin-Insel, die „Möve“ dagegen fand bei ihrem Besuch (September 1884) beide Inseln unbewohnt.⁷⁾

Die Küste macht mit ihrem nackten felsigen Boden, den kein Baum, kein Strauch ziert, zunächst keinen günstigen Eindruck, schreibt ein Augenzeuge der deutschen Flaggenhissung; der Ausblick von der Küste aus über die blaue See, die Inseln, welche unzählige Vögel umflogen, ist aber ein sehr freundlicher, und er wird geradezu schön, wenn Schiffe den Hafen beleben, zahlreiche Boote Land und Schiff verbinden und über dem Ganzen der wolkenlose, sonnige Himmel lacht.

An einem durch die Penguin-Insel geschützten guten Landungsplatz oberhalb des Roberthafens war die Niederlassung durch Herrn Vogelsang aus Bremen gegründet worden: zwei einstöckige Holzhäuser, deren eines als Lagerhaus diente, und einige Trockenräume. In der Nähe befanden sich einige Kraale der Eingeborenen, welche der Faktorei das nötige Arbeiterpersonal stellten. Die Männer wurden beim Verpacken, beim Ein- und Ausladen der Waren verwendet und dienten außerdem als Führer, die Frauen sammelten Feuerholz, wuschen die Wäsche der Faktoristen und machten sich noch durch sonstige Arbeiten im Hause nützlich. Die 150 Meter hohe Felspitze, unter welcher die Niederlassung lag, erhielt zur Erinnerung an den wichtigen Besuch des kaiserlichen Kanonenbootes den Namen Nautilusspitze. Auf der Höhe derselben ließ Herr Lüderitz ein großes Kreuz errichten, welches eine weithin sichtbare Landmarke bildet. Ein zweites großes Kreuz wurde auf der Diaz-Spitze errichtet, auf welcher schon Bartolomeo Diaz 1486 ein Marmorkreuz zurückließ, dessen Reste vor einigen Jahren im Wasser der Bucht entdeckt und an das Museum zu Kapstadt abgeliefert wurden.

⁵⁾ Aus den Reiseberichten S. M. Kanonenboot „Nautilus“, Korvettenkapitän Aschenborn: Beschreibung des Hafens von Angra Pequena. Annalen für Hydrographie 1884, XII, No. 5, Seite 260 u. f.

⁶⁾ Die vor Anker liegende „Leipzig“ schlängerte so, daß die Backspieren ins Wasser tauchten und eine an ihnen liegende Jolle kenterte. — Notizen über Angra Pequena. Nach dem Reisebericht S. M. S. „Leipzig“, Kapitän zur See Herbig. Annalen für Hydrographie, 1884, XII, No. 12, Seite 714.

⁷⁾ Beiträge zur Beschreibung der Küste von Damara und Groß-Namaqua, West-Afrika. Aus dem Reisebericht S. M. Korvette „Möve“, Korvettenkapitän Hoffmann. Annalen für Hydrographie, 1884, XII, No. 12, Seite 633.

So kahle die Umgebung der Niederlassung auf den ersten Blick aussieht, so ist sie doch nicht ohne alle Vegetation. Zwischen den Steinen und im Sande in den Schluchten der Berge haben die feuchten Niederschläge das Wachstum einer Menge kleiner Sträucher ermöglicht, und das Holz derselben liefert außer dem häufig an der Küste gefundenen Treibholz das einzige Brennmaterial, das hier zu erlangen ist. Viel seltener sieht man außer den zur Faktorei gehörigen starken Zugochsen am Lande ein Tier. Der aus verwittertem vulkanischem Gestein und Sand bestehende Boden bietet den Antilopen und Springböcken, welche weiter landeinwärts zahlreich vorkommen, keine genügende Nahrung, und keines dieser Tiere streift daher bis zur Küste. Zahlreich ist nur der Schafal vorhanden, Schlangen und Skorpione kommen zwar vor, doch nur vereinzelt. Ersatz für die spärlichen Repräsentanten der Tierwelt auf dem Lande bietet das Meer in seinem unerschöpflichen Fischreichtum. Die Bucht enthält eine ungeheure Menge der vorzüglichsten Fische der verschiedensten Sorten, welche leicht mit Netzen oder mit der Angel gefangen werden können. Würde sich das Besitztum des Herrn Lüderitz als völlig ertragsunfähig zeigen und alle auf dasselbe gebauten Hoffnungen vereitelt werden, so wird der Fischreichtum des Meeres im Verein mit den vielen kleinen Häfen, die sich noch nördlich von Angra Pequena befinden, einen so lohnenden Fischfang ermöglichen, daß die 20 Mark pro □ Meile, welche Herr Lüderitz dem Häuptling Joseph Fredricks gezahlt hat, überreich werden verzinst werden. Der Mangel des Trinkwassers, welches beim Transport aus der Kapstadt auf 35 Schilling pro Tonne zu stehen kommt, ist kein schwer ins Gewicht fallender Mangel der Kolonie, denn auch Alden und Suakin, beide an einer regenlosen Küste gelegen, leiden an Wassermangel, und doch sind sie von großer Wichtigkeit als Hafenplätze für die hinter ihnen gelegenen Gebiete.⁸⁾ Angra Pequena ist zum mindesten nicht schlechter als diese beiden Plätze, es hat aber vor ihnen den großen Vorzug, daß sein Klima ein gesundes ist. Wie wenig der Wert einer Kolonie durch Wasserreichtum und üppige Vegetation bedingt ist, das zeigt gar manche Niederlassung in den tropischen Gegenden Afrikas, wo bössartige Fieber die Ansiedler rasch dezimieren. An der kahlen Küste zwischen Kap Frio und dem Oranje ist der Europäer vor Fiebern ziemlich sicher, denn sie kommen dort nicht häufiger vor als in Deutschland. Flugmündungen und Sümpfe sind bei Angra Pequena nicht vorhanden, und vergebens sucht man an der ganzen Küste bis Kap Frio die Mangrovenwälder, welche wenige Grade nördlicher die Brutstätten der tödlichen Fieber sind. Die Temperaturschwankungen in Angra Pequena sind auch unbedeutend, und von der verrufenen afrikanischen Hitze wird man hier wenig belästigt. Die höchste Wärme, welche bisher beobachtet wurde, betrug zwar 41, 5° C., aber der ununterbrochen wehende Süd- oder Südwestwind bringt, von der See kommend, stets angenehme Kühlung.

Jetzt hat die Bucht dank der Thätigkeit, welche Herr Lüderitz alsbald nach ihrer Erwerbung entfaltet, auch bereits ein freundlicheres Aussehen gewonnen. Die Tage der Ruhe und Einsamkeit, in denen nur zeitweilig die Boote einiger Robbentfänger und dann die auf den Guano-Inseln beschäftigten Arbeiter Leben in die Landschaft brachten, sind für die Bucht vorbei, und reges Leben herrscht bei der kleinen Niederlassung mit den stattlichen Gebäuden. Wie groß ist schon jetzt der Unterschied, wenn man jenes Angra Pequena in Betracht zieht, in welchem die ersten Pioniere deutscher Kolonisation landeten! Die Expedition, welche Herr Lüderitz damals an die so wenig einladende Küste sandte, bestand aus einer kleinen Zahl junger Männer, deren Führung einem Altersgenossen, Herrn Heinrich Vogelsang aus Bremen anvertraut war, dessen Umsicht und Thatkraft Herr Lüderitz bereits kennen gelernt hatte. Das Schiff „Tilly“, Kapitän Timpe, brachte alle zur ersten Einrichtung einer Faktorei nötigen Waren nach Kapstadt, und auf ihm schiffte sich am 3. April 1883 die kleine Expedition ein, welche aus der Kapstadt außer einem Ochsenwagen und einem Zelt auch noch Wasser- und Proviantvorräte mitnahm. Am 9. April ging der Tilly in der Außenbucht von Angra Pequena vor Anker, am folgenden Tage wurde er mit Hilfe einiger Robbentfänger näher an das Land bugsiert, und am 10. April ankerte er wohl geborgen in der Robert-Bai. Zwei Tage später begaben sich alle Mitglieder

⁸⁾ C. G. Büttner, Deutschland und Angra Pequena. Deutsche Kolonialzeitung, 1884, 15. Heft, Seite 302. — Derselbe, Angra Pequena. „Über Land und Meer“, 1884, No. 45, Seite 910.

der Expedition an Land und schlugen dort das Zelt auf. „Wachen wurden sofort aufgestellt, überhaupt eine strenge Einteilung der Dienste und Geschäfte begonnen und innegehalten. Einer der bald sich einstellenden Hottentotten wurde als Koch angenommen, und bei schönem Wetter wurde mit dem Löschen des Materials für den Hausbau begonnen. Die Reveille war früh morgens 6 Uhr, sodann Frühstück (Kaffee und Fisch), mittags Fisch oder Salzfleisch und Erbsen und Kartoffeln. Die Küstengegend zeigte wenig Vegetation, hier und da nur saftloses, bitteres Buschgras, überall Sandhügel und Sandberge, in denen da und dort Reste von Walfischgerippen umherlagen. Die Vogelwelt war durch Albatrosse, Pinguine, Tauchermöven und einen sperlingsartigen Vogel vertreten. In der Nacht, die im Gegensatz zu der Tageswärme sehr kühl, dabei prachtvoll sternenhell war, sah die Wache einen Rudel Schakale. Wasser fand man nirgends, weshalb große Sparsamkeit in der Benutzung des mitgebrachten süßen Wassers zur Notwendigkeit wurde. Das Löschen der



Die flaggenhissung in Angra Pequena.

mitgebrachten Materialien, Waren u. s. w. ging nur langsam von statten, da die Robbenfänger die anfänglich angebotene Hülfe nicht mehr leisteten.“⁹⁾ Überdies erkrankte eines der Mitglieder der Expedition am Fieber, das sich derselbe durch eine Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, und ein anderes Mitglied litt ebenfalls unter dem schroffen Klimawechsel. Alle belästigte anfangs sehr das gresle Tageslicht, welches nur der Gebrauch von Brillen mit gefärbten Gläsern erträglich machte.

Mit den wenigen Hottentotten, welche am Ufer wohnten, standen die Ankömmlinge gleich vom ersten Tage an in freundschaftlichem Verhältnis. Auch die Frauen, welche zum Schutz gegen die Sonne das Gesicht mit Holzkohle schwarz gefärbt hatten, kamen in das Zelt und boten ihre Dienste an. Die Leute waren arm und nahmen daher gern die Gelegenheit wahr, durch Unterstützung der Weißen etwas zu verdienen. Ihre

⁹⁾ Die erste deutsche Handels-Kolonie im Namalande, Südwest-Afrika. (Nach dem Bericht der Weser-Zeitung.) — Weltpost, 1883, 17. Heft, Seite 298.

Hütten bestanden aus mit Schafalfellen überdeckten Walffischrippen, ihre Kleidung bildeten Reste europäischer Kleider, Decken u. s. w. Das Meer und die Inseln lieferten ihnen zwar Fische und Vögel so viel sie zum Lebensunterhalt brauchten, aber Wasser mußten die Frauen aus weiter Ferne holen.

Sehnüchtig erwartete man das Eintreffen der Pferde aus der Missionsstation Bethanien, um welche man sofort nach der Landung durch einen Boten hatte ersuchen lassen, und als dieselben am 25. April noch nicht eingetroffen waren, beschloß Herr Vogelsang, mit einigen anderen Mitgliedern der Expedition zu versuchen, ob er zu fuße nach Bethanien gelangen könne. „Unter Gesang wurde in einer wunderschönen Nacht



H. E. Eideritz.

(23. zum 24. April) zwei Stunden weiter marschiert, dann auf Veranlassung des hottentottischen Kochs, dem als der Gegend am meisten Kundigen einige Verfügungen überlassen wurden, Nachtquartier gemacht, aus dem die intensive Morgenkälte bald aufschreckte. Allmählich traten die Schwierigkeiten, Anstrengungen und Entbehrungen einer afrikanischen Wüstenwanderung hervor; wie ein unendliches erstarrtes Meer erstreckten sich überall die Berge, Hügel und Thäler feinen Flugandes, aus dem hier und da kahle Felsen hervorstarren. Das Waten in dem weichen Sande wurde besonders bei zunehmender Tageshitze sehr beschwerlich. Glücklicherweise erreichte man um Mittag eine kleine, von Weiden und wohlriechenden Blumen bestandene Oase, wo in

halbstündiger Rast Mittag gemacht wurde. Der Marsch wurde dann noch kurze Zeit fortgesetzt, mußte aber wegen der herrschenden Hitze bald unterbrochen werden. Am andern Morgen beim Frühstück (Schinken und harter Schiffszwiebel) fand sich, daß der mitgenommene Wasservorrat schon in bedenklicher Weise zusammengeschmolzen war; trotz großen Durstes legten sich daher alle die größte Sparsamkeit im Verbrauch von Wasser auf, doch blieben die Aussichten, zu Fuß Bethanien zu erreichen, zweifelhaft, und so war es ein großes Glück, daß am 25. April die von den Missionären erbetenen Pferde unter der Führung von zwei Hottentotten eintrafen.“ Herr Vogelsang setzte nun mit den Herren de Jongh und von Pestalozzi die Reise zu Pferde fort. Nachmittag wurde aufgebrochen und bis um 11 Uhr nachts über Sand und Felsklippen geritten. Um 4 Uhr morgens waren alle schon wieder im Sattel und erreichten um 9 Uhr das Hottentottendorf Nagoma, wo sie den Missionär Fenkel trafen. Nach kurzer Rast ging es durch Sand und über Felsstücke wieder weiter. Menschen und Pferde litten tagsüber sehr durch die drückende Hitze, aber trotzdem wurde erst nach siebzehnstündigem Ritt, während dessen man sich nur eine Rast von 10 Minuten Dauer gönnt hatte, erst um 10 Uhr abends an einer Stelle Halt gemacht, wo die erschöpften Pferde einiges Futter fanden. Um 6 Uhr morgens drängten die Führer zum Aufbruch. Die Morgenluft war kalt, aber die Gegend war fortan nicht mehr so unwirtlich wie in den früheren Tagen. Coagras, das ein vortreffliches Viehfutter bildet, wuchs am Wege, und nach zweistündigem Ritt war die süße Wasser enthaltende Quelle Nus erreicht. „Die Quelle fließt in einer malerischen Felschlucht; die ganze Landschaft zeigt sich lebensvoller, zwischen Streifen von Coagras steigen einzelne Bäume auf, im Hintergrund schimmern Berge.“ Die Bewohner dreier Hottentottenkraals kamen den Reisenden freundlich entgegen, brachten Milch und verkauften ihnen eine Ziege, welche gebraten und sofort fast ganz verzehrt wurde. Die Reisenden blieben während der heißesten Tagesstunden bei der Quelle und ritten erst um 4 Uhr nachmittags weiter. Der Weg war nun viel besser als bisher, und er blieb auch zu beiden Seiten mit Gras bewachsen. Ihr nächstes Nachtquartier war das Lager des Missionärs Bam aus Bethanien, auf das sie um 9 Uhr abends stiegen. Der über die Begegnung mit Landsleuten hoch erfreute Missionär konnte sie zwar nicht nach Bethanien begleiten, kündigte ihnen aber an, daß in Bethanien in seinem Hause alles zu ihrem Empfang bereit sei. Nachdem man am folgenden Morgen wieder frühzeitig aufgebrochen, erreichte man um 9 Uhr den zweiten Wasserplatz, bei welchem Hirten lagerten und mehr als 200 Pferde sich in dem üppigen Coagras tummelten. Die Hirten boten den Reisenden Milch und überließen ihnen auch frische Pferde, mit denen sie um 3 Uhr die Wasserstation Goibes erreichten, bei der sich ein Kraal befand. Über Berge und durch steinige Schluchten gelangte man nach fünfstündigem Ritt abends an den Fuß des bereits mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen „Schwarzberges“, wo übernachtet wurde. Bethanien war nur einige Stunden entfernt, und die Reisenden erblickten am nächsten Morgen bald eine von Wiesenflächen umgebene Gruppe Bäume, zwischen denen ihnen die weißen Mauern der Kirche und des Missionsgebäudes entgegenschimmerten. Um halb 8 Uhr morgens hielt der Reiterzug vor dem letztern, wo die jungen Deutschen von der Gattin des Missionärs Bam auf das freundlichste empfangen und bewirtet wurden. Der erste Teil der Aufgabe des Herrn Vogelsang war nun vollbracht, und er zögerte nicht, rasch zur Erledigung des zweiten zu schreiten. Nach Tisch begab er sich in das aus Holz und Lehm erbaute Haus des Häuptlings von Bethanien, des „Kapitäns“ oder „Königs“ Joseph Fredricks, der ihn inmitten seiner Würdenträger empfing. Es war eine seltsame Gesellschaft, die hier versammelt war, die Einen in Tierfelle gehüllt, andere mit Lederhosen und alten Fräcken oder Leinenmitteln bekleidet. „König Joseph, der über 60 Jahre alt sein mochte, war ein corpulenter Mann mit gutmütigem Gesichtsausdruck und würdevollem Auftreten. Er empfing von Herrn Vogelsang als Begrüßungsgeschenk ein Gewehr und vereinbarte dann mit ihm, daß die Verhandlungen, welche seine Reise veranlaßt, am folgenden Morgen, dem 1. Mai, beginnen sollten. Dieselben fanden in dem Rathhaus von Bethanien statt, einem aus Lehm und Holz erbauten Hause (siehe Seite 25), in welchem bei Herrn Vogelsangs Eintritt der König und etwa 40 Eingeborene versammelt waren. Der König und seine Würdenträger saßen auf Stühlen, und auch Herrn Vogelsang und seinen Begleitern wurden Stühle

angeboten, worauf Herr de Jongh in holländischer Sprache auseinanderzusetzen begann, was sie hergeführt hatte. Ein hottentottischer Missionslehrer, der dieser Sprache kundig war, übersezte seinen Vortrag in die Namasprache, und darauf begann die Debatte „unter lebhaftem Sprechen in der für europäische Ohren durch ihre Pfeif- und Schnalzlauten so wunderbar klingenden Hottentottensprache. Dabei wurde die brennende Tabakspfeife zuerst dem König, dann in der Reihe herumgereicht.“ Der Vorschlag, den fremden Land an der Küste von Angra Pequena zu verkaufen, fand Beifall, und Nachmittag wurde ein Kaufvertrag in holländischer Sprache verfaßt, welchen der König und mehrere Richter teils durch Unterschriften, teils mit einem Kreuz vollzogen.

Diesem ersten Kauf, welcher sich nur auf die Bucht und die in ihr liegenden Inseln, sowie auf 5 deutsche □ Meilen Küstenland bezog, folgte bald der zweite, welcher die ganze Küste vom Oranje bis zum 26.^o nebst 20 Meilen Inland in den Besitz des Hauses Lüderitz brachte. Der Verkehr zwischen der Faktorei und dem Missionsgebiet ist seitdem ein immer regerer geworden, die Firma Lüderitz hat in Bethanien eine Verkaufsstelle errichtet, und andererseits haben die wackeren deutschen Missionäre, welche Jahre lang mit unermüdlichem Eifer dort abgeschlossen von allem Verkehr mit Europäern als Kulturpioniere gewirkt, das Unternehmen des Herrn Lüderitz eifrig unterstützt und redlich zum Gelingen desselben beigetragen.

Auch die Eingeborenen sind den Deutschen bisher ausnahmslos freundlich und wohlwollend entgegengekommen. Sie waren zwar anfangs etwas ängstlich, und die großen Kriegsschiffe und die vielen Soldaten, die sie sahen, blieben nicht ohne Eindruck auf sie, aber bald schwand ihre Scheu, und sie kamen sogar an Bord der Schiffe. Seitdem die ersten Häuser der Lüderitzschen Niederlassung an der Küste entstanden, hat sich auch die dortige Niederlassung der Eingeborenen vergrößert, denn eine Menge Hottentotten und Buschleute hat sich in der Nähe der Weißen angesiedelt. Die wohlthätigen Folgen des häufigen Verkehrs mit denselben beginnen sich auch bereits bemerkbar zu machen, denn es giebt viele unter ihnen, welche sehr sorgfältig auf ihr Äußeres achten und bestrebt sind, stets rein und anständig zu erscheinen, und auch die ihnen übertragenen Arbeiten suchen sie nach Kräften zur Zufriedenheit der Auftraggeber auszuführen.¹⁰⁾ Von alledem war, als Herr Vogelsang die Küste betrat, noch keine Spur. Die am Ufer stehenden Hütten der Hottentotten zeichneten sich durch jene gräßliche Unreinlichkeit aus, welche dem Europäer den Aufenthalt in einem Kraal der Eingeborenen unmöglich macht. Die Wände oder richtiger gesagt die über alte Fahreisen oder Walfischrippen gebreiteten und mit Tauern festgebundenen Lappen und alten Säcke sind mit Thran förmlich getränkt, faulende Fischreste bedecken den Boden und verpesten die Luft, und die Menschen, die dort leben, sind mit einer so dicken Schmutzkruste bedeckt, daß die Hautfarbe kaum noch zu unterscheiden ist. Die Unreinlichkeit wird nur noch von der Faulheit des Hottentotten übertroffen, der häufig lieber hungert, als daß er sich das zur Deckung seiner Bedürfnisse Nötige durch Arbeit erwirbt.

Im allgemeinen ist übrigens auch der Hottentotte besser als sein Ruf. Es gab eine Zeit, in welcher die Hottentotten wegen ihrer Stupidität verrufen waren und für vollständig unfähig zu einer weitem Entwicklung galten. Weithin war dieses Volk einst über Süd-Afrika verbreitet, bevor es in einem großen Teil seiner alten Wohnsitze zertreten und fast ausgerottet wurde. Eine Menge Namen von Flüssen, Bergen u. s. w. im Süden des Kaplandes erinnern* noch daran, daß dort einst Hottentotten wohnten. Noch am Anfang des 18. Jahrhunderts hatten sie alles Land zwischen dem Kap und dem Kai inne, welcher letztere ihr Gebiet von jenem der Kaffern scheidet. Hundert Jahre später waren alle Hottentottenstämme dieser Gegend ausgerottet oder zu Knechten gemacht, weil ihr fruchtbares Land die Kolonisten mächtig anzog. Als im Jahre 1828 die Ordinance Sir Richard Burkes alle Hottentotten der Kolonie für frei erklärte, war es zu spät, um das unglückliche, in seiner nationalen Kraft bereits gebrochene Volk im Süden der Kolonie noch vor dem Untergang zu retten, und sein Land blieb ja ohnehin im Besitze der Weißen. Später haben sich die im Lande

¹⁰⁾ Aus Deutsch-Afrika! Tagebuch-Briefe eines jungen Deutschen aus Angra Pequena (1882—1884). Von E. Walt. Wegner, Angestellter in Lüderitzland. Leipzig, Edwin Schloemp, 1885, Seite 49.

zerspreuten Hottentotten, einem an sie ergangenen Aufruf folgend, ungefähr 6000 Köpfe stark zu einem Settlement an der Kafferngrenze vereinigt, wo sie seitdem in 12 Lokationen leben. Die Gesamtzahl der im Süden der Kapkolonie noch vorhandenen Hottentotten dürfte heute 20000 nicht übersteigen.¹¹⁾

Nach von den im westlichen Teil der Kapkolonie, vom Kap bis zum Garib (Oranje) noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ansässigen Hottentotten sind einzelne Stämme spurlos verschwunden, andere als Tagelöhner auf den Höfen der Kolonisten zerspreut, und wieder andere sind zum großen Teil nach Norden ausgewandert. Gleiche Vernichtung traf den Hottentottenstamm der Koranna, in deren schönem Lande der Oranje-Fluß-Freistaat entstand. Nur die Namastämme jenseits des Garib sind vor der verderblichen Berührung mit den Europäern bewahrt geblieben, weil ihr unwirtliches Land keine Kolonisten anzog. Diejenigen von ihnen, welche trotzdem vernichtet wurden, erlagen nicht den Europäern, sondern dem Ansturm der aus ihren Wohn-



Übersichtskarte von Süd Afrika.

sitzen in der heutigen Kapkolonie verdrängten und zur Auswanderung gezwungenen südlichen Hottentottenstämme, welche man (nach einem der ersten Kolonisten, der sich in ihrer alten Heimat niederließ) unter dem Gesamtnamen der Orlam zusammenfaßt. Die Nama,¹²⁾ deren Verbreitungsbezirk im Süden vom Garib, im Norden vom Wendekreis des Steinbocks, im Westen vom atlantischen Ozean und im Osten von der Kalahariwüste begrenzt wird, sind heute die einzigen echten Hottentotten, wie Th. Hahn sagt: „die letzten Mohikaner unter den Koi-koin“.

Die Nama-koi-koi-Sprache unterscheidet sich von all den anderen afrikanischen Sprachen ebenso sehr, wie die Nama sich von den anderen afrikanischen Völkern unterscheiden. Ihr Hauptunterschied liegt

¹¹⁾ Die Hottentottenstämme und ihre geographische Verbreitung im Lichte der Gegenwart. — Petermanns Mitteilungen 1858, Seite 48.

¹²⁾ Theophilus Hahn, Die Nama-Hottentotten. — Der Globus, 1867, 12. Band, Seite 305.

außer den vielen einsilbigen Wörtern, welche sie besitzt, und außer dem Segualsystem, dem sie angehört, in ihren Schnalzlauten. Das Nama hat keine Schrift, und die Missionäre haben daher für ihre Publikationen in der Namaspache die lateinische Schrift angenommen, aber für die 4 Schnalzlauten vermag keine Schrift ein entsprechendes Zeichen zu bieten. Die Missionäre haben deshalb eigene Zeichen für dieselben eingeführt, und zwar für den dentalen Laut /, für den palatalen ʃ, für den cerebralen !, für den lateralen //. Wir geben zur Verdeutlichung dieser Eigentümlichkeit der Namaspache dem Missionär Theophilus Hahn das Wort, dem wir eine Grammatik derselben verdanken.¹³⁾ „Der dentale Laut,“ sagt er,¹⁴⁾ „entsteht, wenn man die Zunge gegen die oberen Vorderzähne setzt und, die Luft einziehend, sie zurückschnellt. Auf dem Westerwalde und im Siegenischen kommt der dentale Schnalz als Lockruf der Schweine vor; so entsinne ich mich des häufigen Rufes: „Siffesje (Serkelchen) tä tä tä, // // //, Siffesje tä tä tä // // //!“ Auch im Mansfeldischen kommt dieser Laut als Lockruf vor. Der Klang des dentalen Schnalzes läßt sich vergleichen mit dem etwas schmaßenden Tone, der entsteht, wenn man Jemanden mit recht „spitzem Mäulchen“ — sit venia verbo — küßt. Mitunter hört man diesen Laut auch in Bedauerungsfällen: / a, / garu, / nau. Der palatale Laut entsteht, wenn man



Die Lüderitzsche Niederlassung in Angra Pequena.

die Zunge kurz oberhalb der Vorderzähne an den vordern Gaumen setzt, gleichsam als wollte man ein recht weiches d sprechen; man zieht die Zunge, mit Luftzug nach innen, zurück: ʃ a, ʃ gao·b, ʃ nari. Er tönt ungefähr wie das recht helle Klopfen des Spechtes an den Bäumen. Der cerebrale Laut wird erzeugt durch Ansaß der Zunge gegen den mittlern obern Gaumen, ungefähr da, wo man sie ansetzt bei der Aussprache des t in Lump. Man ziehe Luft und Zunge einwärts, und es entsteht dann ein Laut, der fast genau dem Knall einer entkorkten Champagnerflasche gleicht: ! a, ! aroma, ! na. Der laterale Schnalz spottet jeder Beschreibung: ich begnüge mich daher zu sagen, daß er mit Zunge, Seitenzähnen, Gaumen und durch Einziehen der Luft gebildet wird. Akustisch ist er einem recht gemeinen Schmaßen vergleichbar, wie es wohl Gänse und Enten beim Wühlen in einer Pfütze vernehmen lassen: // na, // gau, // fha, // nuwu, // ni,

¹³⁾ Früher erschienen u a.: Vocabular der Namaqua-Sprache nebst einem Abriß der Formenlehre derselben (von Wallmann?) Halle a. d. S., J. Fricke, 1854. — Wallmann, Formenlehre der Namaquasprache. Berlin, S. Herz, 1857. — Henry Tyndall, Wesleyan Missionary, Grammar and Vocabulary of the Namaqua-Hottentot Language, Cape Town.

¹⁴⁾ Theophilus Hahn, Die Sprache der Nama. Inauguraldissertation etc. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1870, Seite 15. — Eine nach Olpp's Buche verfaßte Zusammenstellung der charakteristischen Eigentümlichkeiten der Namaspache enthält: Von der Sprache der Nama. Von R. E. — Deutsche Kolonial-Zeitung, 1884 20. Heft, Seite 407 u. f.

// am.“ Für unser Ohr klingen diese Schnalzlauter so seltsam, daß es erklärlich erscheint, wenn manche Reisende sie mit „der sogenannten Vogelsprache“ in Verbindung brachten und man auch die Entstehung des Namens Hottentotten davon ableitete, welches Wort nach Dapper „bei den Niederländern selbst von einem, der mit der Zunge anspöht, stottert und stammelt, schimpfweise gesagt wird.“¹⁵⁾

Wallmann hatte behauptet, die Schnalzlauter seien Präfixe, doch dies ist nur insofern richtig, als man die Schnalze nur vor ihren Buchstaben aussprechen kann. Für die Wurzel eines Wortes sind sie von derselben Wichtigkeit, wie die Konsonanten, und eine Weglassung, Vertauschung oder Hinzusetzung kann die größten Irrtümer veranlassen. So heißt z. B. a ja, a trinken, /a scharf, -a schlachten, !a schlagen, //a waschen; nu heißt schwören, -nu heißt schwarz u. s. w.

Jeder Schnalz, sagt Olpp, liebt ein Gebiet der Gedanken, die unter einen Grundbegriff sich summieren lassen. So dient z. B. der Dental gerne solchen Stämmen, die eine Intensivität andeuten als: Ausdehnung, Sammlung, Zusammensziehung, Vermehrung, Verkettung, Zuwachs, Arbeit, Fülle, Gemütsstimmung, Ton, Geruch etc. Der Lateral hält's mit dem Begriff der Zeit, der Dauer, Fortgang, Bewegung, Wiederkehr, fließendem, Unbestimmtem, Zweifelhaftem, Unsicherem u. s. w. Der Cerebral ist Choliker, will herrschen, liebt Begehrtes, das Überlegene, Charakteristische; hält was auf Trennung, Durchlöcherung, Zusammensziehung der Teile; dient dem gern, was spitz, fest, bestimmt, hart, schmal, lang, aufrecht, auch was flach und stumpf ist. Der Palatal drückt vor allem die Trostlosigkeit im Raume aus; ist also zu finden bei den Begriffen der Hohlheit, Schwere, Tiefe, Härte, Druck, Rollen, Wüste, Furcht, Stille, Dunkelheit. Merkwürdiger Weise weist schon der Klang jedes Schnalzlautes auf die Arbeitsstätte hin, wo er sich am liebsten beschäftigt.¹⁶⁾

Seltsam wie ihre Sprache, sind auch die Sitten dieses Volkes, sodaß es sich wohl lohnt, einen Augenblick bei denselben zu verweilen. Verfolgen wir den Lebenslauf eines Nama-Hottentotten! Seine Mutter befand sich, als die Kindeswehen sich einstellten, allein im Hause und konnte niemand zur Hülfe herbeirufen, aber die resolute Frau wußte sich zu helfen: sie trieb eine Kuh von ihrem Lagerplatze fort, legte sich in die warme Vertiefung, in der das Tier geruht hatte, und entband sich dort selbst, ohne jemandes Beistand. Als der Gatte abends nach Hause kam, trat sie ihm mit dem Kinde auf dem Arm entgegen, und sie saßen dann beide noch lange schwägend und rauchend beim Feuer, während dem jungen Erdenbürger abseits ein Lager bereitet war. Sie beratschlagten über den Namen, den das Kind erhalten sollte, einen süßen Schmeichelnamen, mit dem unvermeidlichen Schnalzlaut beginnend, auf den auch der mannbar gewordene Sohn stets noch gern hört, und erst nachdem sie einen recht schönen Namen gefunden hatten, suchten sie ihr Lager auf. Am nächsten Morgen mußte die Mutter schon früh ihrer Arbeit nachgehen, denn bei den Nama pflegt die Frau kein längeres Wochenbett abzuhalten, und sie sieht gar ungläubig darein, wenn man ihr erzählt, welche Pflege den Frauen anderer Völker nach überstandener Geburt eines Kindes zuteil wird. Zu ihren Pflichten war nun noch jene der Wartung ihres Kindes hinzugekommen, aber dasselbe bereitete ihr keine große Sorge. Sie wickelte es in ein mit Fett weich gegerbtes Lammsfell und benutzte die Beine, die man an dem Fell gelassen hatte, als Bänder, um die kleine Last auf ihrem Rücken zu befestigen. Dieses aba-khob genannte Tragsfell belästigte sie

¹⁵⁾ Dapper, Umständliche und Eigentliche Beschreibung von Afrika etc., Amsterdam, 1670. — Olpp verwirft diese Deutung des Namens Hottentotten: „Diese Annahme kann ich nicht teilen und bin vielmehr der Meinung, daß es ein abgeschliffener Ausdruck von Hadendoa ist, eines Stammes, den man zwischen dem roten Meer und dem Nil, innerhalb des 15. bis 20. nördl. Br. zu suchen hat.“ Olpp, Angra Pequena etc., Seite 18.

¹⁶⁾ Als erledigt kann heute die s. S. lebhaft erörterte Streitfrage gelten, ob das Koi-koin Ähnlichkeit mit der alt-ägyptischen Sprache zeige, was zuerst der Missionär Moffat behauptete, und wofür sogar Max Müller eintrat. Martin Haug ist der Ansicht, daß die hoch entwickelten Mundarten des Koi-koin ihre höheren und feineren Bestandteile nur der Berührung mit einem zivilisierten Volke verdanken, er läßt aber die Frage offen, ob dieses Volk das altägyptische war. Peschel meint dagegen, daß Verfeinerung einer Sprache auch durch ein Volk stattfinden könne, welches ohne Berechtigung zu den Wilden gezählt wird: „Die gesellschaftlichen Zustände unserer Vorfahren zu Tacitus' Zeiten waren nur wenig besser, als die der Koi-koin, und dennoch besaß ihre Sprache schon damals arische Hoheit.“ Völkerkunde. 3. Auflage, Leipzig, Duncker & Humblot, Seite 459.

umso weniger, als die Arbeiten, welche sie tagsüber zu verrichten hatte, nicht schwer waren. Oblag ihr doch bloß die Verfertigung neuer Matten und Lendenschürze, die Reinigung der Milchgefäße und, wenn ein neues Lager aufgeschlagen wurde, der Aufbau der Hütte, wobei der Mann ihr Hülfe leistete. Wenn solche Arbeit gethan war, oder sie dieselbe den Sklavinnen überlassen hatte, konnte sie nach Belieben der Ruhe pflegen, Tabak oder wilden Hanf rauchen oder sich mit ihrer Toilette beschäftigen, den Körper mit Diomasalbe einreiben und jenen Tierchen nachstellen, vor welchen der Reinlichkeit liebende Europäer ein gelindes Grauen empfindet, während der Hottentotte sie mit Wollust — verpeist. So konnte man denn auch die Mutter unseres Namafnaben oft gar sorgsam ihr mit Metall- und Glasperlen verziertes Schurzfellchen, den !Khübib, sowie die lange, mehrmals um die Hüften geschlungene Schmur, an welcher durchlöcherne Plättchen von Straußeneierschalen aufgereiht waren, nach solchen Tierchen durchsuchen, die fettesten und größten zum Munde führen und zerknacken, die kleineren dagegen sorgsam in den Pelz zurücksetzen sehen, wobei sie schmeichelnd sagte: „Mäße Dich noch eine Weile, mein liebes Tierchen, daß Du fett und dick werdest und Deine Mutter an Dir Freude habe!“ Das Schreien des Säuglings unterbrach diese appetitliche Beschäftigung, und bewog sie, ihm die Brust zu reichen, wozu sie ihn jedoch nicht aus dem aba-khob herausnahm, sondern ihn über die Schulter weg säugte. Nur wenn sie ihr Kind betrachten und lieblos sein wollte, nahm sie es aus dem Fell heraus und auf den Arm. Liebevoll ruhten dann ihre Blicke auf dem Kleinen, dessen Haut noch hellgrau war und noch nicht die braune Färbung erlangt hatte, welche die Sonne der Haut der Erwachsenen verleiht. Sie freute sich seines Wachstums, seiner Munterkeit und seiner kräftigen Glieder, und der Mutterstolz machte sich in einem improvisierten Gesange Luft:

Du Sohn einer hellhängigen Mutter,
 Du Weißsichtiger,
 Wie wirst Du einst „Spur schneiden“ (das Wild aufspüren),
 Du, der Du starke Arme und Beine hast,
 Du Staragliedriger,
 Wie wirst Du sicher schießen, die Hereró berauben
 Und Deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen u. s. w.

Sie streichelte und küßte dabei jeden Körperteil, den sie besang, rieb dann den Kleinen mit Butter, Fett oder Diomasalbe ein und steckte ihn schließlich wieder in das Lammfell. Dort verbrachte er während seiner ersten Lebenszeit den größern Teil des Tages und wurde nur herausgenommen, wenn er geliebt, gewaschen, oder mit Diomasalbe eingerieben werden sollte. Das Letztere versäumte die Mutter an keinem Morgen, da er dadurch gegen die Sonnenstrahlen geschützt werden sollte, aber viel seltener dachte sie daran, die dicke Schmutzkruste zu beseitigen, mit der sich sein Körper allmählich bedeckte. Ein Bad wurde ihm nur dann zuteil, wenn man bei einer Quelle lagerte, welche reichlich Wasser enthielt, denn Wasser war ein kostbarer Artikel und durfte nicht vergeudet werden.

Als der kleine Nama ein halbes Jahr alt war, wurde ihm größere Freiheit zu Teil. Er saß nun nicht den ganzen Tag in dem Lammfell, auf dem Faredi seiner Mutter thronend, sondern wurde im Innern der Hütte sich selbst überlassen. Bald vermochte er auf allen Vieren aus der dunkeln Mattenhütte hinauszukriechen ans Licht, in die Freiheit, in der das Namakind heranwächst, „von Stufe zu Stufe sich selbst überlassen, bis zum 90 und 100 jährigen Greis“.

Die Zeit verging rasch. Aus dem Kinde wurde ein kräftiger Knabe, der nicht mehr der Obhut und Pflege der Mutter bedurfte, und er ging nun auch nicht mehr wie in seinen ersten Lebensjahren unbekleidet, sondern trug um die Hüften ein daumenbreites Lederband, von welchem vorn ein handgroßes Stück Fell, !gais, herabhängt. Wenn nun die Hütte abgebrochen wurde und die Familie zu einem andern Weideplatz zog, da wurde er nicht mehr wie früher mit dem Hausgerät auf einen Ochsenwagen geladen, sondern mußte nun gleich anderen Knaben den Eltern beistehen, das Vieh weiter zu treiben. Auf solchen Märschen hob ihn der Vater wohl dann und wann auf einen der den Wagen ziehenden Ochsen, und bald lernte der Knabe, auf

einem solchen zu reiten. Das wildeste Tier der Herde wurde sein liebstes Reittier, und wenn es, den Schwanz wie eine Fahne in die Höhe gestreckt, im Galopp über den sandigen Boden dahinsprengte, daß manches Pferd mit ihm an Schnelligkeit nicht hätte wetteifern können, da jubelte der Namaknabe laut und freute sich des tollen Rittes über Stock und Stein.

Wenn dann abends die ganze Familie um das Feuer beisammen saß und nach beendigter Mahlzeit Vater und Mutter ihre Pfeifen in Brand gesetzt hatten und zu den vielen Geräuschen, mit denen die Luft in der Hütte schon gesättigt war, noch den des qualmenden Hanfs hinzufügten, den sie in Ermangelung von Tabak rauchten, da bestürmte sie ihr teurer Sprößling oft mit der Bitte, ein Märchen zu erzählen oder irgend eine alte Sage von den Guikhoim, den ersten Menschen, welche selbstverständlich Nama waren. Die Mutter gab endlich dem Drängen nach und erzählte die schon duzendmal vorgetragene Geschichte vom Leopard und dem Widder: Ein Leopard kehrte heim von der Jagd bei einer Gelegenheit und stieß auf den Kraal eines Widders. Nun hatte der Leopard niemals einen Widder vorher gesehen, und indem er also unterthänigst nahte, sagte er: „Guten Tag, Freund. Wie ist Dein Name?“ Der andere mit seiner groben Stimme sagte,



Ochsenwagen im Namaland.

indem er seine Brust mit dem Vorderfuß schlug: „Ich bin der Widder. Wer bist Du?“ „Ein Leopard,“ antwortete der andere, mehr tot als lebendig, und dann ergriff er die Flucht vor dem Widder und rannte, so schnell er konnte, nach Haus. Der Schakal lebte an demselben Orte, wo der Leopard sich aufhielt, und der letztere ging zu ihm und sagte: „Freund Schakal, ich bin ganz hinter Atem und halbtot vor Furcht, denn ich habe gerade ein schrecklich glohendes Ungeheuer gesehen mit einem großen und dicken Kopf, und indem ich es fragte, was sein Name wäre, antwortete es rauh: der Widder.“ — „Was bist du für ein verrückter Leopard,“ rief der Schakal, „einen so schönen Brocken Fleisch im Stiche zu lassen! Warum thatest Du das? Doch wir werden morgen gehen und ihn zusammen auffressen.“ Am nächsten Tage machten sich die beiden nach dem Kraale des Widders auf, und als sie hinter dem Hügel hervorkamen, sah sie der Widder, welcher ausgegangen war, sich umzusehen und zu untersuchen, wo er an diesem Tage zarte Kräuter pflücken könnte, und sogleich kam er zu seinem Weibe und sprach: „Ich fürchte, das ist unser letzter Tag, denn der Schakal und der Leopard ziehen beide gegen uns. Was sollen wir thun?“ — „Fürchte Dich nicht,“ sagte die Frau, „sondern nimm Dein Kind in die Arme und kneife es, daß es schreit, als ob es hungrig wäre.“ Der Widder that so,

als die Verbündeten gegen ihn heranzogen. Doch kaum hatte der Leopard seine Augen auf den Widder gerichtet, so befahl ihm wiederum Furcht, und er wünschte zurückzukehren. Der Schafal hatte dies vorausgesehen und band den Leopard mit einem ledernen Riemen an sich fest und sprach: „Komm' doch!“ — als der Widder mit lauter Stimme schrie, indem er sein Kind zu gleicher Zeit zwickte: „Das ist brav von Dir, Freund Schafal, uns den Leoparden zum Essen zu bringen, denn Du hörst, wie mein Kind nach Futter schreit.“ Als der Leopard diese grausigen Worte hörte, bat er den Schafal, ihn loszulassen, geriet in die größte Aufregung,



Hottentottenfrau mit ihren Kindern.

schleppte den Schafal über Berg und Thal, durch Büsche und über Felsen, und wagte nicht eher hinter sich zu sehen, bis er sich und den halbtoten Schafal wieder an Ort und Stelle gebracht hatte. Und so entkam der Widder.¹⁷⁾

¹⁷⁾ Aus einer Sammlung der Märchen und Sagen der Hottentotten, welche 1864 in London erschien: Reynard the fox in South Africa, or Hottentot Fables and Tales by W. H. J. Beck.

Die kindlichen Spiele wichen allmählich ernster Beschäftigung. Der Knabe lernte die Waffen führen, Bogen und Pfeile gebrauchen, den Speer schleudern und die Keule schwingen. Dann nahm ihn der Vater eines Tages zum ersten mal mit auf die Jagd. Im westlichen Teil des Namalandes ist die Tierwelt spärlich vertreten, aber im nordöstlichen Teil befinden sich noch vortreffliche Jagdgründe. Wochenlang blieb der junge Nama nun zuweilen seinem Kraal fern, wenn er den Elefantenspuren folgend mit seinem Vater und anderen Jägern nach Osten gezogen war, tief ins Land hinein, bis an den Ngami-See und noch über diesen hinaus. Im Groß-Namaland ist der Elefant, 卩 khōab, schon seit mehr als einem Menschenalter ausgerottet, und wer ihn heute noch jagen will, darf eine lange Wanderung durch die Kalahari nicht scheuen. Dagegen ist anderes Wild in Menge vorhanden, und die Jäger kehrten nie ohne reiche Beute von ihren Zügen heim. Sie hatten Giraffen (lneib), oder Springböcke, Hartbeeste, Zebras (!goreb) und Quaggas (!goa-xaib), Antilopen und Gazellen gejagt, von welchen letzteren mindestens 10 Arten im Lande vorkommen, oder gar einen Büffel oder ein Gnu erlegt, und wenn sie nach Hause kamen, gab es Arbeit in Hülle und Fülle, die Jagdbeute zu verwerten. Die Giraffe, welche die Jäger heimgebracht, versorgte die Familie mit einer Menge Gegenstände, welche für sie hohen Wert hatten. Ihr Fell lieferte Leder für Sohlen, für Reitgerten, Ochsenriemen und Ziehstränge, aus ihrem Mark aber wurde eine Salbe bereitet, welche als Heilmittel hochgeschätzt ist. Die Sklaven mußten tüchtig zugreifen, um alles dies zu verfertigen, und auch die Hausfrau wurde stark in Anspruch genommen, denn nun gab es nach der Milchkost, die man satt bekommen hatte, Fleisch in Menge, und die Männer wollten sich für die lange Fastenzeit, in welcher das Wildpret rar und die Namafische schlecht versorgt war, schadlos halten. Unserem jungen Nama bereitete besonderes Vergnügen eine Kuddu-Antilope, welche er eines Tages erlegt hatte, denn nun konnte er sich einen lang gehegten Wunsch erfüllen, eine lange Ochsenpeitsche verfertigen, wie sie die Führer der Ochsenwagen brauchen. Aus der gewalkten Haut der Kuddu-Antilope wird nämlich eine Schnur geschnitten, und diese bewirkt den Knalleffekt, wenn die Fuhrleute die Peitsche über die Häupter der Ochsen hinweg schwingen.

Die Jagd bot nicht bloß Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der Führung der Waffen zu zeigen, auch der Mut des Jägers wurde häufig auf die Probe gestellt, denn die wildreichen Jagdgründe ziehen auch Raubtiere an, den Löwen (xami), den Tiger (xoa-saob d. i. gestreifter Renner), Panter und Leoparden, Wölfe und Hyänen, von denen besonders die beiden letzteren sehr zahlreich vorhanden sind. Der Löwe ist hier dem Menschen weniger gefährlich als der ungemein blutgierige Tiger, da er dem Menschen ausweicht, wenn dieser ihn nicht selbst angreift, aber ein Löwen- oder Tigerfell nach Hause zu bringen, war eine That, welche das Ansehen des Jägers bedeutend steigert, und unser Namajüngling war nicht wenig stolz darauf, als er eines Tages mit einem Löwenfell heimkam, und er wurde auch zum Lohn für seine Tapferkeit mit einem Loblied empfangen, in welchem sein Mut und seine Stärke gebührend gepriesen wurden.

Solche Jagd war eine vortreffliche Vorschule für den Krieg, und der junge Nama berechnete zu den besten Hoffnungen, als er endlich die langersehnte Erlaubnis erhielt, an einem Kriegszug teilzunehmen. Der Häuptling hatte die Krieger zu einem Zuge gegen die Hereró aufgeboten. Dieselben wurden unversehens überfallen, mehrere Dörfer trotz tapferer Gegenwehr der Bevölkerung niedergebrannt, und ehe der Feind sich vom ersten Schrecken erholt hatte und sich zu sammeln begann, waren die Nama schon auf dem Heimwege und schleppten reiche Beute mit sich fort. Große Herden wurden fortgetrieben, viele Hereró waren zu Gefangenen gemacht, Waffen, Hausgeräte und sonstige Gegenstände in Menge erbeutet. Mit Jubel wurden die Sieger beim Einzug in ihren Kraal begrüßt, und die ihnen entgegengezogenen Frauen sangen ein Lied zum Preis der Heldenthaten, die sie verrichtet hatten. Dann folgte ein Fest, das mehrere Tage währte, und bei welchem unglaubliche Mengen Fleisch, Milch und Honigbier vertilgt wurden.

Auch an anderen Festen, welche in das einförmige Leben Abwechslung brachten, fehlte es nicht. Die Schwester unseres Nama erreichte das mannbare Alter, und dieses Ereignis mußte gefeiert werden. Sie erhielt ein neues, reich geschmücktes Schurzfell und mußte sich dann dem Eingang der Hütte gegenüber in

einen Kreis setzen, der durch fußhohe Stäbe eingeschlossen und etwa 3 Fuß im Durchmesser breit war. Dort saß sie dann mit untergeschlagenen Beinen 3 Tage lang, „den Mund zum Zeichen ihres Hochgefühltes und Stolzes fischmaulartig vorgestreckt und zuweilen mit ihrem Kopfe herausfordernd nickend.“ Die Kunde von dem freudigen Familienereignis hatte sich rasch verbreitet, und bald kamen die Gratulanten, geführt von dem ältesten unverheirateten Vetter. Letzterer hing der nun heiratsfähigen Jungfrau das Magen Fett eines Kindes über den Kopf und wünschte ihr, sie möge so fruchtbar sein wie eine junge Kuh und ihren dereinstigen Gatten mit vielen Kindern beglücken. Die anderen Verwandten und die Nachbarn brachten gleiche Glückwünsche dar, und dann lagerte sich die ganze Gesellschaft zum Schmause, bei welchem dem Rinderbraten und Honigbier wacker zugesprochen, getanzt und gesungen wurde, bis alle bezechet waren.

Der Ehrentag der Schwester hatte aber dem jungen Nama zum Bewußtsein gebracht, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein steht, und er begann sich unter den Schönen seines Kraals nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Bald hatte er gefunden was er suchte, ein Mädchen, wie es sich ein Nama nicht schöner wünschen konnte. Die Größe ihres = aredi und ihre runden, fleischigen Körperformen mußten jeden Kenner von Frauen Schönheit entzücken. Das Liebeswerben des Jünglings fand freundliche Aufnahme, und unverweilt wurde nun dazu geschritten, den Liebesroman durch die Heirat zum ersetzten Ende zu führen. Das war für den jungen Nama keine leichte Aufgabe. Der Brautwerber muß nämlich nicht nur die Zustimmung der Eltern des Mädchens, sondern auch aller Verwandten desselben erlangen, und alle verhalten sich anfangs ablehnend und wollen ihre Einwilligung nicht erklären. In einem saubern Anzug, den er speziell zu diesem Zwecke erworben, begab sich der junge Mann eines Tages in die Hütte der Eltern seiner Geliebten und trug denselben in sanftem Ton und demütig sein Anliegen vor, wobei er nicht versäumte, der künftigen Schwiegermutter und den älteren Geschwistern der Geliebten kleine Geschenke zu überreichen. Man nahm die Geschenke an und ersuchte ihn, wiederzukommen, aber eine Entscheidung über die Heirat schob man auch bei dem zweiten Besuche noch hinaus. Der junge Mann verbrachte nun fast seine ganze Zeit damit, daß er Besuche machte, bald bei den Eltern des Mädchens, bald bei ihren Verwandten, deren Fürsprache er sich durch Bitten und Geschenke zu sichern suchte. Endlich fand die Feuerprobe, welche seine Liebe zu bestehen hatte, ein Ende, die Eltern waren überzeugt, daß er ihr Kind wirklich liebe, und der Heiratsvertrag wurde geschlossen. Der Bräutigam sandte den Eltern der Braut eine Schlachtkuh zu, und bald darauf eine zweite, welche ihnen unter allerlei Zeremonien zugeführt wurde. Darauf wurde die Hochzeit mit Schmaus und Zechgelage gefeiert, wobei die Gäste Erstaunliches leisteten, denn im Essen nimmt es nicht leicht jemand mit den Hottentotten auf, und es ist nicht übertrieben, wenn erzählt wird, daß 3 Mann in einer Nacht einen fetten Hammel oder 5 Mann in anderthalb Tagen ein junges Kind verzehrten. Der Nama kann allerdings auch im Hungern Erstaunliches leisten, aber dafür entschädigt er sich reichlich, wenn er einmal nach Herzenslust umsonst essen kann, wie bei einem Hochzeitschmause.

Das Liebespaar war nun Mann und Frau, aber es war noch nicht selbständig. Immer noch war kein richtiges Vertrauen zum Schwiegersohn vorhanden, und die Schwiegereltern wollten ihn während der ersten Zeit des Ehestandes nicht aus den Augen lassen. Als sie ihm ihr Jawort gaben, hatten sie es an die Bedingung geknüpft, daß er noch 2 Jahre bei ihnen wohnen bleibe, denn die Mutter namentlich wollte sehen, welche Behandlung ihrer Tochter seitens des Gatten zuteil werde. Ein Haus für sich und seine Frau fand er vor, denn die Braut hatte ihm als Braut schatz ein Haus mitgebracht, allerdings nur ein Mattenhaus, das sich leicht abbrechen und an jedem beliebigen Ort schnell wieder aufrichten läßt. Viel Material ist dazu nicht nötig: einige Stangen, doppelt so dick und doppelt so lang wie Bohnenstangen werden, solange sie noch feucht sind, im Feuer gebogen und gehärtet und bilden dann das Gerippe des Hauses, über welches Bastmatten gebreitet werden. Der Aufbau geht sehr rasch von statten, und in einer halben Stunde steht das Haus fix und fertig da. „Ein Kreis von 20 bis 25 Fuß Durchmesser wird abgesteckt und die Erde innerhalb desselben ungefähr 4 bis 6 Zoll so nach der Mitte herausgenommen, daß die Bodensfläche konkav erscheint. Hierauf

werden auf dem Rande des Kreises Löcher in einer Entfernung von 2 Fuß gegraben, in welche obige Stäbe hineingesteckt und die jedesmal sich gegenüberstehenden oben in der Mitte zusammengebunden werden. Dann werden über dieses Holzgerüste oder vielmehr Holzgerippe die Matten aufgespannt. Die zunächst am Boden befindlichen werden so befestigt, daß man sie bei Tage zur Erhaltung oder Lüftung der Wohnung beiseite schieben kann.“ Der Wert einer solchen Hütte ist nicht groß, denn die Matten verfertigen die Frauen, und auch die hier als Morgengabe mitgebrachte Hütte war mit Matten überkleidet, welche die Braut verfertigt hatte. Im Innern war die Hütte nach Namabegriffen sehr wohnlich eingerichtet. Wenn man durch die 4 Fuß hohe Thüröffnung eintrat, vor welcher bei Nacht eine Matte herabgelassen wurde, sah man in der Mitte des Raumes den Herd vor sich: eine kleine Vertiefung, in welcher das Feuer angemacht wurde, daneben 3 Steine, auf welche man den Topf oder Kessel stellte. Gegenüber der Thür waren im Boden mehrere ästige Stangen befestigt, an welchen Flinten, Säcke, Decken u. s. w. aufgehängt waren. Felle waren über den Boden gebreitet, ein weiches Lager für die Nacht, und sogar zwei mit Haren gestopfte lederne Kissen waren vorhanden und dienten als Kopfunterlage, ein gewöhnlich nur bei Wohlhabenden vorhandener Luxusartikel. Ein Rauchfang war zwar in der Hütte nicht vorhanden, der Rauch mußte durch die Thür und, wenn diese geschlossen war, durch die Ritzen in den Wänden abziehen, aber der junge Ehemann fand die Hütte doch sehr wohnlich und bequem. Sie war dicht neben jener seines Schwiegervaters errichtet worden, und er war daher stets schnell zur Hand, wenn es galt, diesem bei einer Arbeit beizustehen. Da er seiner Verpflichtung als Schwiegersohn treulich nachkam und dem Schwiegervater alle schwere Arbeit abnahm, gewann er sich rasch dessen Wohlwollen, und auch die Schwiegermutter wurde ihm immer freundlicher gesinnt, als sie sah, daß er ihre Tochter gut behandelte. So kam es denn, daß ihm ein großer Teil der Probezeit, welche er bei den Schwiegereltern zu verleben hatte, erlassen wurde und er noch vor Ablauf der zwei Jahre mit seiner Frau fortziehen und sich niederlassen konnte, wo es ihm behagte.

In seinem Verhältnis zu seiner Frau änderte sich nichts, als er, der Aussicht ledig, auf eigenen Füßen stand. Er blieb sich bewußt, daß er der Ernährer sei und für den Unterhalt seiner Frau und der Kinder, die sie ihm nach und nach gebar, zu sorgen habe, und er verlangte nicht von seiner Frau, daß sie für ihn arbeite und sich abmühe, wie dies bei so manchen anderen Völkern Sitte ist. Er dachte stets an die Geschichte der in einen Löwen verwandelten Frau, welche jeder Hottentotte kannte und die als abschreckendes Beispiel für alle jene dient, welche ihre Frau zur Sklavin machen und selbst faulenzeln wollen, während jene arbeitet. Ein Hottentott reiste einst, so lautet diese Erzählung, in Gesellschaft eines Buschweibes, welches ein Kind auf dem Rücken trug. Als sie nach längerer Wanderung ein Rudel Zebras erblickten, sprach der Mann zu dem Weibe: „Ich bin hungrig, und Du bist instande, Dich in einen Löwen zu verwandeln. Thue dies jetzt und fange ein wildes Pferd, damit wir etwas zu essen bekommen.“ — „Du wirst erschrecken,“ erwiderte das Weib. — „O nein,“ sagte der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertod, aber nicht vor Dir.“ — Da begann sich der Nacken der Frau mit Haren zu bedecken, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen und ihre Gesichtszüge veränderten sich, während sie ihr Kind auf den Boden legte, so sehr, daß der Mann von Furcht ergriffen auf einen nahen Baum kletterte. Das Weib ging beiseite und legte ihren Bruckaros, das um die Hüften geschlungene weibliche Kleidungsstück ab, und war plötzlich in einen Löwen verwandelt. Dieser schlich sich durch die Büsche nach der Stelle, wo die wilden Pferde weideten, sprang auf eines derselben und zerriß es. Dann kehrte er zu dem schreienden Kinde zurück. Der Mann auf dem Baume war vor Schrecken halbtot, und er rief dem Löwen zu: „Es ist genug! Thue mir nichts! Lege Deine Löwengestalt ab, und ich werde nie wieder verlangen, daß Du sie annimmst!“ Der Löwe schaute zu ihm empor und brüllte. „Ich werde hierbleiben bis ich sterbe,“ sagte der Mann, „wenn Du nicht wieder ein Weib wirst.“ Darauf begannen Mähne und Schwanz zu verschwinden, der Löwe ging zu dem Busch, wo der Bruckaros lag, zog diesen an, und plötzlich stand an seiner statt das Weib wieder da. Sie hob ihr Kind auf, und der Mann stieg vom Baume herab. Er aß nun auch von dem Pferdefleisch, aber nie verlangte er wieder, daß sein Weib für ihn Wild fange.

Das Besitztum unseres Nama mehrte sich im Laufe der Zeit, und er besaß bereits eine stattliche Anzahl Kühe und Ochsen, Schafe und Ziegen, denn seine Herden waren von der Lungenseuche, welche den Reichtum des Viehzüchters schon in wenigen Tagen vernichtet, verschont geblieben. Viel Mühe verursachte die Viehzucht trotz des Wachstums der Herden nicht. Nur die zarten Kälber wurden auf der Werft gehalten, alles übrige Rindvieh nebst den Schafen und Ziegen trieb sich im freien herum, sein Futter selbst suchend, und es kam nur dann zur Werft, wenn es seinen Durst in der dortigen Quelle löschen oder seine Milch los sein wollte. Prächtige Schafe befanden sich unter den Herden, statt der Wolle mit glänzenden weißen Haren bedeckt und mit einem mächtigen Fettschwanz ausgestattet, dessen Spitze, wenn sie ausgebraten wurde, ein klares Brennöl lieferte.

Außer den hornlosen oder schlapphörnigen Tieren unter den Ochsen und Kühen, welche als Reit- oder Lasttiere benutzt wurden, besaß der Nama auch eine Anzahl Pferde, trotzdem das Land ihrer Zucht nicht günstig ist. Er hatte aber stets sorgfältig darauf geachtet, daß die Pferde vom Januar bis Mai entweder am kühlen Seestrand oder im hohen Gebirge auf die Weide getrieben wurden. Dort waren sie vor dem Verderben sicher, das um diese Zeit im Flachlande auf sie lauerte, wo der nach gefallenem Regen auf dem Grase liegende Tau eine Krankheit erzeugen soll, welche für die auf solchen Grassflächen weidenden Pferde unbedingt tödlich ist. Die Pferde wurden nur zum Reiten benutzt und waren unbeschlagen, aber sie trugen den Reiter doch sicher über felsgestein und auf tagelangen Ritten durch tiefen Sand und wildes Gestrüpp, ohne ein anderes Futter zu erhalten als jenes, welches der Boden des durchzogenen Landes ihnen bot.

Alle diese Herden des Nama waren nicht nur von Krankheiten verschont geblieben, sondern auch die Raubtiere hatten ihnen nur geringen Schaden zugefügt. Die größte Gefahr, ein Tier durch sie zu verlieren, war stets dann vorhanden, wenn sich eines derselben auf den Weideplätzen verirrt und den Weg zur Werft nicht wieder fand, aber dann zog der Nama aus, es zu suchen, und er fand sicher bald seine Spur, denn im „Spurschneiden“ (Spursuchen) nahm er es mit jedem Indianer des amerikanischen Westens auf. Er fand nicht nur die Spur auf den sandigen Flächen, wo der Wind sie schon teilweise unkenntlich gemacht hatte, sondern auch auf hartem Steinboden, und mit überraschender Sicherheit vermochte er bis auf Tag und Stunde das Alter einer von ihm entdeckten Spur zu bestimmen. Ja noch mehr: er erkannte auch sofort, ob ein Tier aus seinem Kraal diese Spur hinterlassen, und welches seiner Kinder es gewesen, ob der „Ohnehorn“ oder der „Krummschwanz“ oder irgend ein anderes Tier dieses Weges gezogen.

Das Verfolgen einer Spur auf steinigem Boden, in dem sich keine Eindrücke befinden, erscheint dem Fremden unerklärlich, beruht aber auf einer sehr einfachen Beobachtung. Die große Hitze, welche in diesen Gegenden herrscht, bewirkt, daß die obere Seite der auf dem Wege liegenden Steinchen dunkler ist als die dem Boden zugekehrte untere Seite. Das Tier, welches über die Steine dahinschreitet, verschiebt dieselben, so daß der Nama auf steinigem Boden eine Spur ebenso rasch verfolgen kann, als wenn er Eindrücke in weichem Boden vor sich hätte. Mancher Nama bringt es im „Spurschneiden“ zu überraschender Virtuosität. Ein wunderbares Beispiel wird von einem Missionär erzählt, der einen Ausflug in eine Gegend unternahm, welche schon Schmelen, der erste Nama-Missionär, in bezug auf ihre Tauglichkeit für Getreidebau durchforscht hatte. Obwohl seit Schmelen's Reise etwa 15 Jahre verflossen waren, hielten die Führer des Missionärs doch genau den Weg ein, den jener verfolgt hatte. Sie zogen mit den Ochsenwagen durch 5 bis 6 Fuß hohes Gebüsch und erkannten die Spur an Ästen, welche seiner Zeit durch die Ochsenwagen Schmelen's niedergedrückt und in ihrer Entwicklung gestört worden, so daß sie jetzt entweder verdorrt oder verkrüppelt waren. Eine von viel mehr Scharfsinn zeugende Geschichte erzählt der Missionär Theophilus Hahn: Ein Buschmann stieß einst auf einen Löwen und gewahrte ihn zu spät, um noch entfliehen zu können. Er sprang hinter einen Busch, raffte schnell trockenes Gras und einiges Reisig zusammen und schlug mit seinem Stahl Feuer. Als der Löwe herankam, versteckte sich der Buschmann so in dem Busch, daß er ihm wegen des Feuers von vorn nicht beikommen konnte. Der Löwe ging jedoch um das Gebüsch herum, drang von hinten in dasselbe ein und trieb den

Buschmann aus seinem Versteck heraus. Dieser lief um den Busch herum, aber der Löwe sprang quer über denselben, erfaßte den Buschmann und schleppte ihn unter einen nahen Ebenholzbaum, wo er ihn verzehrte. Da der Buschmann allein war, also den ganzen Hergang niemand gesehen hatte, wird man gewiß fragen, wer ihn erzählt haben kann. Die Antwort lautet: die Spuren haben alles verraten. Man fand bei dem Busch das Feuerzeug des Buschmanns und die Reste des von ihm in Brand gesetzten Reisigs; man fand ferner die Spur, welche der Löwe hinterließ, als er sich zum Sprunge anschickte, und verfolgte sie dann weiter, sodaß man feststellen konnte, daß er um den Busch herumgegangen war, den Mann aus demselben vertrieben, ihn drei- oder viermal herumgejagt hatte, endlich über den Busch sprang, den Mann tot biß und ihn zu dem Ebenholzbaum schleppte, wo man noch Knochen und einige Kopfhare vorfand.¹⁸⁾

Der Scharfsinn, den unser Nama bei jeder Gelegenheit bewies, seine auf vielen Feldzügen erprobte Tapferkeit und sein Wohlstand erwarben ihm im Laufe der Zeit eine angesehene Stellung unter seinen Stammesgenossen. Der Häuptling, der gao-aob, mit dem er verwandt war, hatte ihn in den Rat der Alten berufen, der aus Angehörigen der vornehmsten Geschlechter bestand. Das vermehrte sein Ansehen so sehr, daß er nach dem Tode des alten Häuptlings, als dessen ältester, nach dem Herkommen erbberechtigter Sohn die zur Häuptlingswürde erforderlichen Fähigkeiten nicht besaß und also durch einen seiner Brüder ersetzt werden sollte, diesen verdrängte und mit Hilfe seines großen Anhangs sich selbst zum Häuptling aufschwang. Er stieß auf keinen nennenswerten Widerstand, aber die Sitte brachte es mit sich, daß der neue Häuptling von den Stammesangehörigen gewählt werden mußte, weshalb auch jetzt eine Wahl stattfand, die jedoch selbstverständlich nur ihn als Häuptling bestätigte.

Er war nun der mächtigste und reichste Mann seines Stammes und trug mit Stolz den gao-heib, einen langen Stab mit einem Messingknopf, welcher bei den Nama das Kennzeichen des Häuptlings, so zu sagen sein Szepter ist. Er verstand es, die durch den Rat der Alten und durch die vom Volke gewählten Ratsleute und Richter, welche sich in die Polizei und Rechtspflege teilten, ziemlich beschränkte Häuptlingsgewalt energisch zur Geltung zu bringen und duldete keinen der Eingriffe, welche der frühere alte Häuptling ruhig hingenommen hatte. Die Einkünfte, welche mit der Würde verknüpft waren, konnten ihn allerdings nicht sehr bereichern, denn sie bestanden nur in dem Tribut, den er von Reisenden und Händlern erhob, welche letzteren nicht bloß für Wasser und Weidebenützung, sondern auch für die Erlaubnis zum Verkauf ihrer Waren eine Abgabe entrichten mußten. Außerdem erhielt der Häuptling bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten das beste Stück Fleisch. Die Rechtspflege brachte ihm nichts ein, denn die Straf gelder (boete), zu welchen die Richter verurteilten, fielen diesen zu und wurden häufig sofort nach der Gerichtsitzung verjubelt, wobei Kläger und Verurteilter sich ebenfalls an dem Schmaus und Zechgelage beteiligen durften.

Den Missionären, welche in sein Gebiet kamen, bereitete der Häuptling keine Schwierigkeiten. Er hatte längst die Überlegenheit der Weißen erkannt und einsehen gelernt, daß er durch Verkehr mit denselben nur gewinnen könne. Deshalb bemühte er sich auch, den Händlern die Reise in sein Land möglichst zu erleichtern, indem er für Verbesserung der in dasselbe führenden Straßen sorgte. Die Zuneigung seiner Untertanen wahrte er sich trotz seines strengen Regiments durch gelegentliche Freigebigkeit, die sich namentlich bei dem jährlichen „Bruffarosschlachten“, zur Zeit der Jahreswende, bewährte. Bei diesem Fest zahlten der Häuptling und sein Rat der Alten den Untertanen an Fleisch, Kaffee, Thee und Tabak zurück, was sie im Laufe des Jahres von ihnen erhalten hatten. Um diese Zeit verschmährt jeder Nama die gewöhnliche Nahrung, die saure Milch, welche in Flaschenfürbissen aufbewahrt wird, in denen sie allmählich so verdickt, daß man vor dem Gebrauch Wasser zusetzen und das Gefäß tüchtig schütteln muß, um die Milch wieder flüssig zu machen. Jetzt ist der eiserne Kochtopf stets mit Fleisch gefüllt, und Kaffee wird gekocht bis der schwarze Saft gebleicht ist. So lange es noch etwas zu verzehren giebt, dauert der Schmaus, und die Nama kommen nun,

¹⁸⁾ Theophilus Hahn, die Nama Hottentotten, I. c., Seite 333.

ebenso wie nach einer glücklichen Jagd, welche sie reichlich mit Fleisch versorgt hat, eine Zeitlang aus dem Zustande einer verdauenden *Boa constrictor* nicht heraus. „Ununterbrochen flammt ein mächtiges Feuer unter dem brodelnden Kessel. Fortwährend wird Fleisch hineingethan und herausgenommen; unter dem Schatten der Bäume oder sonstwo vor und in den Hütten sitzen nach Türkenart mit untergeschlagenen Beinen größere und kleinere Gruppen um riesenhafte Fleischnäpfe mit einem Topfe flüssigen Fettes daneben. Mit ernstern und würdevollen Mienen betreibt jeder das nicht minder ernste Werk, indem er mit der einen Hand zugreift, das Stück, welches er abbeißen will, in Fett getaucht zum Munde führt und kurz davor mit seinem Taschenmesser abfäbelt.“ Um recht viel essen zu können, suchen sie auf alle mögliche Weise der Verdauung nachzuhelfen: die Männer rollen sich auf dem Bauche hin und her, und die Frauen lassen sich von einem jungen Sklaven den Bauch mit Füßen treten. Sobald sie nach solcher Prozedur einige Erleichterung fühlen, beginnen sie sofort wieder zu essen und stellen, wenn sie sich endlich zur Ruhe begeben, den Fleischtopf noch neben ihr Lager, um ihn gleich zur Hand zu haben, wenn sie in der Nacht aufwachen. Bei so reichlicher Nahrung wächst das Kennzeichen der Hottentotten, der Fettpolster auf ihren Gefäßteilen, der *fareb*, überraschend schnell, um dann, wenn die Zeit des Überflusses vorüber ist, ebenso schnell wieder zu schwinden.¹⁹⁾

Die Missionäre haben dieser Unmäßigkeit zu steuern gesucht, aber die Unsitte wurzelt zu tief, als daß sie leicht auszurotten wäre. Der Einfluß der Missionäre beschränkt sich überdies auf die von ihnen geleiteten Stationen, und die heidnischen Nomadenstämme beachten ihre Reden nicht. Bei diesen gilt der Zauberer mehr als der Missionär, und da sich unter den Zauberern manche befinden, welche für verschiedene Krankheiten treffliche Heilmittel kennen, infolge dessen sie häufig glückliche Kuren ausführen, ist ihr Einfluß schwer zu erschüttern.

In Krankheitsfällen wird stets ein Zauberer, *!gai-di-aob*, zu Räte gezogen, und auch als unser Häuptling erkrankte, wurde ein berühmter Zauberer geholt. Er trat würdevoll an das Lager des Kranken, murmelte allerlei unverständliche Beschwörungsformeln und stößte dem Häuptling einen Trank ein. Dann rieb und knetete er den Körper des Kranken, fuhr plötzlich mit ungestümmter Bewegung mit der Hand nach seinem Unterleib und riß dort den Krankheitsteufel heraus, worauf er die Hand, in welcher derselbe sich befinden sollte, unter seinen Pelzmantel steckte und aus der Hütte hinausstürzte. Er eilte in ein nahes Gebüsch, wo er dem Krankheitsteufel den Garaus machte und dann in die Hütte zurückkehrte, um seinen Lohn zu verlangen. Im Befinden des Häuptlings war zwar noch keine Besserung eingetreten, aber der Zauberer versicherte, daß die Krankheit nun behoben sei und er sich bald erholen werde, nur müsse noch ein fettes Schaf, das er bezeichnete, geschlachtet werden, um aus demselben ein Medikament zu bereiten. Das Schaf wurde geschlachtet, und der Zauberer ließ sich, während er einen Teil des Fettes zur Herstellung eines neuen Heilmittels verwendete, das Fleisch vortrefflich schmecken, aber der Kranke wurde nicht gesund. Der Mißerfolg seiner Kur brachte den Zauberer nicht in Verlegenheit. Da die bisherigen Mittel nicht geholfen hatten, mußten stärkere angewendet werden, denn offenbar hatte hier ein Feind des Häuptlings die Hand im Spiel und durch mächtigen Zauber dessen Krankheit verursacht. Durch neue Zaubersprüche und Medicinen sollte nun dieser Zauber gebrochen werden, und der Wundermann verlangte ein abermaliges Opfer aus der Herde des Kranken, das ihm ebenso anstandslos überliefert wurde wie das erste. Da dies alles noch nicht half, war der *!gäuaab*, der Widersacher des Menschengeschlechtes, das böse Prinzip, an welches die Nama glauben, an der Krankheit schuld, und die Zaubermittel sollten gerade nochmals verstärkt werden, als der Häuptling seinen Leiden erlag. Den Zauberer konnte kein Vorwurf treffen, denn er hatte ja gesagt, daß der *!gäuaab* den

¹⁹⁾ Dieses Fettpolster gilt bei den Hottentotten als Schönheit. „Man hat vielfach die abnorme Ausdehnung mit einem ebenso abnormen Auswuchs des *Os ilium* in Zusammenhang bringen wollen, doch hat man sich hierin geirrt, denn Schreiber dieses hat Gelegenheit gehabt, an seinen ehemaligen braunen Spielkameraden zu beobachten, wie in der guten Jahreszeit, wo es viel Milch und Wildpret gab, ihre Gefäßteile für unsere europäischen Vorstellungen nachgerade fabelhafte Dimensionen annahmen“ Th. Hahn, l. c., Seite 332.

Häuptling quäle, und der böse Geist kann nicht immer durch den Menschen in seiner verderblichen Thätigkeit gehemmt werden.

Der Sohn des Häuptlings, der Erbe seiner Würde, in welcher er anstandslos durch die Wahl des Volkes bestätigt wurde, traf nun sofort Anstalten zur feierlichen Bestattung seines Vaters. Ein Bock wurde geschlachtet, die Leiche mit dem Blute des Tieres bestrichen, darauf in Matten gewickelt und schließlich in Felle eingenäht. So legte man sie in das indessen bereitete Grab. Dasselbe unterschied sich in seiner Gestalt wesentlich von unseren Gräbern. Zunächst wurde eine Grube gegraben, welche so lang war, daß die Leiche bequem hineingelegt werden konnte. Auf dem Grunde dieser Grube höhle man an einer Längenseite eine Nische aus, und in diese legte man die Leiche. Nachdem sie dort untergebracht war, wurde die Nische mit Laub gefüllt und mit Stäben und Steinplatten verschlossen, worauf man die ausgegrabene Erde in die Grube zurückwarf und über dem Grabe des Häuptlings einen kleinen Hügel errichtete.

Das Ausheben eines solchen Grabes war keine leichte Arbeit, da die Erde sehr hart war und den Grabenden nur sehr unvollkommene Werkzeuge zur Verfügung standen, aber rastlos arbeitete der Sohn des



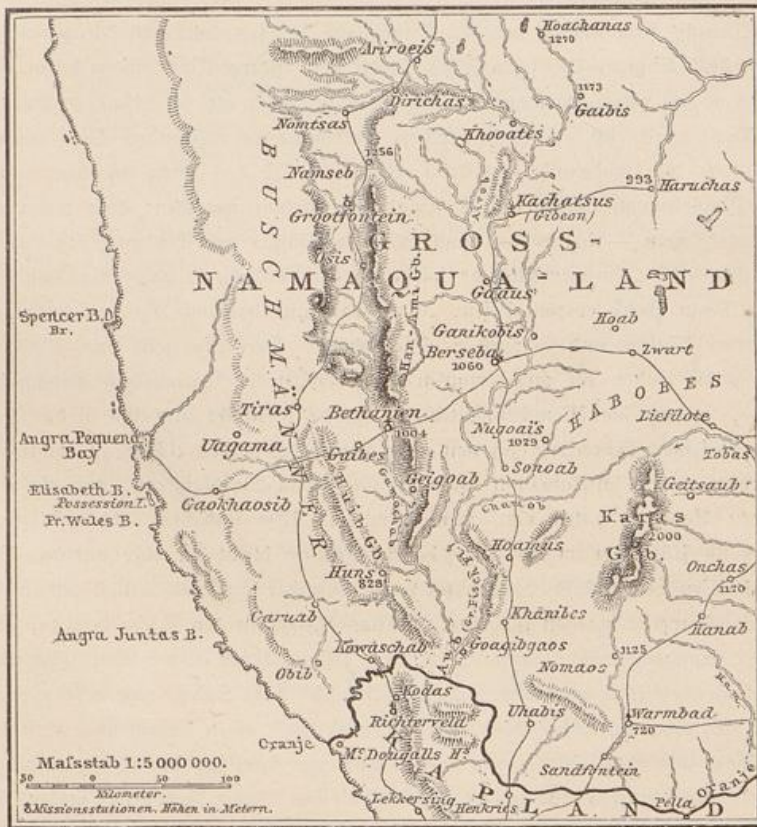
Barmer Missionsstation Omaruru.

Häuptlings mit seinen Knechten, bis das Grab fertig war, denn die Nama vergelten die Zärtlichkeit, mit welcher ihre Eltern sie behandeln, durch große Ehrfurcht vor denselben, und was von schlechter Behandlung der Eltern erzählt worden, ist unwahr. Die große Sorgfalt, mit welcher der Sohn für die letzte Ruhestätte des Vaters sorgte, und sein rücksichtsvolles Benehmen gegenüber der Leiche widerlegt schon für sich allein solche Verläumdungen zur Genüge. Er bewahrte dem Dahingeshiedenen auch ein zärtliches Andenken, ebenso wie sein Stamm den Häuptling nicht vergaß und die Erinnerung an seine Thaten unter demselben fortlebte.

Der Heitsi-Eibib, von dessen Thaten die Sage der Nama so viel zu erzählen weiß, dürfte auch nur ein Häuptling gewesen sein, der durch Tapferkeit und Weisheit sich die Liebe seiner Unterthanen erworben hatte. Die Ehre, sein Grab zu besitzen, wird von einer Menge Gegenden beansprucht, und es ist vom Kap bis zur Nordgrenze des Groß-Namalandes in fast unzähligen Exemplaren vorhanden. Man sieht 5 bis 10, oft 20 Steinhäufen an den Stellen, welche als Heitsi-Eibibs Grab bezeichnet werden, und solche Steinhäufen sind oft in Sandwüsten vorhanden, in welchen weit und breit kein Stein zu finden ist. Wahrscheinlich war das echte Grab des Häuptlings, der wohl auch ein berühmter Zauberer war, eine Wallfahrtsstätte der

Hottentotten, und da die weite Ausbreitung der einzelnen Stämme vielen einen Besuch des Grabes erschwerte, errichteten sie in der Nähe ihrer Wohnsitze Steinhausen, welche das Grabdenkmal des Häuptlings vorstellen sollten und mit der Zeit, nachdem die Generation, welche die Entstehung gesehen, ausgestorben war, für das wirkliche Grab gehalten wurden. „Je mehr die Zeit die Erinnerung an die wirkliche Person des Heitsi-Eibib verwischte, desto mehr wurde sie vergeistigt und, wie bei den alten Griechen, an den Himmel versetzt, wo Heitsi-Eibib noch jetzt allmächtig als Mond auf sein Volk niederschaut. Man glaubt auch, daß Heitsi-Eibib einst aus dem Grabe auferstehen und zu seinem Volke zurückkehren werde.“

Theophilus Hahn hat versucht, auf die Sage von Heitsi-Eibib, der nun als Mond am Himmel steht, und auf verschiedene Tierfabeln der Nama die Behauptung zu gründen, daß ein Zusammenhang zwischen



Karte des Groß-Namalandes.

den Sagen der Nama und jenen verschiedener asiatischer Völker bestehn, doch fehlt einer solchen Annahme jede Berechtigung, da es unbestreitbar ist, daß oft gleiche Vorstellungen bei weit von einander entfernten Völkern sich völlig spontan ausbilden, ohne daß das eine sie von dem andern entlehnt. Asiatische Völker bringen z. B. den Hasen und den Mond häufig in Verbindung, aber daraus folgt keineswegs, daß das, was die Nama vom Mond und dem Hasen erzählen, asiatischen Ursprungs ist. Der Nama-Sage zufolge war der Hase einst vom Monde zu den Menschen gesandt worden, um ihnen folgende Botschaft von demselben zu überbringen: „Ich werde von dem Monde zu den Menschen gesandt, ihnen zu melden, daß, wie er stirbt und sterbend lebt, so werden sie sterben und sterbend (d. i. im Tode) leben.“ Der Hase richtete seine Botschaft

in folgender Weise aus: „Ich bin vom Monde gesandt, Euch zu melden: Wie ich sterbe und sterbend umkomme, auf dieselbe Weise sollt auch Ihr sterben und gänzlich zu Ende kommen.“ Als der Mond erfuhr, wie der Hase seine Worte zum Schaden der Menschen verdreht hatte, nahm er ein Stück Holz und schlug ihn damit auf die Nase, und seitdem ist die Nase des Hasen gespalten. Der Hase erhob darüber erzürnt seine Pfote und zerkrachte des Mondes Gesicht. Die Spuren davon sind die dunklen Flecken auf der Oberfläche des Mondes, die Menschen aber, denen Unsterblichkeit zugebracht war, verdanken es dem Hasen, daß sie sterblich sind, und darum wollen sie sein Fleisch nicht essen.²⁰⁾

Neben solchen Sagen, für welche sich Anklänge in der Sagenpoesie vieler anderer Völker finden lassen, steht die Sage von der Entstehung des Menschengeschlechtes oder der Entstehung der Nama als ausgeprägt rein hottentottisches Produkt. Der Stammvater der Nama hieß Gurikhoisib, d. i. „Erster Mensch“, und man erzählt von ihm folgendes:²¹⁾

„Einziger-Mensch“ kam täglich mit den Tieren auf der Felsplatte von Hoaxanas zusammen, wo sich noch jetzt Fußspuren des „Einzigen-Menschen“, des Löwen und anderer Tiere finden sollen. „Einziger-Mensch“ hatte den Tieren schon fast alles abgewonnen, denn er war klüger als sie. Halt, dachte „Einziger-Mensch“, dem Murren der Tiere werde ich ein Ende machen, und sagte am folgenden Tage zu seiner Mutter beim Weggehen: „Laß doch die Hunde alle los, denn ich werde Dir den Affen zusenden, um Perlen zu holen; bevor er aber ins Haus kommt, müssen erst die Hunde ihn tüchtig zerzausen; doch wenn er beginnt schwach zu werden und zu wehklagen — hä, hä — dann treibe die Hunde von ihm weg, laß ihn ins Haus kommen und gib ihm die Perlen.“ „Einziger-Mensch“ spielte an diesem Tage so nachlässig, daß er alles verlor und nichts mehr hatte. Dann sprach er zum Affen: „Gehe doch und hole mir einige Schnüre von Perlen. Bitte darum nur bei meiner Mutter, und sie wird sie Dir geben.“ Der Affe geht hin. Als er nahe ans Haus kommt, da fallen ihn die Hunde an und zerzausen ihn trotz seiner Gegenwehr. Endlich wird er matt und klagt — hä, hä —, so daß die Menschenmutter die Hunde fortreibt und ihn in das Haus kommen läßt. Dort sieht er denn zu seinem Schrecken, daß von allen Tieren des Feldes Köpfe an der Wand hängen. Dann forderte er die Perlen, hinkte langsam mit denselben nach dem Spielstein und gab sie schweigend ab. Er steigt dann auf den Berg und ruft von oben herunter: „Wir sind viel, aber wir werden wenig, denn von uns allen habe ich Köpfe da im Hause gesehen.“ Seitdem bleibt der Affe auf den Bergen und kommt nicht wieder zu dem Menschen. Bald darauf stieg ein Gewitter auf und entlud sich in der Nachbarschaft. Der Löwe sprach: „Ich werde morgen hingehen und das Wasser in der Fläche besehen, aber niemand darf mir dahin folgen.“ „Einziger-Mensch“ sagte: „Hat Dich Deine Mutter also belehrt? Ich werde auch kommen und sehen.“ Am folgenden Morgen nimmt „Einziger-Mensch“ sechs Spieße und geht mit seinen Hunden, das Wasser zu besehen. Er tötet unterwegs bald einen Schakal, bald einen Hasen, und wirft dieselben auf einen Busch, den Raubvögeln zum Fraß. Als er nun zum Regenwasser kam, lag der Löwe unter einer großschattigen Mimose. Die Hunde des „Einzigen-Menschen“ liefen gleich ins Wasser, legten sich nieder, leckten das Wasser; danach schüttelten sie sich und sprangen fröhlich umher. „Einziger-Mensch“ wischte sich den Schweiß aus den Augen und stand unterdessen Wache. Als darauf seine Hunde ihren Durst gelöscht hatten, läßt sich „Einziger-Mensch“ auf ein Knie nieder, hält seine Spieße in der linken Hand, während er mit der rechten Wasser trinkt. — Seit jenem Tage nun trinken die Nama auf ähnliche Weise das Wasser, wenn sie auf der Jagd sind. — Eben ist aber „Einziger-Mensch“ mit trinken fertig, so beginnt der Löwe mit seinem Schwanz zu wedeln und zu schlagen und läßt sein Vubu dazwischen hören. „Wohlan,“ sagt „Einziger-Mensch“, „laß sehen, wer der stärkste ist, da Dich Deine Mutter so gut gelehrt hat,“ und hegt seine Hunde auf den Löwen. Die springen, reißen ihn zu Boden, und „Einziger-Mensch“ stößt ihm alle Affagaien (Speere) in den Leib, so daß der Löwe

²⁰⁾ Die Ursache, warum die Nama das Fleisch des in Menge vorhandenen Hasen verschmähen, ist offenbar in der Mythologie zu suchen, da der vom Mond zu den Menschen gesandte Hase, der Götterbote, heilig ist.

²¹⁾ Bleek, Reynard the Fox in South Africa etc. und Hahn, Die Nama-Hottentotten, I. c., Seite 277.

von allem Blutverlust und Schmerzen ohnmächtig wird. Dann spricht er zu dem halbtoten Löwen: „Nun gehe hin und sage Deiner Mutter, wie sie Dich so gut gelehrt hat.“ „Einziger-Mensch“ ging dann nach Hause und trank die Milch, die seine Mutter für ihn gemolken hatte. In der Nacht aber wurde es dem Löwen sehr kalt, und da er nicht gehen konnte, so rief er seiner Mutter: „Mutter, trag' mich! Mutter, trag' mich!“ Da ist dann die Löwenmutter gekommen und hat ihren Sohn geleckt und ihm etwas zu essen gebracht; hat ihn aber auch ermahnt und belehrt, daß er sich von dem Menschen fernhalten müsse, weil der gar zu klug sei und solche Waffen habe, womit er alle anderen töten könne. — Bleek, der diese Erzählung im Wesentlichen so wiedererzählt, fügt noch zum Schluß die Ermahnung der Löwenmutter in folgendem Liede hinzu:

„Hüte dich vor dem Einen, der scharfe Waffen hat,
Welcher trägt eine Quaste von Tiger Schwanz,
Vor dem, der weiße Hunde hat,
O du, Sohn von der, welche kurzohrig ist,
Du mein kurzohriges Kind,
Sohn von der, welche rohes Fleisch isst,
Du Fleischverschlinger,
Sohn von der, welcher Nasenlöcher rot von Blute sind,
Du mit den blutgefärbten Nasenlöchern,
Sohn der, welche Teichwasser trinkt,
Du Wassertrinker.“

Die Nama glauben auch an ein Leben nach dem Tode und an eine Wiederkehr der Verstorbenen. Das hat den Missionären ihre Arbeit bedeutend erleichtert und viel dazu beigetragen, daß das Bekehrungswerk so rasch vorgeschritten ist, wie wohl in keinem andern Teile des afrikanischen Festlandes.

Das Christentum hat unter den Nama durch deutsche Missionäre Verbreitung gefunden. Schon vor mehr als 80 Jahren hatten deutsche Missionäre, welche von der Londoner Missionsgesellschaft zum Stamme der !game-Enus gesandt worden, in deren Gebiet die Station Warmbad gegründet, welche in den dreißiger Jahren an die wesleyanischen Missionäre überging und 1867 von dem rheinischen Missionär Weber übernommen wurde. Die zweite Station im Groß-Namalande, Bethanien, wurde gleichfalls durch einen Deutschen gegründet. Missionär Schmelen errichtete sie 1814 mit englischem Gelde unter dem Stamme der !amas, sie verfiel aber bald und blieb von 1825 bis 1842 unbesetzt. Der rheinische Missionär Knudsen brachte sie wieder zur Blüte, und seitdem hat eine Reihe tüchtiger Männer sein Werk fortgesetzt: Die Missionäre S. Hahn, Krest (1853 bis 1878) und Bam (seit 1879). Im Jahre 1845 wurde durch Missionär Kleinschmidt unter den //khou!gao-/gōas die Station Rehoboth gegründet, sie löste sich jedoch während der durch Jonker Afrikaner verursachten Unruhen auf, und die zerstreuten Glieder der Gemeinde gingen in dem Kriege, welcher 1880 ausbrach, zu Grunde, in Rehoboth aber sitzen seit 1871 koloniale Bastarde, bei denen der Missionär Heidmann lebt. Unter den /kouas ließ sich 1850 Missionär Hahn nieder und gründete Bersaba, wo in zwei Jahren eine Gemeinde von etlichen hundert Seelen entstand. Das Jahr 1853 brachte die Gründung einer Mission in Hoachanas unter dem Stamme der gei-//khou, wo Missionär Vollmer sich niederließ. Die vielen Kriege, welche seit 1864 das Land verwüsteten, störten das Gedeihen dieser Station, aber sie war zu wichtig, als daß sie trotz der großen Schwierigkeiten, auf welche die Glaubensboten hier stießen, aufgegeben werden konnte, denn der „Kapitän“ der gei-//khou war der nominelle Oberhäuptling aller Namas. Nachdem Missionär Vollmer während eines Feldzuges, an dem er teilnahm, gestorben, blieb die Station 7 Jahre verwaist, und erst 1874 wurde sie wieder besetzt. In den sechziger Jahren wurden noch zwei Stationen gegründet, 1863 Kachatus am Fischfluß, 1866 Keetmanshoop unter dem Stamme der kharo!oas. Eine schon früher von wesleyanischen Missionären gegründete, von ihnen aber in den vierziger Jahren wegen der Raubzüge Jonker Afrikaners geräumte Station bei Wesleyvale übernahm 1855 der rheinische Missionär Eggert und führte die Leute nach dem günstiger gelegenen Gobabis, aber Krankheiten, namentlich die Pocken, dezimierten die Ansiedler, die unaufhörlichen Kriege trugen viel zur Verwilderung derselben bei, und schließlich wurde der

Missionär Weber, der lange standhaft ausgehalten, verdrängt. Eine andere eingegangene wesleyanische Mission zu Windhuq versuchte 1871 Missionär Schröder wieder aufzurichten, aber nach einem viel versprechenden günstigen Anfang zwangen auch ihn die Kriegerunruhen zum Rückzug. Schließlich haben in Grootfontein koloniale Bastarde sich niedergelassen, welche anfangs von der Missionsstation Gibeon abhingen, 1877 jedoch einen eigenen Hirten erhielten. Durch die Räubereien der Buschmänner wurden sie gezwungen, die Station zu verlassen, und leben jetzt als Gäste in der Nähe der Station Warmbad.

Unter den jetzt noch im Namaland bestehenden christlichen Gemeinden ist die größte Versaba, wo jetzt Missionär Hegner wirkt. Diese Gemeinde zählt nach den neuesten statistischen Angaben 848 Seelen. Nach ebensolchen befinden sich in Keetmanshoop 284, in Bethanien 592, in der Walfisch-Bai 150 Christen. Über die anderen Stationen der rheinischen Mission liegen nur ältere Angaben vor, nach welchen die Zahl der christlichen Gemeindeangehörigen in Rehoboth 521, in Gibeon 457, in Hoachanas 238 und in Grootfontein 100 betrug, sodaß man, wenn man die alten und neuen Angaben gleichzeitig der Berechnung zu Grunde legt, die Bevölkerung auf den Stationen der rheinischen Mission auf etwa 3400 Seelen schätzen kann, welche Zahl jedoch wahrscheinlich bedeutend zu niedrig gegriffen ist.

Da die Missionäre sich an allen größeren perennierenden Quellen Südwest-Afrikas festgesetzt haben, so sind nach und nach alle Eingeborenen, welche ab und zu diese Stellen besuchen müssen, mit ihnen bekannt geworden, aber bei der Aufnahme in ihre Gemeinden sind die Missionäre stets sehr vorsichtig zu Werke gegangen. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wären manche unzuverlässige Elemente in die Gemeinden gelangt, welche früher oder später der ruhigen Entwicklung derselben hinderlich werden mußten. Ohne eine Probezeit, welche mitunter zwei Jahre dauerte, wurde niemand aufgenommen. Die Missionäre konnten es getrost wagen, so wählerisch zu sein, denn sie sind im Laufe der Zeit zu hohem Ansehen gelangt und fast sakrosankt geworden. Die kühnen Männer, welche sich ohne Waffen in einem Lande bewegten, in welchem Krieg die Regel und der Friede eine seltene Ausnahme war, imponierten den Eingeborenen so sehr, daß sie es wagen konnten, mitten zwischen den kämpfenden Parteien als Friedensapostel zu erscheinen und Versuche zur Versöhnung der streitenden Parteien zu machen. Mancher Krieg ist durch sie verhütet oder beendet worden, und während kein Parlamentär oder Gesandter im Feindesland des Lebens sicher war, konnte man bei dem Missionär die feindlichen Häuptlinge sich einfänden sehen, um unter seinem mächtigen Schutz auf neutralem Boden über den Frieden zu verhandeln.

„Die Namas sind, wie alle Hottentotten, leicht erregten Sinnes, aber dabei wetterwendisch; schnell bei der Hand, gute Vorsätze zu fassen, aber -- wie gewonnen, so zerronnen! So kam es, daß sie bei der Predigt des Evangeliums oft geradezu in Thränen zerfloßen, unter den Zeichen aufrichtiger Bekerung selbst anfangen zu beten; äußere Erfolge waren sehr bald erzielt, aber es hielt nicht lange an. Nachher fielen die meisten leicht in das alte heidnische Wesen wieder zurück, und es ward oft ärger als zuvor. Diese Erfahrung hatte schon der alte Schmelen machen müssen und nach ihm alle rheinischen Nama-Missionäre. Auf den verschiedenen Stationen Bethanien und Rehoboth, Versaba und Hoachanas, Gibeon, Gobabis und Keetmanshoop hat es einmal oder öfters Zeiten der Erweckung gegeben, und es ist geschehen, gerade wie zur Regenzeit das sonst so dürre Namaland in herrlichem Grün und entzückender Blumenpracht dasteht. Es zeigte sich unter den Leuten einzelner Stämme ein Fragen nach Gottes Wort; es war, als ob alle mit einem Male Christen werden wollten, aber die Enttäuschung kam bald nach. Nur wenig Früchte blieben von dem Blütenmeer. Ihr leichtsinniges Wesen, ihr angeborener Wandertrieb, die fortdauernden Kriegszüge ließen es nicht dazu kommen, daß das Volk als Ganzes sich bekehrte. Jetzt mögen etwa 3—4000 getaufte Gemeindeglieder auf den verschiedenen Namastationen unter der Pflege der Missionäre stehen. Manche liebliche Züge von der Wirkung des Wortes Gottes werden in der Geschichte dieser Mission erzählt. Ganz anders war der Gang der Missionsarbeit unter den Herero, fast umgekehrt. Als sich Missionar H. Hahn 1844 dort niederließ, galt es, abgesehen von allen anderen Hindernissen, erst die völlig unbekannte Sprache zu erlernen, von der bis dahin

noch nie ein Europäer etwas gehört hatte. Zwei Jahre haben die beiden Missionäre Hahn und Rath, fern von aller übrigen Welt, in dieser Wildnis beten und arbeiten müssen, ehe sie auch nur den ersten dürftigen Anfang machen konnten, das Evangelium zu verkündigen. Die schwarzen Leute hatten gar nicht gewußt, was sie aus den weißen Fremdlingen machen sollten. Jedenfalls hatten sie große Achtung vor ihnen. Den Missionar Hahn sahen sie gegen seinen Willen als eine Art Häuptling an.“

Man weiß nicht, sagt Missionär Hahn, was man zu den christlich-religiösen Vorstellungen des Hottentotten sagen soll, wenn er z. B. behauptet, er fühle, wie sich der heilige Geist in seinem Herzen rühre, oder wenn er plötzlich bei einer etwas scharfen Bußpredigt heulend auffährt und mit einem Armsündergesichte zur Kirche hinausstürzt, wo er hinter einem Busche in der Nähe sich auf dem Boden herumwälzt und dem lieben Gott sein Sündenregister vorheult. Einige Stunden später beweist sein ganzes Benehmen nur zu sehr, daß es mit seinen Bußkrämpfen nicht gar weit her war, und er dem armen Missionär, der sich schon Gedanken über die durch seine Bußpredigt hervorgerufene Zerschlagenheit seines geistlichen Pfleglings machte, nur vielleicht zur Erlangung irgend welcher materieller Vorteile hat Sand in die Augen streuen wollen. Ihre Frömmigkeit tragen manche ganz pharisäisch zur Schau, indem sie in einiger Entfernung vom Kraale sich hinter einen Busch werfen und ein schon mehr geplärartiges Gebet laut ertönen lassen, welches in dem Kraal von niemand weiter beachtet und beantwortet wird, als von den Hunden. Allein andererseits müssen wir auch gestehen, daß es unter ihnen wirklich viele aus Überzeugung Bekenner giebt, die ihrem Christennamen alle Ehre machen. Davon nur ein Beispiel: Ein Mann hatte sich zum Abendmahl gemeldet; allein da er bis zur Verteilung desselben trotz seines Bemühens mit seinem Gegner, der noch dazu ihn durch Betrug beleidigt hatte, den Streit nicht zum Austrag bringen konnte, so enthielt er sich des Abendmahls. Als sein Missionär ihn später nach dem Grunde seines Ausbleibens fragte, antwortete er ihm mit dem Spruche: Matth. V. 23. 24.

Den Missionären ist es trotzdem gelungen, unter jenen Namas, welche sich bei ihren Stationen niedergelassen haben, einer gewissen Kultur Eingang zu verschaffen, und die Leute namentlich zur Arbeit heranzuziehen. Die Sta-

Europas Kolonien. IV.



Walffisch-Bai.

tionen liegen sämtlich inmitten freundlicher Pflanzungen, welche den Beweis liefern, daß auch hier in jenen Gegenden, in denen an Wasser kein Mangel ist und wo der Mensch die nötige Thätigkeit entfaltet, die öde Sandwüste in fruchtbringenden Boden verwandelt werden kann. Die Natur hat ohnehin das Hinterland nicht so stiefmütterlich behandelt wie den Küstenraum, und für eine mannigfaltige Vegetation sind günstige Existenzbedingungen vorhanden.

Zwiebelgewächse, schreibt Olyp, kommen nächst Gräsern am häufigsten vor. Ihre dicken Blätter liegen strahlenförmig auf dem Boden. Aus ihrer Mitte schießen Tulpen und lilienartige Blütenstengel empor, unter denen die ziegelfarbene Aloe und weiße Callaen am meisten hervorstechen. In Massenhaftigkeit kommt ihnen aber die eßbare kleine Zwiebel !han (pl.) nicht gleich. Auf sterilem Boden gedeihen allerlei Arten von Euphorbien und Kakteen, denen auch die Rizinusstaude angehört. Giftigen Saft enthalten die sogenannten „melkbosschen“ und der hellgrüne / gi-tama-// o. Gewächse, wie Bärenklau, Disteln, Weberkarden und dgl. kommen seewärts häufig vor. In der Nähe der See wird auch ein harzhaltiges, wohlriechendes Gewächs in verschiedener Art gewonnen und unter dem Namen buzu in Handel gebracht. Im Sandfeld wachsen Melonen, tsamab, bittere und süße, für Jäger und Tiere als Nahrung und Trank gleich wertvoll. Wilde Gurken, allerlei Wurzeln und Knollen, den Bataten ähnlich, dienen gleichfalls als Nahrung. In flugufern wird Tabak gebaut, Melonen und Kürbisse gezogen, in Gärten, die sich bewässern lassen, gedeihen die meisten unserer Gemüse für die Küche. Die Kultur des Feigenbaumes, des Weinstockes, der Granaten, Pflirsche, Datteln, Mandeln und dergleichen ist lohnend. Wälder nach deutschem Begriff findet man selten oder eigentlich nirgends, doch ist Niederholz und Gebüsch in mehr wie 40 Arten vorhanden. Als wilder Obstbaum kann nur die / gowes, wilder Feigenbaum, gelten. Andere tragen eßbare Steinfrüchte, die den Beeren des Weißdorns ähnlich sind, füllen den Magen aber nur, wenn die Steine mitgeschluckt werden. Ein anderer Strauch trägt Schoten, deren Kerne im Notfall die Kaffeebohnen ersetzen müssen. Die / kütabas liefert Medizin für Augenkrankheiten. Aus Brakbüschen wird Asche zur Seifenbereitung gebrannt. Ohne Brakbüsche wäre Viehzucht im Lande kaum möglich. Sie ersetzen das nötige Salz. Auf kalksteinhaltigem Boden steht der Dornstrauch // kxanu mit feingefiederten, erbsengroßen, gelben Blüten. Ihm verwandt sind die roten und weißen Hakjesdörner, !noë, wacht een beetje. Der Geruch des / huni in seiner Blüte ist ein höchst widerlicher. Einen eigentümlichen Wuchs hat die Baumlilie, die an hohen Bergwänden am liebsten wächst. Sie hat eine braune, glänzend glatte Rinde, hinter welcher ein loses, faseriges Herz steckt, brennt daher im grünen Zustand, und dient dem Schmied zum Erhitzen geschweißter Wagenreise. All dies Gehölz, soweit es ohne einheitlichen Stamm am Boden in die Breite wächst, ist dem Sprachgebrauch der Einwohner gemäß ein Femininum. Zu den Masculinis wird gerechnet der stämmige // ganab, die Giraffen-Akazie. Stamm und Äste haben eine rauhe Rinde, hinter ihr gelbes Holz und kupferbraunes, steinhartes Herz. Aus seinen Wurzeln werden Waffen fabriziert. Das Holz hat, besonders wenn es naß wird, einen scharfen Geruch, wofür die Sprache einen eigenen Namen besitzt. Der Baum liefert treffliches Bauholz, nur findet man selten lange, gerade Stämme. Seine Schoten gleichen einer zerschnittenen Hammelsniere. Die zarte Blätterkrone bietet aber wenig Schatten. Ihm verwandt ist der // khüb, die Dorn-Akazie. Steht jene auf Sanddünen mit tiefem Untergrund, so wächst diese nur auf angeschwemmtem Uferboden. Das Geäst ist weniger massig. Als Nutzholz steht er dem // ganab nach, wird leicht krumm und vom Wurme angefressen. Aus der angebohrten Rinde fließt das Gummi, das von armen und hungrigen Menschen gegessen wird. Des Gerbstoffes wegen werden junge Bäume öfter geschält, und der weiße Bast zu allerlei Seilerwerk verarbeitet. Würden ebenso viel Bäume gepflanzt als um solcher Zwecke willen zugrunde gerichtet werden, dann brächte man es allmählich zu Flußwäldern. So aber wächst kaum so viel nach als Menschen verderben. Hinter diesen zwei Baumarten tritt weit zurück der tsawib = Schwarzeichenholzbaum. Er kommt fast nur in krüppelhafter Gestalt vor, hat aber, dornlos, das Vorrecht, als Christbaum im Hochsommer zu glänzen. Der ¶ arob verschafft dem Stellmacher gutes Nutzholz. Ein anderer liefert dem Fuhrmann Peitschenstöcke, den Hausvätern Mattenhauspfähle. Aus dem arob und gorodab werden

Eß- und Trinkgeräte geschnitten. Der graue dawebe, eine Art Zypresse, dient als Keiserbesen, der einmal gebraucht weggeworfen wird.

Der Tierwelt des Namalandes ist schon oben Erwähnung geschehen. Außer den Tieren, welche auf der Werft gezüchtet werden, Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen, trifft man im nordöstlichen Teil des Landes noch eine Menge Wild, Antilopen, Gemsböcke, Gazellen, Hartebeeste, Giraffen, Büffel, Gnus, Zebras, Quaggas u. s. w., aber auch noch viele Raubtiere, Löwen, Panter, Leoparden, Schakale, Hyänen und Wölfe, zu denen sich noch große Trupps wilde Hunde und die den Lämmern nachstellenden Wildkazen gesellen. Sehr zahlreich ist die Klasse der Nagetiere vertreten, ebenfalls vorzüglich im Nordosten des Landes: Hasen, Erd-, Busch- und Stachelschweine, Eichhörnchen, Hamster, Meerkazen, Fischottern, Mäuse und Ratten, Fledermäuse u. s. w. An den Regenseen lauern die Jäger dem Strauß auf, den die Eingeborenen /amib nennen, doch ist derselbe durch die häufigen Jagden und das unverständige Vераuben der Nester schon fast ausgerottet. Wo Wasser vorhanden ist, trifft man Wasserhühner, Feld-, Perl- und Rebhühner, Wildtauben, Fasanen, wilde Gänse und Enten, seltener Kraniche. An der Küste nisten Pinguine und Alken. Singvögel sind selten, die häufigsten sind noch die in baumreichen Schluchten vorkommenden Sittiche; dagegen sieht man häufig die bienenkorbbähnlichen Nester der Webersvögel, in welchen hundert der niedlichen Tierchen beisammen wohnen, und auch andere Sperlingsarten, wohl an 20, sind zahlreich vertreten. Auch an Raubvögeln ist kein Mangel, sie sind vertreten durch Lämmergeier, Falken und Nachteulen. Zeitweilig finden sich die Heuschrecken-Bussarde ein, als Vorboten von Heuschreckenschwärmen. Die niedere Tierwelt findet Vertreter in zahlreichen Land- und Wasserschildkröten, in Eidechsen, unter denen sich auch giftige finden, in einer Menge Schlangen, Nattern und Vipern, Spinnen und Skorpione. An den Mündungen des Oranje und Houb kommen Krokodille vor, doch nur noch selten, und an feuchten Stellen finden auch Frösche und Kröten ihr Fortkommen. Wo Wasser vorhanden ist, fehlt die Landplage der Moskitos nicht, und der Reisende wird bei Nacht auch oft durch Grillen in seiner Nachtruhe gestört, die im Verein mit den Termiten ihm das Leben oft recht sauer machen. Weitere Unnehmlichkeiten verdankt er den Busch-, Erd- und Wasserwanzen, und in staubigen Gegenden sind auch Motten zahlreich vorhanden. Wilde Bienen trifft man häufig, selten dagegen Schmetterlinge, für welche als Ersatz die unzähligen, meist schwarzgefärbten, aber auch grünlichblauen und goldschillernden Käfer dienen müssen. Im Hochsommer hört man aus den Büschen das schrille Singen des Heimchens, und dann finden sich auch die Heuschreckenschwärme ein, welche das wenige spärliche Grün, das den Boden bedeckt, vernichten.

In bezug auf Pflanzen und Tierwelt ist also das Hinterland von Angra Pequena immerhin nicht ungünstig gestellt, und wenn das Land nicht so wasserarm wäre, könnte es unter der Hand fleißiger Kolonisten gewiß leicht eine Produktivität erreichen, welche einer großen Bevölkerung reichliche Existenzmittel bieten würde, während jetzt im ganzen Groß-Namaland, welches Norddeutschland an Größe gleichkommt, nur etwa 25.000 Menschen leben. Die Frage der Wasserversorgung ist daher für Angra Pequena und sein Hinterland von der größten Wichtigkeit, und ihr wird sich in erster Reihe die Aufmerksamkeit jener zuwenden müssen, welche versuchen wollen, das jetzt noch zum weitaus größern Teile öde Land ertragsfähiger zu machen.

Von dem flachen Küstenraume, welcher landeinwärts in welliges Steppenland übergeht, steigt an der Küste zwischen dem Oranje und dem 26.° südl. Br. das Hinterland in drei breiten Felsterrassen empor und senkt sich dann wieder ostwärts zur Kalahariwüste. Infolge der Gestaltung dieser Felsterrassen haben nur wenige Flüsse sich einen Weg zur Küste gebahnt, und die meisten derselben führen nur während eines Teiles des Jahres Wasser. Der unterirdische Wasserreichtum des Landes ist überhaupt sehr gering. Die Sanddünen des Küstenstrichs lagern hauptsächlich auf Granit, Gneiß und krystallinischem Schiefer, welche nur wenig wasserführende Schichten zu enthalten scheinen, sodaß natürliche Quellen sehr selten sind. Eine dauernd fließende Quelle, welche der Missionär Büttner 3 Meilen südöstlich von Schlepmanndorf entdeckte, enthält soviel Salz, daß ihr Wasser untrinkbar ist, und die heißen Quellen, welche bei Rehoboth, Windhuck und anderen Orten im Damaraland fließen, kommen, nach ihrer hohen Temperatur (+ 50° C.) zu schließen,

Handwritten note:
Südr.
Küste

beträchtlichen Tiefe, und die vielen mineralischen Bestandteile, welche sie enthalten, lassen sie zu Trinkwasserquellen nicht geeignet erscheinen. Man bleibt also auf jene Quellen angewiesen, welche ihre Entstehung dem Regen verdanken, und die Regenverhältnisse sind glücklicherweise so günstig, daß wenigstens einiger Ersatz für die fehlenden natürlichen Quellen vorhanden ist. Wir besitzen wenigstens aus Damaraland ziffermäßige Angaben über die Menge des dortigen Regens, welche wir dem Missionär Herrn Viehe in Omaruru verdanken, und aus diesen geht hervor, daß die Niederschläge in Damaraland etwa ein Drittel jener bilden, welche in Deutschland vorkommen. Bei uns fließt aber eine nicht unbeträchtliche Regenmenge unbenutzt ab, und überhaupt klagen unsere Landwirte meist über zu große Nässe, sodaß die Regenmenge in Damara- und Namaland durchaus nicht als unbedeutend bezeichnet werden kann. Sie bewirkt doch, daß während der Regenzeit die öden Steppen sich rasch mit frischem Grün bedecken und eine Zeitlang vortreffliches Viehfutter in Menge liefern. Gelänge es also, die Wasserfrage einer befriedigenden Lösung zuzuführen, so würde einer Ausnutzung des bis jetzt unfruchtbaren Bodens nichts mehr im Wege stehen.

Da die Natur Angra Pequena und seinem Hinterland Wasser ver sagt hat, bleibt, wenn man das Land für Kolonisation geeignet machen will, nichts übrig, als den Versuch zu machen, Wasser auf künstlichem Wege zu erlangen. Versuche mit artesischen Brunnen waren das Naheliegendste, und Herr Lüderitz hat auch bereits nach Wasser bohren lassen, aber ein befriedigendes Ergebnis ist bis heute nicht erzielt worden. Daß von artesischen Brunnen nicht viel zu erwarten sei, ging schon aus einer Äußerung des Missionärs Büttner hervor, welcher unter Hinweis auf den geologischen Aufbau des Landes davor warnte, von Bohrungen große Erfolge zu erwarten. „Es ist a priori gewiß nicht zu leugnen,“ sagte er, „daß irgendwo in der Tiefe der Gebirge auch wasserführende Schichten zu finden seien, aber ich glaube nicht, daß dieselben im Nama- und Damaraland nahe unter der Oberfläche zu suchen sind. Wie ich das Land kenne, bezweifle ich sehr stark, daß von demjenigen Regenwasser, welches über diese Länder sich ergießt, viel in die Erde hineindringt, da es vielmehr durch Verdunstung zu rasch verschwindet; ausgenommen sind nur die eigentlichen Flußbetten. Es könnte sich also meines Erachtens bei der Erbohrung von artesischen Brunnen in den Felsen nur um das Auffinden von Wasseradern handeln, welche von dem über das Hochplateau niederfallenden Regen gespeist werden. Ich möchte meiner Erfahrung nach dringend raten, sich nicht zu sehr auf Ungewisses zu verlassen, und mein Urteil über die artesischen Brunnen dahin zusammenfassen, daß ich fürchte, das Wasser werde erst in großer Tiefe, also heiß und mit mancherlei gerade nicht sehr erwünschten Ingredienzien verbunden zu finden sein.“²²⁾ Auf Wasser, welches durch Graben von Brunnen erlangt wird, darf man also wohl kaum rechnen, dagegen dürfte sich auf anderem Wege Abhilfe für die Wassernot finden lassen: durch Anlage von Zisternen und Teichen, in welchen man das Regenwasser aufzufangen sucht.

Derartige Wassersammler sind schon an verschiedenen Stellen Südwest-Afrikas, wo ähnliche klimatische und Bodenverhältnisse wie in Angra Pequena vorhanden sind, angelegt worden, und man hat mit ihnen zufriedenstellende Ergebnisse erzielt. Auch sind jetzt schon im Hinterland von Angra Pequena einige künstliche Wasserbehälter vorhanden, welche ihren Zweck vollkommen erfüllen. Das Land besäße längst schon eine größere Anzahl, wenn die Missionäre, welche die Eingeborenen vergebens zur Ausführung solcher Anlagen zu bewegen suchten, über die Mittel verfügt hätten, sie selbst auszuführen. Den deutlichsten Beweis, daß es möglich ist, auf diesem Wege neue große Wasserstellen zu schaffen, hat die Cooper mining Company geliefert, bei deren Kupfergruben in dem Gebirge zwischen Rehoboth und Otyimbingue solche zu finden sind. Durch Dammbauten, durch welche die Wassermenge der Gebirgsbäche während der Regenzeit aufgefangen wurde, hat man auch schon jenseits des Oranje in Klein-Namaland dauernde große Wasserbecken geschaffen.

Für die Möglichkeit der Anlage solcher im Hinterlande von Angra Pequena sprechen die Spuren natürlicher Teiche und Seen, welche sich einst dort befanden, und einige heute noch vorhandene kleine Seen.

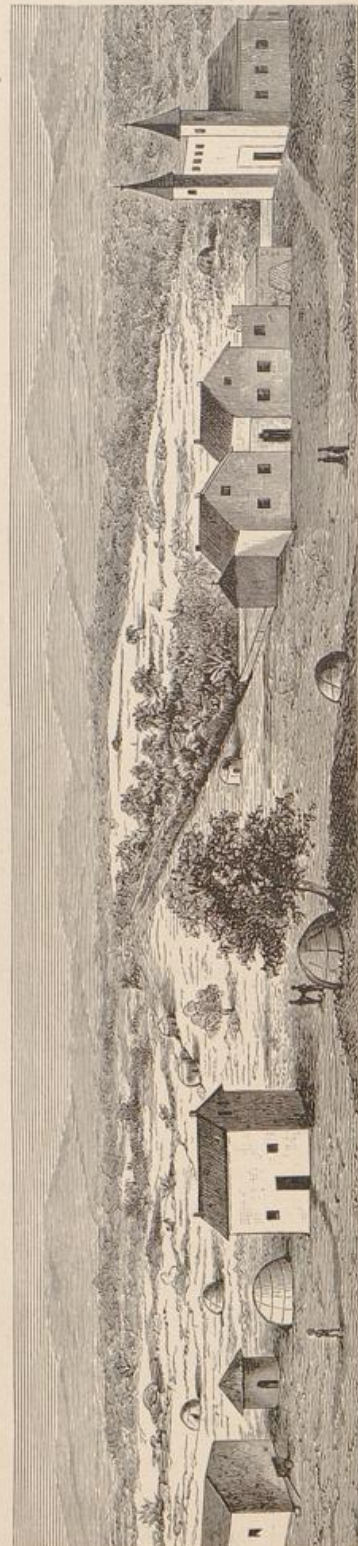
²²⁾ Siehe Export, 1884, Nr. 47, Seite 742.

Der Missionär Büttner hat etwa 3 Meilen von der Küste entfernt im Namaland mehrere große Wasserbecken gefunden, welche während des ganzen Jahres nicht austrockneten, vielmehr stets zum Überlaufen voll waren trotzdem hunderte von Kindern zu ihnen zur Tränke kamen, und in der Nähe von Otyimbingue liegt z. B. ein kleiner See, der auch nie austrocknet. Früher müssen solche Seen viel zahlreicher gewesen sein, denn man trifft in ganz Damaraland weit ausgedehnte Lager von Süßwasserkalk. Solche Wasserbehälter ließen sich auch heute noch herstellen, denn das Gestein, welches den Boden des Landes bildet, ist ihrer Anlage günstig. Granit, Gneiß und Schiefer sind schwer durchlässig, und der aus ihnen bestehende felsboden liegt überall in geringer Tiefe unter der Sanddecke, sodaß man leicht künstliche Teiche und Zisternen in demselben anlegen könnte, um während der Regenzeit das Wasser zu sammeln.

Auf eine andere unerschöpfliche Wasserquelle für Lüderitzland hat Ingenieur R. Balkwitz aufmerksam gemacht. Das Seewasser läßt sich nicht nur für das Küstenland, sondern auch einige Meilen landeinwärts verwerten. „Ohne auch nur 1 Gramm Kohle zu gebrauchen, lassen sich mit Hilfe des Windes sehr bedeutende Wassermassen heben und durch Kanäle landeinwärts leiten (Umkehrung der Anlagen Hollands) und dann vermöge der Sonnenwärme in einfach konstruierten Verdunstungskästen in Süßwasser umwandeln, wobei noch unreines Salz als Nebenprodukt gewonnen würde. Ferner dürfte es durchaus zweckmäßig sein, Seewasser in flachen, offenen Gräben landeinwärts zu leiten und der Verdunstung zu überlassen; die hierbei verdunsteten Wassermengen kämen als Tau und Regen dem Lande zum großen Teil wieder zu gute, sicher aber würden die Regenverhältnisse dadurch günstiger werden. Bei Anlage solcher Gräben wäre natürlich auf die Bodendurchlässigkeit zu achten, denn nur zu leicht könnte man bei zu durchlässigem Boden statt fruchtbarer Äcker eine Salzwüste erhalten.“²³⁾

Aus alledem geht hervor, daß Angra Pequena nebst seinem Hinterland keineswegs eine so wasserarme Wüste ist, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, und daß auch die Möglichkeit einer vermehrten Bewässerung nicht ausgeschlossen ist. Viel trostlosere Gegenden als Angra Pequena sind durch künstliche Bewässerung der Kultur gewonnen worden, und wenn es z. B. den Mormonen gelungen ist, in ihrer großen Salzseestadt den Wassermangel auf künstlichem Wege zu beseitigen, so muß ähnliches auch in Angra Pequena möglich sein. Alles weist darauf hin, daß eine künstliche Bewässerung dort auf keine großen

²³⁾ R. Balkwitz, Zur Frage der Wassergewinnung und des Exportes für Kohlen in Lüderitzland. — Export, 1884, Nr. 49, Seite 780.



Kirche.

Missionshaus.

Bethanien.

Nathans.

Gefängnis.

Schwierigkeiten stoßen würde, und wird diese durchgeführt, dann wird auch der durchaus nicht unfruchtbare Boden für den Anbau geeignet werden. Nur an einzelnen Stellen, sagt Büttner, wo der vom Meere ausgewaschene Sand vom Winde zu Dünen zusammengeweht ist, möchte eine Bepflanzung ebenso schwierig erscheinen, wie an den Dünen der deutschen Seeküste, und doch möchte sich auch in jenen Dünen noch so manches durch rationelle Anpflanzung der Naragurke erzielen lassen, welche gerade in den nie beregneten, sondern nur vom Seenebel befeuchteten Dünen der Küste fortkommt. Sonst ist das Land von Ingra Pequena durchaus nicht so unfruchtbar wie jene sandigen Heiden in Westpreußen und Masuren. Da der Boden fast überall aus Urgestein besteht, so enthält er auch alle Stoffe, welche für die kräftige Entwicklung der Pflanzen notwendig sind. Er ist nicht sowohl unfruchtbar als unbefruchtet, so lange das Wasser fehlt, um die dem Schoß der Erde anvertrauten Keime zu wecken. Wo überhaupt Wasser genug vorhanden ist, da wächst Alles mit der Kraft des Tropenklimas.

Eine günstige Lösung der Wasserfrage²⁴⁾ ist auch von großer Wichtigkeit für den Bergbau. Die von Ingenieur Balkwih vorgeschlagenen Verdunstungskasten und die Sonnendampfmaschinen, welche Missionär Büttner vorschlägt und die auch in Europa bereits verwendet werden, dürften genügen, um Motoren von einigen Pferdekraften zu treiben und Kohlen großenteils entbehrlich zu machen. Die Hauptsache bleibt jedoch dabei, daß den Abbau lohnende Erzlager in Lüderitzland gefunden werden. Herr Lüderitz hat keine Kosten gescheut, um durch tüchtige Bergbeamte sein Besitztum nach mineralischen Schätzen durchforschen zu lassen, aber ein befriedigendes Resultat scheint bisher nicht erzielt zu sein. Dadurch ist allerdings noch nicht erwiesen, daß in Ingra Pequena und seinem nächsten Hinterland an Bergbau überhaupt nicht zu denken ist. Jenseits des Oranje befinden sich in Klein-Namaland große Kohlenlager, und der Erzreichtum des Hinterlandes der Walfischbai ist unbestritten, es liegt also zum mindesten die Vermutung nahe, daß auch Lüderitzland noch manche Schätze birgt, welche nur der Hebung durch einen glücklichen Entdecker harren, und die Billigkeit erfordert, abzuwarten, welchen Verlauf die Untersuchungen nehmen, und dem Unternehmen eine Probezeit zuzugestehen, anstatt das Land gleich kurzweg ohne nähere Prüfung für eine wertlose „Sandbüchse“ zu erklären.

Weiter nördlich, im Gebiet der Hereró, im Hinterland der Walfisch-Bai, hat der Bergbau noch vor wenigen Jahrzehnten eine wichtige Rolle gespielt. Sein Aufschwung hing dort mit den großen Erfolgen zusammen, welche ein afrikanischer Eroberer errang, der sich vom Führer einer Räuberschar zum Herrn eines Gebietes empor schwang, welches größer war als das deutsche Reich, da er mit vollem Recht in seinen Briefen sich als das Oberhaupt von Nama-, Damara- und Ovamboland bezeichnen konnte. Jonker Afrikaner war ursprünglich nur der Führer einer der Jägerscharen, welche, durch den Wildreichtum des Hererólandes angezogen, immer weiter aus Groß-Namaland nach Norden vordrangen, um dort neue Jagdgründe zu suchen. Die Eingeborenen vermochten sie nicht zu hindern, in ihrem Gebiet den Elefanten, den Strauß und die Antilope zu jagen, denn die Eindringlinge waren mit Feuergewehren bewaffnet, gegen welche sie mit ihren Speeren und Pfeilen nicht aufzukommen vermochten. Die Jäger fanden bald Anhang, teils unter ihren Stammesgenossen in Groß-Namaland, welche bisher vor den kräftigen und an Zahl ihnen überlegenen Hereró stets hatten zurückweichen müssen, teils unter den Berg-Damara, welche zwischen den Hereró zerstreut lebten. Die Berg-Damara sind die Zigeuner Süd-Afrikas, „ein Volk von Sklaven und Vagabunden, das nur den einen Gedanken hat, sich den Bauch mit irgend etwas, das nach etwas Eßbarem aussieht, vollzustopfen, mit Gummi arabicum oder zerklopften Baumwurzeln, das den Ameisen den gesammelten Grassamen aus ihren Löchern hervorholt, und für das es keine größere Freude zu geben scheint, als wenn die Heuschrecken das Land überfallen, weil dann für sie beständig Kost vorhanden ist.“ Solches Volk schloß sich in Menge der Jägerschar Jonker Afrikaners an, weil es in seinem Gefolge hoffen durfte, an der reichen Beute teilnehmen zu können, welche die Feuerwaffen der Jäger in Aussicht stellten, und ein Verschmelzen der mannigfaltigen

²⁴⁾ Eine Übersicht über die Aussichten derselben bietet: Die Wasserfrage und der angebliche Wüstencharakter Ingra Pequenas. Von Adolph Werl. — Leipziger Tageblatt, 1884, Nr. 356 und 357.

Elemente, aus denen die Jägerschar bestand, wurde durch die gemeinsame Sprache sehr erleichtert. Jonker Afrikaner war der Sohn eines Räuberhauptmanns, der in der Geschichte der Kapkolonie oft genannt wird. Obwohl in der Jugend getauft, war er doch ein wunderbares Mischungsprodukt von Christentum und Heidentum, von Zivilisation und barbarischer Raubgier, bei alledem unstreitig ein talentvoller Mann, welcher imstande war, Großes zu leisten, und nur sein mit den Jahren immer mehr sich steigender Hang zum Trunke verhinderte, daß seine Laufbahn mit besseren Erfolgen endete. Jonker Afrikaner begnügte sich nämlich bald nicht mehr mit der Jagd im Lande der Hereró, sondern er trat auch überall, wo er seine Stammesgenossen bedrängt und bedrückt fand, als ihr Beschützer auf. Die Beute, welche seine Leute aus den kleinen Kämpfen ihrer Stammesgenossen mit den Hereró heimbrachten, lockte zu neuen Einfällen in das an Herden reiche Gebiet, und die Jäger verwandelten sich allmählich in Räuber. Um einen Vorwand zu neuen Einfällen war Jonker Afrikaner nie verlegen, und da die anarchischen Zustände im Land der Hereró einen erfolgreichen Widerstand der letzteren verhinderten, brachte jeder Raubzug reiche Beute. Jonker Afrikaners Stamm vermochte zwar kaum 150 Krieger zu stellen, aber er gebot stets über eine große Schar, da der Ruf seiner Thaten und die Hoffnung auf Beute von nah und fern allerhand Volk herbeilockten, welches unter seiner Führung sich bereichern oder doch wenigstens angenehm leben wollte. Händler und Hausierer fanden sich in seinem Kraal ein, denn es wurde bald bekannt, wie viel Vieh er auf seinen Raubzügen erbeutete, und die Händler hofften, bei ihm billiger zu kaufen, als bei den Hereró. In dieser Erwartung täuschten sie sich auch nicht, denn Jonker Afrikaner war Vieh um jeden Preis feil. Sehr oft kaufte er den Händlern ihre ganzen Warenvorräte ab und sandte erst nachher seine Leute aus, um die als Kaufpreis zu liefernde Anzahl Vieh zu rauben. Der Viehhandel aus Hereróland nach Kapstadt nahm einen großartigen Aufschwung, und beide Teile, die Händler sowohl als die Leute Jonker Afrikaners standen sich dabei gut, da die ersteren für einen fetten Ochsen nur 5 Pfund Schießpulver schlechtester Sorte zahlten, während die letzteren doch so viel Vieh zum Verkauf bringen konnten, daß die Vornehmeren in Jonkers Gefolge, namentlich seine männlichen und weiblichen Verwandten, in Sammt und Seide gekleidet einhergingen. Jonker Afrikaner wußte die Händler wohl zu schätzen, und er bot alles auf, um den Verkehr mit ihnen zu erleichtern. Die nach der Walfisch-Bai führenden Straßen wurden in guten Stand gesetzt, Bäume gefällt und Büsche ausgerodet und Steinmassen weggeräumt, um den Boden für die Wagen der Händler möglichst zu ebnen, und die Walfisch-Bai selbst wurde zu einem vielbesuchten Handelsplatz, wo namentlich nach der Ankunft eines Schiffes stets ein reges Leben und Treiben herrschte, da die Eingeborenen dann große Herden ans Ufer trieben, die sie um jeden Preis hingaben, um nur etwas von den Waren zu erlangen, welche die Händler führten.

Der lebhafteste Verkehr der Eingeborenen mit Europäern hatte zur Folge, daß die Aufmerksamkeit der letzteren bald auch auf die Schätze gelenkt wurde, welche der Boden des Landes barg. Durch die Händler kam ans Kap die Kunde von ungeheuren Kupfererzlagerstätten, die im Hinterlande der Walfisch-Bai vorhanden sein sollten. Da die Händler berichteten, daß das Erz in vielen Gegenden offen zu Tage liege, und ihre Berichte sich als wahr erwiesen, bildete sich Mitte der fünfziger Jahre die Walfishbay copper mining Company zur Ausbeutung der Lager. Das Unternehmen wurde über Hals und Kopf ins Leben gerufen, und ohne lange Vorbereitungen begann mit sinnloser Hast die Ausbeutung. Die Erze, welche der Boden barg, waren nach den Anschauungen der Eingeborenen eine res nullius, deren sich jeder bemächtigen konnte, der Lust danach hatte. Der Eröffnung von Minen stand also nichts im Wege, und die Abgabe, welche Jonker Afrikaner von jeder nach Walfisch-Bai beförderten Wagenladung Erz erhob, war gering; sie betrug für die Wagenladung im Gewichte von 4000 bis 5000 Pfund nur 20 Mark. Schwierigkeiten bereitete nur die Ausbeutung selbst, denn es fehlten alle Arbeitskräfte, welche zum Bergbau und zur Verwertung der Erze nötig waren. Wirkliche Bergleute waren selten, es fehlten Schmiede und Wagenmacher, welchen man die Ausbesserung der vom Kap hergebrachten Wagen hätte übergeben können, und ebenso war Mangel an Leuten, die man als Wagenführer verwenden konnte. Den Eingeborenen fehlten alle Kenntnisse, sie waren auch der schweren Bergwerks-

arbeit abgeneigt und kamen daher für das Unternehmen kaum in Betracht. Man mußte Arbeiter aus Europa beziehen, Bergleute aus England, Schmiede, Wagenmacher, Handwerker aller Art, und eine Menge Abenteurer, welche der Handel mit den Leuten Jonker Afrikaners herbeigezogen, fand Anstellung als Aufseher in den Minen und auf den Transportstationen. Ein Beispiel von der Hast, mit der man ans Werk ging, bietet der Bau des Stationsgebäudes an der Walfisch-Bai. „Da man Fundamentierungsarbeiten für dieses Haus vergessen, wurde dasselbe brevi manu statt auf Steine auf Säcke Salz gebaut, welche freilich bis auf diesen Tag bei dem trockenen Klima ihren Dienst noch nicht versagt haben.“ Bei Otyimbingue, wo sich die Hauptmine befand, und bei den anderen kleineren Minen wurden großartige Gebäude aufgeführt, überhaupt alles auf großem Fuße eingerichtet, als ob der zu erwartende Ertrag der Minen unermesslich wäre und man gar nicht nötig hätte, mit dem Gelde hausälterisch umzugehen. Das Geschäft ging in der That trotz aller Mißwirtschaft in der Verwaltung vortrefflich, aber die Herrlichkeit der Bauunternehmer fand plötzlich ein unerwartetes Ende.

Die Lungenseuche des Rindviehs war aus Transvaal eingeschleppt worden, und da man ihr anfangs keine Beachtung schenkte, verbreitete sie sich rasch und richtete furchtbare Verheerungen unter den Herden an. Die Hereró kannten die Seuche nicht und hielten sie, da die Erkrankungsfälle einen langsamen Verlauf nahmen, auch nicht für gefährlich, die Europäer aber, welche den Viehreichtum des Landes für unerschöpflich hielten, waren zu bequem, Vorsichtsmaßregeln anzuordnen. So konnte die Seuche eine riesige Verbreitung erlangen und machte sich bald den Bergbauunternehmern in unangenehmer Weise bemerkbar. Scharenweise wurde ihr Zugvieh immer wieder hinweggerafft, es fehlte bald an Ochsen zur Bespannung der Lastwagen, die Erztransporte aus den Minen zur Küste gerieten ins Stocken, und das Ende der stetig wachsenden Kalamität war der Bankerott der Minengesellschaft.

Die Gebäude und Anlagen der bankerotten Gesellschaft gingen durch Kauf in den Besitz des Schweden Anderfsson über, der als Begleiter des Reisenden Francis Galton nach Damaraland gekommen war und sich dort niedergelassen hatte. Dieser unternehmende Mann erlangte durch Konzentrierung des Handels in seiner Hand eine solche Macht, daß er sich ungestraft die größten Gewaltthätigkeiten erlauben konnte und die Eingeborenen neben der Gewalttherrschaft des alten Jonker nun auch noch jene des Weißen zu ertragen hatten, der, auf sein großes Gefolge von Europäern und Knechten pochend, vor nichts zurückschreckte. Vielleicht schwebte ihm der Gedanke vor, sich zum König eines großen Eingeborenenreiches in Süd-Afrika aufzuschwingen, und die Ereignisse, welche bald darauf eintraten, schienen so kühnen Plänen nicht ungünstig zu sein.

So lange der alte Jonker lebte, vermochten die Hereró gegen die Namas nicht aufzukommen, umso weniger, da einer ihrer eigenen Häuptlinge, Katyamuaḥa, mit Jonker gemeinsame Sache machte und ihm gegen einen Anteil an der Beute gegen seine Stammesgenossen Beistand leistete. Als aber kurze Zeit nach Jonkers Tode (1860) auch Katyamuaḥa starb, änderte sich rasch die Lage. Kamaherero, der Nachfolger Katyamuaḥas, hielt nun den Augenblick für gekommen, sich von der Herrschaft der Namas zu befreien und selbst die erste Rolle zu spielen. Da ein Kampf gegen die mit Feuerwaffen ausgerüsteten Namas aussichtslos war, solange seine Leute nicht gleiche Waffen besaßen, beschloß er, sich solche zu verschaffen. Während die Vornehmen Jonkers sich auf der Jagd befanden, ließ Kamaherero alles Vieh derselben durch seine Leute nach Otyimbingue treiben und verkaufte es dort Anderfsson gegen Gewehre und Munition, so daß er mit einem Schlage über eine Heeresmacht gebot, welche ebenso gut ausgerüstet war wie die Unterdrücker seines Volkes. Die Namas waren jedoch nicht gesonnen, deshalb auf ihre Herrschaft zu verzichten, sie nahmen unter Führung des Sohnes Jonkers, Christian Afrikaner, den Kampf auf, und ein jahrelanger Krieg zwischen Namas und Hereró war die Folge. In einer Schlacht bei Otyimbingue fiel Christian Afrikaner, aber sein Bruder Jan Jonker Afrikaner setzte den Kampf fort. Die Hereró fanden einen schätzenswerten Bundesgenossen an Anderfsson, der sein schnell erworbenes Vermögen während des Krieges verloren hatte, da große Ochsentransporte, welche er auf dem Landwege nach dem Kap sandte, unterwegs von den Namas weggenommen wurden. Eine Zeitlang konnte er sich als das faktische Haupt der Hereró betrachten, und wer weiß, welchen Verlauf sein Abenteuer-

leben noch genommen hätte, wenn ihm nicht in einer Schlacht eine Kugel das Bein zerschmetterte. Der nun invalide Führer hatte seine Rolle ausgespielt, und der Häuptling Kamaherero, der bisher als aufmerksamer Beobachter im Hintergrunde geblieben, wurde der Erbe seines Einflusses.

Lange noch tobte der Kampf fort, bevor es den Missionären, welche sich indessen im Lande niedergelassen hatten, gelang, den Frieden wieder herzustellen. Der Handel, der während der Kriegsjahre sehr zurückgegangen war, blühte wieder auf, aber die Verhältnisse hatten sich doch wesentlich geändert. Statt der Namas, welche dem Händler geraubtes Vieh zutrieben, hatte dieser nun mit Hereró zu unterhandeln, die zwar viel Vieh besaßen, von guten Stücken sich aber nur schwer trennten und höhere Preise verlangten als die Namas, denen ihr Raub um jeden Preis feil war. Im Verkehr mit den Jägern dagegen bildete sich allmählich der Gebrauch aus, Vorschüsse zu geben, wodurch der Grund zu großen Übelständen gelegt wurde. Es gefiel den Eingeborenen über alle Maßen, daß der Weiße sie jetzt mit Waffen, Pferden, Proviant u. s. w. versah, kurz sie mit allem ausrüstete, was sie zur Jagd brauchten, und das Schuldenmachen fand so viel Anklang, daß es bald kaum noch einen Eingeborenen gab, der nicht im Schuldbuche eines Europäers stand. Viele

wanderten von einem Händler zum andern, blieben allen schuldig, und erst wenn ihnen niemand mehr borgen wollte, begannen sie dem ersten Gläubiger abzutragen, um sich dadurch neuen Kredit zu eröffnen und dann wieder schuldig bleiben zu können. Dazu kam noch, daß der Händler nicht mehr so sicher war wie zu Jonker Afrikaners Zeiten. Die Namas konnten, seitdem die Hereró erstarbt waren, nicht mehr wie früher in die guten Jagdgründe eindringen, und da mit der verminderten Jagdbeute ihr Einkommen abnahm, suchten sie den Ausfall auf



Jonker Afrikaner.

zahl machen konnte. Er kam mit einigen Knechten auf die Werft seiner Schuldner und ließ sich neben ihnen am Feuer nieder. Während er mit ihnen plauderte, erschienen von verschiedenen Seiten bewaffnete Reiter, welche die Werft umringten. Da auch die am Feuer sitzenden Leute des Händlers noch ihre Waffen in den Händen hatten, sahen die Namas ein, daß Widerstand unnütz sei, und sie zahlten gutwillig ihre Schuld, indem sie die erbeuteten Straußenfedern hergaben. Die Freundschaft wurde dadurch nicht gestört, denn der Händler, der nun seine Bezahlung erreicht hatte, gewährte gern wieder Kredit.

Der „Krach“ kam dann am Kap zu derselben Zeit wie in Europa. Da Waffen und Munition, welche nach Damaraland transitierten, am Kap hoch verzollt werden mußten, versielen die Händler auf den Gedanken, dieselben von Europa direkt einzuführen und so den hohen Transitzoll zu umgehen. Infolge dessen wurde aber Damaraland mit europäischen Waren so überschwemmt, daß die Preise mit rasender Schnelligkeit heruntergingen und das ganze Geschäft durch die Schleuderpreise ruiniert wurde. Die europäischen Waren wurden entwertet, während die Jagd immer weniger Ertrag abwarf, da die einst unzähligen Elefanten und Strauße durch das rücksichtslose Vorgehen der Jäger, welche auf keine Schonzeit achteten, fast ganz ausgerottet

andere Weise zu decken. Mancher Händler wurde geradezu ausgeplündert, indem die Namas von den angebotenen Waren sich aneigneten, was ihnen gefiel, ohne ans Bezahlen zu denken. Da eine Obrigkeit, bei der er sich beklagen konnte, nicht vorhanden war, schwieg der Händler und ließ sich widerstandslos berauben, aber er merkte sich die Räuber und wußte sich gelegentlich schadlos zu halten. Sobald er einmal erfuhr, daß seine Schuldner auf der Straußenjagd glücklich gewesen, war der Augenblick gekommen, in dem er sich be-

wurden, was ein solches Steigen des Elfenbeinpreises zur Folge hatte, daß Elfenbein in Ovamboland zeitweilig teurer war als in London. Die Eingeborenen, welche die europäischen Waren nicht mehr entbehren konnten, sahen sich, um sich dieselben zu verschaffen, nun gezwungen, ihre Herden zu veräußern, und für den seit Jonkers Tode vernachlässigten Viehhandel eröffneten sich wieder günstige Aussichten.

Wie in anderen Gegenden Afrikas die Missionen zugleich als Handelsgesellschaften auftraten, so suchte auch hier die deutsche Missionsgesellschaft ihre Stationen auszunutzen, leider mit sehr ungünstigem Erfolg. Sie wollte ganz Groß-Namaland mit einer Kette von Handelskontoren überziehen, von denen aus Vieh nach den Kupferminen in Steinkopf in der Kapkolonie getrieben werden sollte, wo tausende von Arbeitern beschäftigt waren. Trotz des vielversprechenden Anfangs war die Gesellschaft in kurzer Zeit zur Liquidation gezwungen. Wie es kam, daß das Unternehmen so rasch scheiterte, ist aus den vorliegenden Angaben nicht leicht zu ersehen. In Steinkopf, schreibt darüber Missionär Büttner, sollte also die Haupteinnahmequelle der Gesellschaft sein, weil dort das eingehandelte Vieh an die Kupferminenleute verkauft werden konnte. Desto größer der Schrecken, als gerade das dortige Geschäft beim Abschluß des zweiten Jahres eine ganz ungeheure Unterbilanz von gegen 200000 Mark, wenn nicht mehr, ergab! Wo das Geld eigentlich geblieben, ist unklar, der dortige Verwalter hatte es eben irgendwie verbummelt, und derjenige Mann, welcher von Kapstadt aus das ganze afrikanische Geschäft leiten sollte, war vielleicht am wenigsten geeignet, die Geschäfte der Gesellschaft nach diesem schweren Schlage wieder in Gang zu bringen. Manches möchte mich beinahe zu der Ansicht bringen, daß er nur systematisch seine eigene Gesellschaft zu ruinieren suchte. Es ging nun alles immer mehr zurück. Als man sich entschloß, von Barmen aus jemand nach Süd-Afrika zur Revision des ganzen Geschäftes abzuschicken, dazu auch noch einen Mann, der bis dahin dem ganzen fern gestanden, war es zu spät! Die Einzelheiten entziehen sich wohl der öffentlichen Besprechung. Nur den Abschluß möchte ich noch beschreiben: jener erwähnte „Chef“ des afrikanischen Geschäftes hatte zuletzt so viele Forderungen an seine eigene Gesellschaft in Händen, daß man es vorzog, ihm dafür in Vausch und Bogen alles zu überlassen, was in Damaraland der Missionshandelsaktiengesellschaft noch an Mobilien, Immobilien und Waren gehörte. Und in kurzer Zeit hatte jener Mann natürlich auch an diesem Geschäft verdient.

Zu dem Unternehmen war die Missionsgesellschaft in Barmen nicht etwa durch den Wunsch verleitet worden, sich durch den Handel mit den Eingeborenen zu bereichern. Der Missionär Hahn hatte die Überzeugung erlangt, daß eine erfolgreiche Thätigkeit für das Christentum unmöglich sei, wenn man mit derselben nicht eine zivilisatorische Thätigkeit vereine. „Es lag nahe zu hoffen, daß es auf die gesamte geistige Entwicklung der Eingeborenen in Damaraland einen günstigen Eindruck machen würde, wenn man ihnen wenigstens in einigen Stücken die Art europäischer Arbeiter, das Leben europäischer Familien ad oculos demonstrieren könnte. Sie würden dann sehen, wie es allerdings noch eine andere Welt gäbe als die, in der sie von ihrer Väter Zeiten zu leben gewohnt. Sie sahen freilich dergleichen auch schon am häuslichen Leben des Missionärs selbst, aber da meinten die Hereró immer wieder, dergleichen sei eben für einen „Lehrer“, der ein ganz besonders gearteter Mensch sei, nichts Auffallendes, sie selbst seien aber anders geartet. Wenn sie nun aber auch noch an anderen Leuten, die nicht „Lehrer“ sind, sehen würden, wie sie anders lebten als sie selbst, so würde dann die Möglichkeit des Fortschreitens auch für sie aufdämmern.“ Deshalb bemühte sich Missionär Hahn, die Gründung einer Kolonie zu ermöglichen, in welcher außer den Missionären noch andere Europäer ansässig wären. Mit einer Schar Handwerker und Ackerbauer kam Hahn im Jahre 1864 nach der Walfischbai, kurze Zeit nach der Erhebung der Hereró gegen die Hottentotten, und er gründete die erste Niederlassung in Otjimbingue, wo sich damals das Hauptquartier der Hereró-Häuptlinge befand. Da Anderson die von der bankerotten Minengesellschaft erworbenen Gebäude zu verkaufen wünschte, ergriff Hahn die Gelegenheit, die Missionsgesellschaft zur Herrin großer Grundstücke zu machen, und schloß den Kauf mit Anderson ab. Zum erstenmal wehte eine deutsche Flagge in Afrika über einem Land, welches Deutschen gehörte, aber dieser ersten deutschen Kolonie waren schwere Unglücksfälle beschieden, welche den in jüngster

Zeit erworbenen erspart bleiben mögen. Die Kolonie gedieh anfangs vortrefflich, eine Schmiede, eine Wagenmacherei und eine Gewehrmacherei wurden errichtet, und die Thätigkeit der deutschen Arbeiter fand soviel Anklang bei den Eingeborenen, daß sich bald einige als Lehrlinge meldeten. Während in den Werkstätten und in Feld und Garten fleißig gearbeitet wurde, errichtete Hahn auch eine Schule für die Knaben der Eingeborenen, welcher er den stolzen Namen Augustinum-Seminar gab. Diese Schule hat jedoch unstreitig segensreich gewirkt, denn aus ihr gingen eine Menge junge Männer hervor, welche als Angestellte auf den Stationen vortreffliche Dienste leisteten. Je mehr die Kulturarbeit gedieh, desto größer wurde auch das Ansehen der Missionäre, deren Bemühungen es schließlich gelang, den Frieden zwischen den streitenden Völkern zu vermitteln. Da der Missionsgesellschaft das nötige Kapital fehlte, um allen Anforderungen des sich rasch hebenden Handels zu genügen, wurde in Barmen eine Aktiengesellschaft gegründet, welche mit einem Kapital von 180000 Mark, das später auf 708000 Mark erhöht wurde, den Handel im Damaraland im Großen betreiben sollte. Welches Ende dieses von der Missionskolonie getrennte Aktienunternehmens fand, ist schon oben erzählt worden, aber die Geschichte desselben enthält so manches für koloniale Unternehmungen sehr lehrreiche Kapitel, weshalb hier der Art und Weise des Handelsbetriebes auf den Stationen der Missionshandelsgesellschaft noch einige Worte gewidmet sein mögen.

Die Gesellschaft war eine deutsche, und sie war daher bemüht, deutschen Waren in Damaraland Eingang zu verschaffen und die den dortigen Markt beherrschenden englischen Erzeugnisse möglichst zu verdrängen. Das war keine leichte Aufgabe, umsomehr da einzelne der Fabrikanten, mit denen die Gesellschaft in Verbindung stand, noch dem heute glücklich überwundenen Prinzip „billig, aber schlecht“ huldigten, welches das deutsche Fabrikat so sehr diskreditiert hat. Die Ware, welche sie lieferten, war so schlecht, daß die Eingeborenen sie nicht kaufen wollten. Trotzdem gelang es den unermüdlichen Bemühungen der Agenten der Gesellschaft, einzelnen deutschen Erzeugnissen, so z. B. den deutschen Kattunen, an Stelle der englischen den Markt zu sichern, und die „deutschen Zeuge“ wurden unter den Hereró so beliebt, daß sie gar keine anderen mehr tragen wollten.

Der gangbarste Handelsartikel in Hereróland, dessen Absatz sich immer noch steigerte, waren Kleider. Die zum Christentum Befehrten legten die Schurzfelle und Lendentücher ab und nahmen europäische Kleidung an, aber auch Nichtchristen fanden Behagen an derselben, und bald zählten die nach europäischer Art Bekleideten nach Tausenden. Die Hereró waren gute Kunden, denn sie begnügten sich nicht mit einem Anzug, sondern mancher zog zwei oder gar drei Paar Beinkleider eins über das andere an. Für den Anzug von festem Molskin erhielten die Händler 60 bis 80 Schilling, für Schuhe und Stiefel (mit Gummizügen) 15 bis 25 Schilling, und auch hier war der Verbrauch ein großer, da die einheimischen Schuhmacher zerrissene europäische Schuhwaren nicht auszubessern verstanden. Auch Hemden, Hüte u. s. w. wurden in großen Mengen verkauft. Während für die Männer meist fertige Anzüge eingeführt wurden, verfertigten die Frauen ihre Kleidungsstücke selbst aus dem beliebten deutschen Kattun, dem sogenannten Blaudruck, von dem sie eine Yard mit 1 sh. 6 p. bezahlten.

Großen Aufschwung nahm der Waffenhandel, da Kamaherero unablässig bestrebt war, sein Volk imbezug auf Ausrüstung „auf der Höhe der Zeit“ zu erhalten. Afrika ist das Absatzgebiet für alle in Europa abgeschafften Systeme von Militärgewehren, und so strömten denn auch nach Damaraland alle Gewehrforten, welche dieses Jahrhundert geschaffen, von Gewehren, mit welchen noch die Soldaten des ersten Napoleon ausgerüstet waren, bis zu den modernen Hinterladern. Preussische Miniegewehre vermochten sich nicht einzubürgern, weil das Visier den Eingeborenen zu viel Schwierigkeiten bereitete und auch das Kaliber nicht die Größe hatte, an die sie gewöhnt waren, dagegen erfreuten sich die Wesley-Richards, welche sowohl als Vorder- als auch als Hinterlader gebraucht werden können, dauernder Beliebtheit. Daneben blieben die alten Steinschloßgewehre immer noch gefragt, denn viele gaben ihnen den Vorzug vor allen anderen Gewehren, weil sie im Besitz einer solchen Waffe nicht der Gefahr ausgesetzt waren, sie wegen Mangels von passenden

Zündhütchen nicht benutzen zu können. Beim Pulver kam es wie in ganz West-Afrika auf die Qualität nicht an, wenn nur recht viel für geringen Preis geboten wurde. Die Hereró zahlten 3 Schilling für das Pfund, mochte das Pulver nun gut oder schlecht sein, und so wurden denn selbstverständlich nur schlechte Sorten eingeführt. Die Hauptkäufer waren die Häuptlinge, welche nach Kamahereros Beispiel darauf bedacht waren, im Frieden große Pulvervorräte für den Kriegsfall anzuhäufen. Erschwert wurde das Geschäft durch den Transitzoll, den die Kapkolonie von allen das Kap passierenden Waffen- und Munitionsendungen erhob, die nach Damaraland bestimmt waren, da man es nicht gern sah, daß die benachbarten Völker mit Waffen versorgt wurden, welche sie vielleicht eines Tages gegen die Kapkolonie verwenden würden. Für jeden Gewehrlauf mußte 1 Pfund Zoll entrichtet werden, für einen Pistolenlauf wurden 10 Schilling und für Munition $12\frac{1}{2}\%$ des Wertes als Zoll erhoben. In Otjimbingue wurden für ein Gewehr anfangs 8 fünfjährige Ochsen verlangt, aber später gingen die Preise herunter und man konnte ein preussisches Miniegewehr oder eine Perkussionsflinte schon für 3 Pfund kaufen. Eifrige Jäger, welche den Wert einer guten Büchse zu würdigen wußten, zahlten gern für eine solche höhere Preise, und es wurden für gute Hinterlader-Doppelbüchsen 500 Mark und mehr bezahlt.

Die Missionshandels-gesellschaft konnte sich mit dem Vertrieb mancher Artikel befassen, welche früher der Händler auf seinem Ochsenwagen wegen des schwierigen Transports nicht führen konnte, und die größere Mannigfaltigkeit des Angebots steigerte bald die Reihe der Bedarfsartikel der Eingeborenen ganz bedeutend. Durch die Missionäre und Kolonisten hatten sie Wohnungen kennen gelernt, in denen es sich besser leben ließ als in ihren bisherigen, und die Magazine

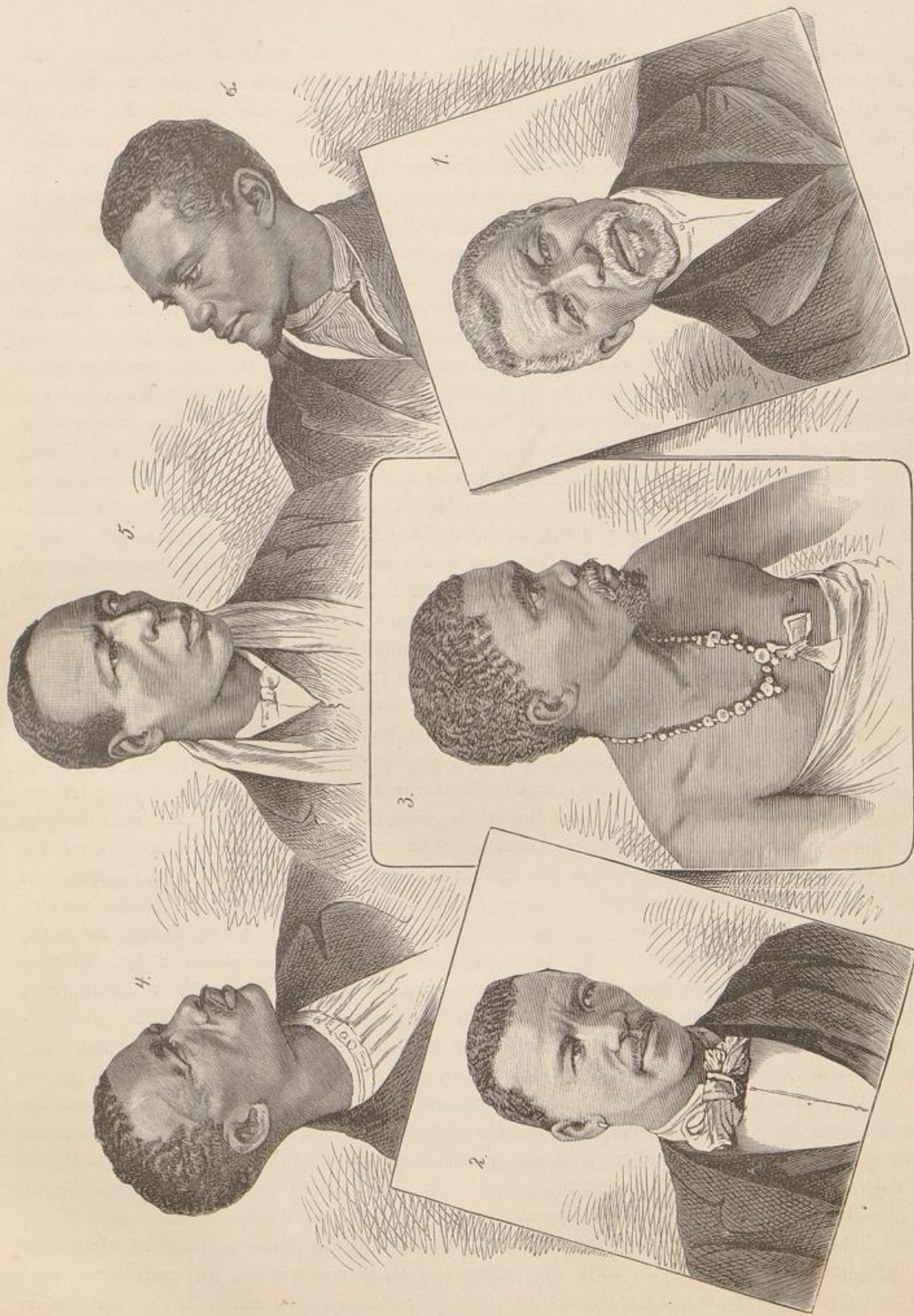
und Werkzeuge aller Art, sowohl für den Handwerker als für den Ackerbauer, waren in reicher Auswahl vorhanden, von den sehr geschätzten eisernen Kochtöpfen, welche in der ersten Zeit mit einer Kuh bezahlt wurden, bis zu Messern, Sägen, Bohrern, Spaten, Äxten, Pflügen u. s. w. Die Magazine waren ferner sowohl mit fertigen Wagen als auch mit allem zur Wagenfabrikation Nötigem versehen, mit Wagenteilen, Eisenstangen zu Reparaturen, Schrauben, Nägeln, Jochen, eisernen Ketten, Zeltleinwand zum Bedecken der Wagen, mit Satteln und Zaumzeug, und auch Pferde, die aus der Kapstadt eingeführt wurden, konnte man in ihnen kaufen, so daß ein Hereró Gelegenheit hatte, sich dort nicht nur vom Kopf bis zu den Füßen neu zu bekleiden, sondern sich auch bis zu den geringsten Kleinigkeiten alles anzuschaffen, was er zur Einrichtung eines Hausstandes brauchte.

Während solche im afrikanischen Importgeschäft meist ungewöhnliche Artikel immer mehr Käufer fanden, ging der Umsatz der gewöhnlichen afrikanischen Tauschartikel, der Perlen und des Eisendrahts rasch zurück. Schließlich waren nur noch Perlen von einer bestimmten Farbe und Größe verkäuflich, und wurden immerhin noch nicht schlecht bezahlt.

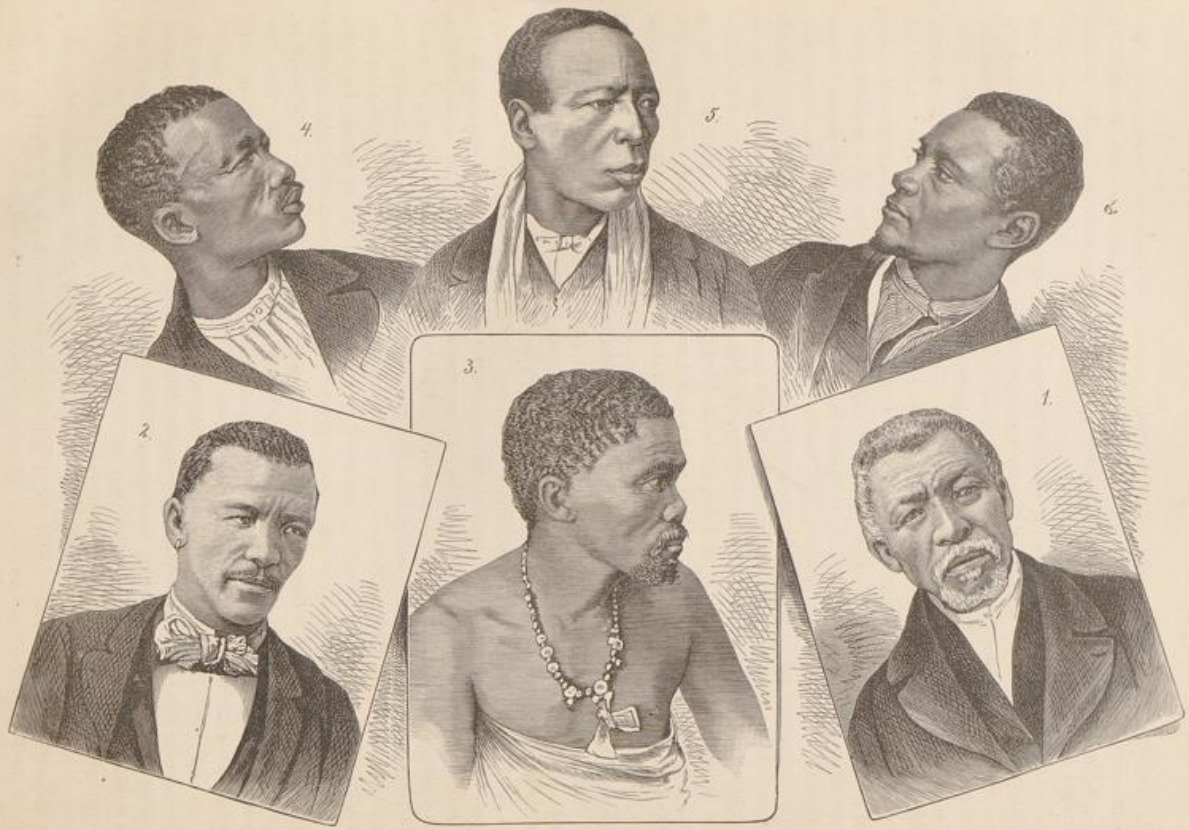


Jonker Afrikaners Frau.

der Handelsgesellschaft boten ihnen das zum Bau solcher Wohnungen nötige Material und eine Menge Einrichtungsstücke für dieselben. Da Holz, welches zu Bauten oder zu Schreinerarbeiten verwendet werden konnte, ein sehr seltener Artikel war, wurde viel Holz eingeführt, aber auch fertige hölzerne Hausbestandteile, Thüren, Fenster und dergl., ferner Tische, Stühle, Kasten und andere Möbel, und der Hereró, der sein neues Wohnhaus mit Glasfenstern versehen wollte, fand in den Magazinen der Gesellschaft auch Fensterglas. Hausgeräte



Typen aus dem Hererolande. 1. David Christian. — 2. Monasse. — 3. Hebräischer Hottentotte. — 4. Jan Jonker. — 5. Riama. — 6. Scharias.



Typen aus dem Hererölande. 1. David Chislian. — 2. Manaffe. — 3. Heibnicher Hottentotte. — 4. Jan Jaffer. — 5. Rarna. — 6. Jacharias.

Außer diesen Artikeln wurden auch Lebensmittel, namentlich Kolonialwaren, in Menge eingeführt, Kaffee, Thee, Reis, Zucker, Tabak u. s. w., auch Mehl, Salz und Schiffszwieback. Große Vorräte solcher Waren lagerten stets in Otyimbingue, weil von dort die nach dem Innern ziehenden Wagenkolonnen ihren Proviant für die Reise mitzunehmen pflegten.

Trotz des gesteigerten Umsatzes war für Erleichterung der Wareneinfuhr noch so gut wie gar nichts geschehen. Antwort auf einen Brief nach Europa konnte man erst nach 6 Monaten erwarten, denn alle für die Walfisch-Bai bestimmten Sendungen gingen über Kapstadt, wo sie auf Segelschiffe überladen wurden, welche einen Monat zur Fahrt nach der Walfisch-Bai brauchten. Dort angelangt, blieben die Waren in den Magazinen liegen bis Wagen aus dem Innern ankamen. Nur die Zahl der Wagen hatte sich vermehrt. Anfangs führte der Kaufmann seine Wagen selbst, später aber, als die Eingeborenen erkannten, daß der Warentransport für sie zu einer guten Einnahmequelle werden könne, kamen sie selbst mit ihren Wagen an die Küste und boten ihre Dienste an. Es war ein mühsames Stück Arbeit, das sie zu verrichten hatten, allerdings mühsamer für die Zugtiere als für die Menschen, doch auch für die letzteren nicht ohne eine Menge Mühseligkeiten. Für die Zugtiere war eine Fahrt aus dem Innern nach der Küste stets eine Reise auf Tod und Leben, und sie wurden von den Eingeborenen für die Reise durch den wasserlosen Landstrich förmlich trainiert. Wenn die Ochsenwagen aus dem Innern herauskommen, berichtet Büttner, halten sie noch einmal eine letzte Rast bei Usab auf der Ebene; der Ausspannplatz ist dort etwa zwei Stunden von dem Tsoachaubette entfernt, in dem die Ochsen etwas Futter finden. Nachdem hier etwa zwei Tage geruht sind, geht es an die Weiterreise, am Morgen. Die Ochsen kommen nun also zwei Stunden weit, ehe sie ins Joch gespannt werden. Und nun bleiben sie volle vierundzwanzig Stunden im Joch, denn wenn auch ab und zu ein wenig angehalten und ausgeruht wird, so ist doch für die armen Tiere unterwegs weder Wasser noch Futter zu finden. Man bricht gewöhnlich nach dem Frühstück von Usab auf und ist am andern Vormittag an den Packhäusern von Walfisch-Bai. Aber auch da bekommen die in der glühenden Sonne und in dem dürren Lande doppelt ausgedursteten Tiere nichts. Zwar eilen diejenigen Ochsen, welche noch nicht an der See gewesen sind, sobald sie aus dem Joche ausgespannt sind, nach dem Ufer und brüllen verwundert, wenn sie trotz des vielen Wassers ihren Durst nicht löschen können, aber sie können das Seewasser eben nicht trinken und sie müssen nun noch von der Bai mehr als drei Stunden weit die hohen Dünen auf und ab gehen, ehe sie in Wortel, einer Art Oase im Bette des Kuifibflusses, wenigstens brackes Wasser und etwas Ried zu fressen finden. Aber das Schwerste steht noch bevor; sie müssen nun wieder nach einigen Ruhetagen zur Bai zurück, wo unterdessen die Wagen beladen sind. Und nun heißt es wieder, den langen weiten Weg ohne Wasser und Futter nach Usab zurückfahren. Wenn nun die Frachtfahrer geschickt und sorgfältig handeln, jeden Augenblick gut ausnutzen, keine Kraft vergeuden, so gelingt es wohl am andern Morgen bei Zeiten, ehe die Sonne warm zu scheinen anfängt, ohne Verlust nach Usab zurückzukommen. Allerdings sind dann auch 16, 18 Ochsen vor jeden Wagen vorgespannt, und wenn einem der im Joch gehenden die Kräfte zu versagen anfangen, so wird er rasch ausgespannt, und ein Reserveochs muß an seine Stelle treten. Das ausgespannte Tier wird zurückgelassen und kommt dann wohl allmählich allein nach, da es ganz gut weiß, daß es nur in Usab wieder etwas zu essen und zu trinken giebt.

Die Schwierigkeiten, mit denen der Warentransport zu Wagen zu kämpfen hat, hängen mit der Bodengestaltung des Landes zusammen, in welchem man deutlich drei wesentlich von einander verschiedene Zonen unterscheiden kann: die sandige, fast regenlose Küstenzone, das an dieselbe sich anschließende Hügel- und Gebirgsland mit schön bewaldeten Flußbetten, und als dritte und östlichste Zone ein einförmiges, flaches Steppen- und Prärienland. Durch diese wollen wir nun unsere Wanderung fortsetzen.

Mit dem Namen Hereróland bezeichnet man jetzt die Küstenstrecke vom Cunene bis zur Walfisch-Bai nebst dem dazu gehörigen Hinterland. Die Küste dieses Gebietes ist ebenso unwirtlich wie jene zwischen der Walfisch-Bai und Angra Pequena und gewährt mit den endlosen Sanddünen einen traurigen Anblick, aber Wasser

ist hier doch nicht so selten wie weiter südlich. Der Kuisib, der in die Walfisch-Bai mündet, führt zwar selten Wasser und ist schon seit Jahren ausgetrocknet, und auch der Tsoachaub verschwindet im Sande, bevor er die Küste erreicht, aber sein Fall von den Bergen zum Meer ist doch so bedeutend, daß das im Sand verschwundene Wasser unterirdisch weiterfließt, sodaß in jeder Jahreszeit wenige Spatenstiche genügen, um auf eine reichliche Quelle guten Trinkwassers zu stoßen. Ihrem Wasserreichtum verdanken es die beiden Flußthäler, daß durch sie die Straßen ins Innere des Landes führen. Zwischen ihnen liegt entweder Bergwildnis oder wasserlose Steppe, denn außer in den Flußbetten ist auch hier Wasser sehr selten, abgesehen von etwa 2 Duzend mineralhaltigen Quellen. Letztere, teils warme, teils kalte Quellen, kommen jedoch für die Kultur des Landes fast gar nicht in Betracht, da sie entweder auf Höhen oder in sehr felsigem Gebiet liegen. Angebaut ist der Boden nur in den Flußthälern, in denen sich stellenweise eine genügend dicke Ackerkrume findet. In der Walfisch-Bai dagegen fehlt alle Vegetation, und der Trinkwassermangel ist dort ebenso groß wie in Angra Pequena. Das Trinkwasser für die dort lebenden europäischen Agenten muß aus Kapstadt zugeführt werden, denn die nächsten Brunnen sind mehrere Stunden von der Küste entfernt, durch hohe Sanddünen von ihr getrennt, und liefern überdies nur brackisches Wasser. An Leben fehlt es aber in der Walfisch-Bai nicht, da der ungeheure Fischreichtum des Meeres unzählbare Scharen von Vögeln anlockt. Längs der ganzen Küste, auf den Lagunen und auf den während der Ebbe trockenen Sandbänken wimmelt es von Flamingos, Pinguinen, Pelikanen, Möven und allerhand Tauchervögeln, deren buntes Gefieder einige Abwechslung in die einförmige Landschaft bringt. Soweit das Auge zu sehen vermag, erblickt es weiße, rote und braune Flecke, denn dort sitzen und stehen die Vögel beisammen, einzelne wie Regimenter in Reih und Glied, und andere flattern über uns in der Luft oder schießen plötzlich blitzschnell herab, um einen Fisch zu erhaschen, der einen Moment lang aus dem Wasser emporschnellte. Auf der spiegelglatten Wasseroberfläche sieht man schwarze Massen daherschwimmen, hunderte von Haifischen und große Kabeljaue, und zuweilen erscheinen auch noch die Walfische, denen die Bai ihren Namen verdankt.

Die Walfisch-Bai wird durch eine von Süd nach Nord sich erstreckende Landzunge gebildet und liegt nach Norden offen, da aber Nordwinde an der ganzen Südwestküste Afrikas nicht in Betracht kommen, bietet die Bai einen sichern, ruhigen Ankerplatz. In dem etwa 200 □ Kilometer großen Raum, den die Landzunge begrenzt, fände eine große Flotte genügenden Raum, und der aus Sand oder Schluff bestehende Grund macht die Bai zu einem sehr guten Ankerplatz. Leider treibt der im Juni und Juli heftig wehende Ostwind große Massen Sand von den Dünen in die Bai, sodaß sie immer seichter wird, und der lose Sand vergrößert auch die Landzunge immer mehr und droht mit der Zeit den Eingang zu der Bai völlig zu verschließen.

„Die Westseite und Mitte der Walfisch-Bai ist flach und mit Sandbänken durchsetzt, so daß größere Schiffe in einer Entfernung von 2—5 engl. Meilen ankeren müßten. Die Ostseite ist zwar tiefer, doch macht die Breite der Bai das Wasser sehr unruhig bei nördlichen und südwestlichen Winden, und Landungs- und Verladungsarbeiten würden unterbrochen werden müssen und zwar mehr als es schon jetzt am südlichen Ende der Fall ist. Durch das Herantreten der hohen Dünen an den Strand bei der Ostseite wird der zu Anlagen notwendige Raum absorbiert. Die südliche und westliche Seite des einschließenden Landes ist so flach, daß sie bei Springfluten unter Wasser gesetzt wird. Deshalb ist die Niederlassung auf ziemlich kostspielig herzustellendem erhöhtem Grunde geschehen, welcher wie eine Insel aus seiner Umgebung hervorragt.“²⁵⁾

Gegenwärtig ist wenigstens ein Teil der Walfisch-Bai noch für die größten Schiffe tief genug, und sie ist unstreitig der beste Hafen der Südwestküste. Nach ihr kommt die weniger geräumige und auch nicht so tiefe Angra Pequena, und dann folgen, jedoch nur als Landungsplätze für kleinere Schiffe verwendbar, Sandwich Harbour, die Spencer-Bai, Ichaboe, die Prince of Wales-Bai u. s. w. In dem südlich von der Walfisch-Bai gelegenen Sandwich Harbour bildet ebenso wie in der Walfischbai den Hafen eine Landzunge, welche

²⁵⁾ Bericht eines Süderitischen Vertreters in der Weser-Zeitung.

dem wandernden losen Sand ihre Entstehung verdankt. Diese Landzunge ist erst in neuerer Zeit entstanden, und sie wächst gleich jener in der Walfisch-Bai so schnell, daß der Hafen voraussichtlich in einigen Jahren unbrauchbar geworden sein wird.

„Der Hafen ist etwa eine englische Meile im Durchschnitt breit, nur gegen Norden geöffnet und deshalb gegen die vorherrschende Südwestdünung des Ozeans vollständig geschützt. Es ist jedoch ziemlich schwer für Fremde, einzusegeln, da im Laufe der Jahre der äußerste Vorsprung sich in scharfer Biegung dem Festlande genähert hat und die Einfahrt nur in kurzer Entfernung zu erkennen ist. Durch Errichtung einiger Baken und Anstellung eines Lotsen würde die Anfahrt sehr erleichtert werden; namentlich der letztere ist bei Aufschwung der Schifffahrt notwendig, damit die Schiffe die am östlichen Rande der Einfahrt liegenden Riffe vermeiden können. Mag es dann draußen noch so arg stürmen, innerhalb des Hafens entsteht kein Wellenschlag. Die ausreichendste Tiefe für die größten Schiffe, guter Ankergrund, die Möglichkeit, in der Nähe der ankernden Fahrzeuge Landungsvorrichtungen zu treffen, kaum hundert Schritte vom Strande entfernt gutes Trinkwasser — alles dies vereinigt sich, um einen Naturhafen zu bilden, wie er an dieser Küste wohl schwerlich zum zweiten Male wieder vorkommen dürfte. Leider wird durch die rings herum liegenden hohen Dünen dieser so günstige Platz vom Innern des Landes abgeschnitten, und alle Vorteile des Hafens werden nur dann von wirklichem Werte sein, wenn eine bessere Verbindung mit dem Inlande hergestellt werden kann, entweder eben unterhalb (südlich) von Sandwich Harbour durch Drahtseilbahn über die Dünen hinweg nach der Hochfläche und von dort das linke Ufer des Kuissipflusses hinauf, oder aber nördlich des Strandes eine Drahtbahn, dann bis Fredrickshamm eine Bahn und von dort eine Drahtbahn über die Dünen weg zum Kuissip. Der jetzige Landweg läuft von Sandwich Harbour nördlich an den zirka 6 englische Meilen weit dicht am Strande sich erhebenden Dünen hin, so daß nur bei Ebbezeit ein Passieren möglich ist. Hier treten die Dünen zurück, einen Streifen Flachland freigebend, welcher durchsetzt mit kleinen Sandhügeln, 3—6 englische Meilen breit, hier und da mit sogenanntem Quellgras bestanden ist und ein notdürftiges Futter für das Schlachtvieh der weißen Bevölkerung von Sandwich Harbour und Walfisch-Bai darbietet. Frisches Wasser wird auf dieser Strecke bis etwa 5 englische Meilen von hier auf den verschiedensten Stellen gefunden. Der Weg tritt dann auf die Walfisch-Bai-Fläche und vereinigt sich dort mit der großen Landstraße nach dem Innern. Etwa 25 Meilen nördlich von Sandwich zweigt sich abermals eine Landzunge von etwa 5 englischen Meilen Länge ab, deren Endpunkt Pelikan Point genannt wird. Eben hierdurch wird die englische Besitzung Walfisch-Bai gebildet.“

Nur in der Walfisch-Bai und ihrer nächsten Umgebung trifft man auf den Sanddünen eine dem traurigen Landschaftscharakter entsprechende Vegetation, die blätterlose Narastaude, welche aus stacheligen Ranken besteht. Sie kämpft einen aussichtslosen Kampf gegen die von Süden herandrängenden Sanddünen, welche sie immer wieder überdecken, so oft sie auch aus der Sandhülle ihre Ranken zum Licht emporstrecken mag. Die melonenartige Frucht, welche sie trägt, bildet außer dem Ertrag des Fischfangs die Nahrung von 300 bis 400 Topnaars (Namas) d. i. Leute, die an der Spitze (holländisch: Top) wohnen. Sie leben in elenden Hütten, welche sie mit entsetzlich mageren Hunden teilen, an der öden Küste der Bai. Der Sandhügel, auf welchem die Pacht Häuser stehen, ist ein Werk der ersten deutschen Missionäre. Dieselben haben ihn vor etwa 25 Jahren aufgetragen und so den Platz zu ihrer ersten Niederlassung den Wellen abgerungen.

An den bald breiter, bald schmaler längs der Küste sich hinziehenden sandigen Landstrich, in welchem es fast nie regnet, und auf den auch dann, wenn es draußen auf dem Meere heftig stürmt, kaum einige Tropfen fallen, schließt sich ein zweiter, welcher schon mehr, jedoch unregelmäßig von Regen befruchtet wird. Man hat einen mühsamen Marsch zurückzulegen, bevor man diese Gegend erreicht, in der die Gewitterregen eine üppige Vegetation aus dem Boden hervorrufen. Längs des Weges liegen bleichende Gerippe von Jungtieren, welche erschöpft zurückgelassen wurden, sich nicht mehr bis zur nächsten Quelle nachschleppen konnten, und verschmachteten. Wenn das Mondlicht die Sandflächen überflutet, gewinnen die Gerippe ein gespenstiges

Aussehen, und die Einbildungskraft gestaltet sie leicht zu allerlei phantastischen Formen. Oft senken sich dichte Nebel herab, welche die Gegend so verhüllen, daß der kundigste Führer sich nicht mehr zurecht zu finden vermag und sich, wenn endlich der Morgen kommt und die Sonne den Nebel zerstreut, anstatt in der Nähe des Wassers in einer trostlosen Einöde befindet, aus welcher er erst nach langem Herumirren zur bekannten Straße gelangt. Durch solches Abkommen vom Wege können Menschen und Tiere in die schlimmste Lage geraten. Während der Zug sich noch schwerfällig durch den tiefen Sand vorwärts bewegt und alles nach irgend einem Anzeichen späht, welches die Nähe des Tsoachaub verkünden würde, tauchen in der ferne Sträucher und Bäume auf, zwischen denen verlockend die Wasserfläche eines Sees blinkt. Der Ochsentreiber läßt sich dadurch nicht täuschen, er weiß, daß hier auf viele Tagreisen in der Runde kein See vorhanden ist, und er verfolgt ruhig seine Bahn, aber die Hunde, welche das Wasser auch bemerkt haben, stürmen auf dasselbe zu, um ihren Durst zu löschen — da verschwindet plötzlich die *fata Morgana*, und mit eingeknicktem Schwanz kehrt die enttäuschte Hundeschar langsam zum Wagenzug zurück.

Endlich ist die sandige Strecke überwunden, und man gelangt in freundlichere Gegend, welche dem von der *fata Morgana* vorgezauberten Bilde nicht unähnlich ist. Das Bett des Tsoachaub birgt reichlich Wasser, Schilf wächst an den Ufern, und dahinter erheben sich Gebüsche und Bäume, unter denen man einzelt auch schon große Sykomoren und eine Tamariskenart bemerkt, aber mit Ausnahme dieser beiden scheinen alle Bäume und Gebüsche dem Reisenden das Vordringen verwehren zu wollen, da sie alle teils gerade, teils gekrümmte Dornen haben, welche schmerzhaft Wunden verursachen. Nach einem Regen sprießt überall, wo zwischen dem Gestein Erde vorhanden ist, büschelförmiges Gras hervor, dessen Halme der Straußenfeder ähnlich sind. Dazwischen wachsen Moos und andere strauchartige Gewächse, Euphorbien (*Euphorbia candelabra*) erheben sich bis zu einer Höhe von 15 Fuß, und Mimosen-Bäume und dorniges Buschwerk bilden in den Thälern oft undurchdringliche Wälder. Hier war vor 25 Jahren das Eldorado der Jäger. Hier wimmelte es von den edelsten und größten Antilopen, von Springböcken, Gemsböcken, Giraffen und Zebras, große Herden Elefanten und Strauße belebten die Flußthäler und Steppen, das Rhinoceros war zahlreich vorhanden und im Dickicht hausten Löwen, Panter und Hyänen. Das ist nun alles anders geworden, die Büchsen der Nama haben furchtbar unter dem Tierreichtum des Landes aufgeräumt, und die großen Herden der Steppentiere haben sich weiter nordostwärts zurückgezogen. Der Elefant ist vollständig aus dieser Gegend verschwunden, der Strauß sehr selten geworden, und nur das wilde Perlhuhn (*Guinea fowl*) nistet noch zahlreich in den Gebüschen. Dagegen ist das Land jetzt reich an Schlangen, Skorpionen, giftigen Spinnen, Tausendfüßlern u. s. w., welche in dem zerklüfteten, steinigem Boden prächtige Schlupfwinkel finden. Unter den Schlangen befindet sich eine 25 Fuß lange, welche bei Nacht wie ein Schaf meckert. Sie wird besonders gefürchtet, da schon ihr Hauch giftig ist und der ganze Körper des Menschen, den derselbe trifft, sich mit einer Geschwulst bedeckt, welche nicht früher schwindet, als bis der ganze Giftstoff durch Schwitzen aus dem Körper entfernt ist.

Menschen trifft man nur in der Nähe der Flußbetten, wo das Wasser stellenweise in so geringer Tiefe unter dem Sande fließt, daß man es leicht mit der Hand ausgraben kann. In den dichten Wäldern ist Wasser selten, dagegen befinden sich noch, wie schon oben erwähnt, meist auf steinigem Höhen etwa zwei Duzend heiße oder kalte Quellen. Die Wassernot wird von Jahr zu Jahr größer, da die Regenmenge stetig abnimmt, in Folge dessen auch z. B. der Kuisib, der noch anfang der sechziger Jahre die Walfisch-Bai erreichte, jetzt schon fern von derselben im Sande verschwindet und in manchen großen Flußbetten seit länger als einem Vierteljahrhundert kein Tropfen Wasser mehr vorhanden ist. Nur der östliche Teil des Hererólandes hat noch eine ausreichende Regenmenge, im westlichen wird die Regenabnahme immer fühlbarer. Die Regenzeit tritt dort längst nicht mehr zur bestimmten Zeit ein, der wolkenbringende Ostwind ist schwächer, der kalte Westwind stärker geworden. Was die Ursache dieser überraschenden Erscheinung ist, weiß man nicht. „Man will ferner bemerkt haben, daß der vom südlichen Eismeer kommende und dicht an der Bai vorbeigehende Meeresstrom

in den letzten Jahren bedeutend kälter geworden sei. So viel steht fest, daß die Küste immer mehr versandet, die Sandberge immer höher werden, der regenlose Strich an der Küste entlang immer breiter wird, und daß Dürren immer häufiger vorkommen. Die alten Hereró wollen weder Dürren noch Heuschrecken gekannt haben, behaupten auch, daß früher die Regenzeit zur bestimmten Zeit eingetroffen sei.²⁶⁾

An diesen schönsten Teil des Hererólandes reiht sich als dritter das Hochplateau, eine einförmige Prärie, in welcher die Landschaft überall dasselbe Aussehen hat. Überall sieht man dieselben Busch- und Baumarten, zwischen denen hohes Gras wächst, das in seinen oberen Teilen immer dürreter wird, je näher die neue Regenzeit heranrückt, und das sich nach einer Erfrischung durch die Gewitterwolken zu sehnen scheint. Der Boden ist fruchtbar, und in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuß trifft man überall Wasser, aber niemand denkt hier an Ackerbau. Den Hereró bieten die weiten Prärien prächtige Weiden für ihr Vieh, und an Tränkstellen für dasselbe ist hier kein Mangel, da überall Löcher in den Boden gegraben sind, durch welche das unter der Lehmschicht stehende Wasser bloßgelegt ist. Bei jeder Werft der Hereró sieht man solche Löcher. Die größten Werften liegen in kleinen Bodensenkungen, welche, nach den Kalkablagerungen an ihren Rändern zu schließen, einst Seen waren. Auf dem Grunde der Senkung ist unter dem noch weichen Kalktuff, welcher den Boden bedeckt, in geringer Tiefe Wasser vorhanden, und es wird aus großen Löchern geschöpft, welche die Hereró dort gegraben haben. Auch das schmale Bett des Omuramba, welches die Regenwasser durch den Lehmboden gewühlt haben, ist mit solchen Löchern bedeckt, welche als Tränkstellen für das Vieh der Hereró dienen, und große Herden derselben weiden in seiner Nähe. Der Omuramba, an dessen Ufern die Werften dicht beieinander liegen, teilt sich in den Otyituo, welcher in einer Sandebene verschwinden soll, und den in waldige Gegend verlaufenden Okaluovatyona. Am Oberlauf des Omuramba erheben sich die Etyo-Tafelberge, wo auf einer Unterlage von Granit und Kalkstein roter Sandstein lagert, der auch auf dem durch seine Quelle Otyozondyupa berühmten nahegelegenen Waterberg vorkommt. Die Etyoberge gleichen einer dem andern. „Der Sockel ist Sedimentgebirge; auf diesem liegen unordentlich hin- und hergeworfen Sandsteinblöcke, welche, von oben losgerissen, den eigentlichen Fuß des Berges bilden und von Süden, etwa bis 250 Fuß von der Fläche aus, meist terrassenförmig aufsteigen. Auf diesem Geröll steht eine höchst merkwürdige, senkrecht aufsteigende Kappe oder Kamm, welcher fast überall die gleiche Höhe von 100 bis 120 Fuß hat. Diese steile Mauer macht den Eindruck, als sei sie von Menschenhänden gemacht und Stein auf Stein hingelegt worden. Unmittelbar unter diesem Kamme entspringen die Quellen am Waterberge. In Otyozondyupa befindet sich ein großes Loch unter dem Kamme, aus welchem fort und fort ein ansehnlicher Strom schönes Trinkwasser ausgestoßen wird. Dieses verleiht dem Platze eine bedeutende Fruchtbarkeit und Schönheit, welche noch durch die amphitheatralische Lage des Platzes bedeutend erhöht wird. Die Quelle selbst ist mit riesigen Farnkräutern und Schlinggewächsen so verwachsen, daß es schwer hält, der eigentlichen Quelle in die Augen zu schauen. Hier würde sicher ein Heiligtum stehen, wären hier jemals andere und frömmere Völker gewesen wie die jetzigen.“²⁷⁾ Wenn man den Kamm des Waterberges erstiegen hat, sieht man erst, daß derselbe eigentlich kein Berg ist und nur von Süden gesehen als solcher erscheint. Unübersehbar dehnt sich droben eine Fläche aus, welche nach NO und SW in zerklüftetes Hügelland übergeht, wo der Boden mit umhergeschleuderten Blöcken bedeckt ist, während sich das Plateau nach Norden ebenso steil senkt wie es von Süden aufstieg. Die ganze weite Fläche ist mit Laubholz bestanden, und der grasbewachsene Boden würde sich sehr gut zur Kultur eignen. Wasser ist überall reichlich vorhanden, denn das in den Boden eindringende Regenwasser findet unter der Schicht roten Sandsteins die Granitunterlage, welche ein tieferes Durchsickern unmöglich macht.

Nordwärts von den Tafelbergen ist das Land gebirgig, und in den durch das Regenwasser ausgewühlten Furchen sind viele Quellen vorhanden, denn hier regnet es mehr als in den südlicheren Gegenden, und infolge dessen ist auch die Vegetation eine üppigere. Den Hereró behagt jedoch dieser, Kaoko genannte

²⁶⁾ Hereróland, Land und Leute. — Petermanns Mitteilungen, 1878, Seite 311.

Teil ihres Landes nicht besonders, weil die hiesigen Quellen wenig Salz enthalten. Das Land ist jetzt fast unbewohnt, denn die reicheren Hereró haben sich ostwärts nach den brackigen Quellen gezogen, deren Wasser ihre Herden lieber trinken, und die Raubzüge der Nama, von denen das einst stark bevölkerte Kaoko sehr heimgesucht wurde, haben auch viele Hereró nach Norden über den Cunene getrieben.

Die zu den Bantuvölkern gehörigen Hereró sind nicht die ältesten Einwohner des Landes, sondern erst am Anfang des 18. Jahrhunderts in dasselbe eingewandert. Von der Urbevölkerung, welche sie im Lande vorfanden, sind heute noch zersprengte Reste vorhanden. Solche sind die nur noch einige hundert Seelen zählenden Topmaars, die Buschmänner und die Berg-Damara. Die Buschmänner sind von den Hereró immer weiter nach Osten gedrängt worden und heute auf das Gebiet zwischen 18 bis 27° südl. Br. und 20 bis 24° östl. L. beschränkt, außerdem nur in vereinzelt kleinen Abteilungen über das Land verteilt. Sie kommen also als Bewohner des eigentlichen Hererólandes, mit dem wir uns hier zunächst beschäftigen, kaum in Betracht, und wir werden erst später Gelegenheit haben, sie näher kennen zu lernen. Wichtiger als Topmaars und Buschmänner sind die Bergdamara, ein rätselhaftes Volk, das wir schon oben als die Zigeuner Südafrikas bezeichneten, von der Ausübung verschiedener schwarzer Künste lebend, indem sie Schlangen beschwören, durch geheimnisvolle Manipulationen Kranke heilen und ihre Kenntnisse heilsamer Kräuter und tödlicher Gifte zu verwerten suchen. Sie sind ohne politischen Zusammenhang, und nur die Begierde nach den Rindern der Hereró ist allen gemeinsam. Wo sich eine Gelegenheit bietet, suchen sie von den Herden der jetzigen Herren des Landes so viel als möglich durch Diebstahl oder Raub sich anzueignen, und man kann es daher den Hereró nicht verargen, daß sie sich schließlich zu einem Vernichtungskrieg gegen die Räuber bewegen fühlten, ihre Dörfer überfielen, alles was Widerstand leistete niedermehlten, und Frauen und Kinder als Sklaven fortschleppten. Weil die Damara sich vor den siegreich vordringenden Hereró in schwer zugängliche Klüfte und befestigte Bergdörfer zurückzogen, erhielten sie den Namen Bergdamara. Seltsamerweise sprechen die schwarzen Bergdamara die Sprache der roten Nama, der südlichen Nachbarn ihres Landes. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung dürfte kein anderer sein als der, daß die vom Sambesi her nach Westen vordringenden Bantuvölker sich wie ein Keil zwischen die Negerstämme am Cunene hineinzwängten, die südlich vom Cunene wohnenden zunächst aus Kaoko vertrieben und sie dann noch weiter nach Süden drängten, wo dieselben auf die Nama stießen, von ihnen unterjocht wurden und im Laufe der Zeit ihre Sprache annahmen. Als die Nama unter Jonker Afrikaner offensiv gegen die Hereró vorzugehen begannen, fanden sie an den Bergdamara, wie schon oben erwähnt, eifrige Bundesgenossen, aber die letzteren zogen aus der Verbindung nur solange Vorteile, als Jonker Afrikaner mit eiserner Faust die Hereró niederhielt: der glücklich durchgeführte Befreiungskampf der Hereró machte der kurzen Herrlichkeit der Bergdamara ein Ende, und sie sanken rasch wieder zu ihrer heutigen unbedeutenden Stellung herab. Die Bergdamara dürften heute nur noch 50000 Seelen zählen. Rechnet man zu ihnen einen im Damaralande wohnenden Namastamm mit 2500 Seelen und 2000 an den Grenzen des Landes wohnende Bastarde aus der Kapkolonie, sowie 20000 Buschmänner hinzu, so stehen in dem weiten Gebiet des Hererólandes dem auf 110000 Seelen veranschlagten herrschenden Volke etwa 75000 Angehörige anderer Stämme gegenüber, so daß das Verhältnis ein nicht zu ungleiches wäre, wenn die dem Bantustamm nicht angehörige Bevölkerung ebenso kompakt beisammen säße wie die Hereró und nicht nomadisierend über das ganze Land zerstreut wäre.

Seitdem die Hereró in den Besitz von Feuerwaffen gelangten und die Nama vertrieben, haben sich ihre Herden bedeutend vermehrt. Einzelne Vornehme besitzen Rinderherden, welche nicht bloß nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählen, und die Schafe und Ziegen, die sie besitzen, sind schier unzählbar. Ihre Herden sind ihr Stolz, und all ihr Sinnen und Trachten ist nur darauf gerichtet, eine möglichst große Herde zu besitzen. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, schreibt Büttner, so schwärmen sie für ihre Ochsen, und für einen Fürsten in Damaraland giebt es kein größeres Vergnügen als anzusehen, wie seine Rinder getränkt werden. Für eine Hererógesellschaft giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder

die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stamm bäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh und überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei außerordentlichen festlichen Ereignissen, Begräbnissen und dergl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem was die Jagd bietet, was aus der Herde von selbst stirbt.

Die Rinderrasse, welche die Hereró züchten, hat zwar einen stark entwickelten Knochenbau, ist aber nicht sehr fett. Kurzes, glänzendes Haar bedeckt den Körper, und der Schwanz endigt in einem langen Haarbüschel, welcher fast bis zur Erde reicht. Die Hörner zeichnen sich durch unglaubliche Länge aus, denn man trifft



Hottentottenkraal.

Ochsen, deren Hörner von Spitze zu Spitze gemessen 8 Fuß lang sind. Die Hörner sind zuweilen schön gebogen und gewunden. Nach der Länge der Hörner und nicht nach dem Fleischgehalt bestimmt der Hereró den Wert des Ochsen, und nächst dieser kommt die Farbe in Betracht, da eine Rinderherde umso größern Wert hat, wenn alle Tiere von gleicher Farbe sind. Die beliebteste Farbe ist hellbraun. Tiere von dieser Farbe, und nächst ihnen dunkelbraune Ochsen mit einem gelblichen Streifen auf dem Rücken sollen die stärksten und ausdauerndsten Zugtiere sein, gelbe und weiße Ochsen dagegen schwach und nicht geeignet, die Mühe der Wüstenfahrten zu ertragen. Ochsen sowohl als Kühe sind ungewöhnlich wild, und da ihre langen Hörner leicht zu einer gefährlichen Waffe werden, hat ihre Verwendung als Zugtiere große Schattenseiten, so brauchbar sie auch wegen ihrer Ausdauer und ihres schnellen Ganges sein mögen. Wenn man die Kühe melken will, pflegt man

sie am Kopfe an einen Baum festzubinden, um zu verhindern, daß sie mit den Hörnern den Melkenden verwunden, oder man bindet auch ihre Hinterbeine zusammen. Der Milchertag ist nicht bedeutend: die beste Kuh giebt höchstens 3 bis 5 Kannen täglich, und sobald sie vom Kalb getrennt ist, giebt sie überhaupt keine Milch mehr. Stirbt das Kalb oder wird dasselbe aus irgend einem Grunde von ihr entfernt, so pflegt man seine Zuflucht zu einem komischen Mittel zu nehmen, durch das sie sich stets täuschen läßt. Man stopft, erzählt Andersson, die Haut eines Kalbes mit Gras oder Heu aus und stellt dieses nachgemachte Kalb so hin, daß die Kuh es berühren muß. Dies giebt manchmal zu lächerlichen Ausritten Veranlassung, denn während die Kuh ihren vermeintlichen Sprößling liebkost, wittert sie auf einmal das Gras oder Heu, steckt das Maul durch die Haut und verzehrt mit gutem Appetit ihren Inhalt.



Bergdamara.

Das Vieh spielt namentlich im Leben der noch heidnischen Hereró eine wichtige Rolle. Wenn ein Häuptling stirbt, wird eine Menge Ochsen geschlachtet und ihr Fleisch von den Trauernden verzehrt. Man tötet zu solchem Zwecke die Tiere mit Keulenschlägen, während man sonst Opfertiere mit Speeren totschlägt, zum Verspeisen geschlachtetes Vieh aber durch Erstickern tötet. Die Köpfe der bei der Totenfeier geschlachteten Ochsen werden mit den Waffen und der Kriegskleidung des Verstorbenen neben dem Grabe an einem Pfahl oder Baum aufgehängt, ein großer Steinhäufen über dem Grabe errichtet und das Ganze mit einem Gehege von Dornbüschen umgeben, um die wilden Tiere fern zu halten. Der älteste Sohn der Lieblingsgattin des Verstorbenen, sein Nachfolger in der Häuptlingswürde, verläßt nach der Beerdigung mit seiner Familie und seinen Herden die Heimat und kehrt erst nach mehrjähriger Wanderung in dieselbe zurück. „Dann begiebt er

sich an das Grab des Verstorbenen, wo er niederkniet und mit leiser Stimme ihm mitteilt, daß er mit seiner Familie und den Herden, die der Verstorbene ihm gegeben, zurückgekehrt sei. Hierauf spricht er ein Gebet um langes Leben, Gedeihen und Vermehrung seiner Herden, mit einem Worte um alles, was für einen Wilden Wert hat. Wenn diese Pflicht erfüllt ist, legt er einen Kraal an derselben Stelle an, auf welcher das Lager seines Vaters gestanden hatte; selbst die Hütten und Feuerstätten müssen soviel als möglich auf den alten Plätzen zu stehen kommen. Die Hütte des Häuptlings selbst liegt stets auf der Ostseite des eingehegten Raumes. Das Fleisch des ersten Tieres, welches hier geschlachtet wird, kocht man in einem besondern Gefäße, und wenn es gehörig zubereitet ist, teilt es der Häuptling an alle Anwesenden ohne Unterschied aus. Hierauf holt man ein Götzenbild, das aus zwei Stücken Holz besteht und den Hausgott oder vielmehr den unter die Götter versetzten Vater vorstellt; dieses Bild wird in die Schüssel eines jeden Anwesenden eingetaucht. Hierauf nimmt es der Häuptling, befestigt ein Stück Fleisch am obern Ende desselben und steckt es in den Boden fest, genau an der Stelle, wo der Vater gewöhnlich seine Opfer darbrachte. Der erste Eimer Kuhmilch wird auch an das Grab getragen und ein kleiner Teil davon auf die Erde ausgegossen, wobei Segensprüche über den Rest der Milch ausgesprochen werden.“ Auch eine Menge abergläubischer Vorstellungen hängt mit dem Vieh zusammen. So essen z. B. manche das Fleisch solcher Ochsen nicht, deren Haut schwarze, weiße oder rote Flecken hat. Wenn man ihnen Fleisch schenkt, erkundigen sie sich erst genau nach dem Aussehen des Tieres, von dem dasselbe stammt, und sie hungern lieber tagelang, bevor sie von verbotnem Fleisch auch nur einen Bissen genießen würden. Wenn im Kraal eines Häuptlings ein Ochs stirbt, muß seine Tochter einen Doppelnoten in ihre Lederschürze machen, da den Kraal sonst ein Unglück treffen würde, und dann muß sie ein Stück Holz auf den Rücken des toten Tieres legen und über dasselbe ein Gebet sprechen, in welchem sie langes Leben und Wachstum der Herden ersleht. Wie die Hereró ihre Milchgefäße nicht reinigen, so halten sie es auch für ein schreckliches Verbrechen, wenn irgend jemand ein Metall mit Milch in Berührung bringt, und mit Angst und Entsetzen sehen sie z. B. zu, wie der Europäer mit einem Löffel eine Fliege aus der Milch herausfischt, was er nach ihrer Meinung, um Unheil von sich abzuwenden, nur mit der Hand oder höchstens mit einem Span thun dürfte.

Dem Händler suchen die Hereró alles Vieh anzuhängen, das irgend einen Makel hat, Ziegen mit krankem Euter, stöfige Ochsen, Kühe, welche sich nicht melken lassen u. s. w., aber sie suchen sich auch aller Tiere zu entledigen, welche ihr Aberglaube für sie unbrauchbar macht, und darunter befinden sich stets so viele schöne Tiere, daß der Nachteil, der dem Händler durch die Übernahme der schlechten erwächst, reichlich aufgewogen wird. Befinden sich doch unter den Tieren, deren sich der Hereró um jeden Preis entledigen will, die schönsten Ochsen, welchen kein anderer Makel anhaftet als der, daß sie in einer Unglücksstunde gebrüllt oder heilige Zweige benagt haben, oder daß sie auf den Aschenhaufen des heiligen Feuers getreten sind.

Ein Ochsenkauf wird übrigens nicht leicht abgeschlossen, stets gehen demselben lange Unterhandlungen voraus, welche die Geduld des Händlers auf eine schwere Probe stellen. Wehe ihm, wenn er dem Hereró gegenüber, der über seine Armut klagt und beteuert, für das angebotene Gewehr nicht mehr bieten zu können, auch nur im geringsten nachgiebt und nicht auf seiner ersten Forderung beharrt. Er hat sich dadurch ein für allemal das Geschäft verdorben und kann sicher sein, daß man ihm künftighin stets nur die allerschlechtesten Ochsen vorführen wird, da man überzeugt ist, ihm alles aufschwätzen zu können. Wenn er dagegen fest bleibt und lieber die Unterhandlungen abbricht und weiterzieht, bevor er nachgäbe, dann wird es bald bekannt, daß er ein unnachgiebiger Mann ist, und er wird seine Einkäufe ausführen können, ohne lange handeln zu müssen.

An die Stelle des Tauschhandels trat sehr bald der Kauf gegen Geld. Die Eingeborenen sahen, daß alle Europäer die Geldstücke anstandslos nahmen, und der deutschen Handelsgesellschaft, welche durch die Missionäre unterstützt wurde, gelang es daher leicht, auch die Eingeborenen zur Annahme von Geldstücken zu bewegen. Bevor noch Geld in Umlauf kam, wurde es bereits Sitte, den Wert der eingetauschten Waren in

1127

Geld zu bestimmen. Der Händler erklärte sich z. B. bereit, einen Hammel für 12 Pfund Sterling zu kaufen, fragte aber, was der Verkäufer ihm für die 12 Pfund abkaufen wolle, und als dieser die betreffenden Gegenstände bezeichnete, wurde der Preis einer Hose mit 10 Pfund und jener eines Stückes Tuch mit 2 Pfund festgesetzt. Der Verkauf gegen Geld wurde rasch immer beliebter, weil sich Geld leicht verbergen ließ, während von eingetauschten Waren jeder Freund des Verkäufers etwas für sich in Anspruch nahm und dieser den größten Teil hingeben mußte.

Eine wichtige Rolle spielte bei allen Käufen und Verkäufen der Tabak, den die Hereró leidenschaftlich lieben. Die Art und Weise des Rauchens ist wesentlich von der bei uns gebräuchlichen unterschieden, und durch sie wird der Tabak für die Eingeborenen zu einem ebenso gefährlichen Gift wie der Branntwein. Andersson, welcher oft Zeuge der Tabakorgien der Eingeborenen war, schildert ein Rauchkollegium der Bergdamara folgendermaßen:

„Man gießt eine geringe Quantität Wasser in ein großes Horn, gewöhnlich von einer Kudu-Antilope und von 3 bis 4 Fuß Länge. Eine kurze Thonpfeife, die entweder mit Tabak oder Dacka gestopft ist, wird dann fast am äußersten Ende in das Horn gesteckt, wo sich eine kleine Öffnung befindet, welche mit dem Innern in Verbindung steht. Wenn das gethan ist, setzen sich die Anwesenden in einen Kreis und beobachten tiefes Schweigen; mit offenem Munde und vor Entzücken funkelnden Augen warten sie ab, bis die Reihe an sie kommt. Der Häuptling hat gewöhnlich die Ehre, den ersten Zug aus der Pfeife zu thun. Sobald das Mundstück des Horns seine Lippen berührt, scheint er alles Bewußtsein von dem zu verlieren, was um ihn herum vorgeht, und überläßt sich ganz und gar dem Genuß. Wenig oder gar kein Rauch kommt aus seinem Munde, und die Wirkung wird bald bemerkbar. Er verzerrt das Gesicht, die Augen werden gläsern und ausdruckslos, der Mund bedeckt sich mit Schaum, der ganze Körper zuckt konvulsivisch, und nach wenigen Minuten liegt der Raucher der Länge nach auf der Erde. Jetzt gießt man etwas Wasser auf ihn, reißt ihn gewaltsam am Har oder schlägt ihn ohne Umstände mit der Hand auf den Kopf. Alle diese zwar unangenehmen Manipulationen haben gleichwohl die Wirkung, daß er nach wenigen Minuten wieder zu sich kommt. Man hat jedoch auch Fälle, daß der Raucher auf der Stelle tot blieb, nachdem er den Magen mit dem giftigen Qualm überladen hatte.“²⁷⁾ Die Hereró rauchen in gleicher Weise, nur ist die Wirkung des Giftes bei ihnen noch stärker, weil sie sich statt des Hornes kurzer Thonpfeifen bedienen und den Rauch einschlucken, ohne ihn im Wasser abgekühlt zu haben. Das Rauchen ist bei ihnen sosehr zur unbezwinglichen Leidenschaft geworden, daß der Gruß, mit welchem ein Hereró dem Europäer entgegentritt, meistens lautet: Tu pa o omakaya, d. i. gieb uns doch Tabak! Es bringt oft einen äußerst komischen Eindruck hervor, wenn eine Schar Hereró einem Europäer begegnet, ihn einen Augenblick stumm betrachtet, und dann wie aus einem Munde ruft: Tu pa o omakaya! Wenn ein Fremder auf die Werst eines Hereró kommt, wird stets sofort der Kaffeekessel ans Feuer gesetzt und die Pfeife gestopft, welche dann im Kreise herumgeht, wobei auch die anwesenden Knechte einige Züge thun dürfen, die jedoch gewöhnlich den Rauch verschlucken und dann betäubt hinstürzen. Wenn ein Händler in der Nähe einer Werst sein Lager aufschlug, sandte ihm der Häuptling Milch als Willkommgruß in einem großen verzierten Topf, aus dem nur vornehme Personen trinken durften, der aber deshalb doch entsetzlich unsauber war, denn die Hereró reinigen ihre Milchgefäße nie, weil sie glauben, die Kühe würden aufhören Milch zu geben, wenn das Gefäß ausgewaschen würde. Die Überbringer der Geschenke versäumten jedoch gewiß nicht, den Otyirumbu um Tabak als Botenlohn zu ersuchen. Mit dem Namen Otyirumbu bezeichnen die Hereró jeden Europäer. Das Wort bezeichnet ursprünglich einen gelben Gegenstand, und man hat es auf die Europäer übertragen, vielleicht wegen der blonden Bärte derselben, vielleicht auch nur deshalb, weil dem Hereró alles gelb ist, wofür seine Sprache kein besonderes Wort besitzt, vielleicht aber auch, weil die Hererósage den Europäer für den Abkömmling eines Löwen und einer Hereró-

²⁷⁾ Charles J. Andersson, Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850 bis 1854. Aus dem Schwedischen von Dr. H. Koje. Leipzig, Otto Pufendorf, 1. Band, Seite 85.

frau erklärt. Das ungewöhnliche Aussehen des Fremdlings muß nun als Vorwand dienen, um von demselben einigen Tabak zu erbetteln, denn man ist über dasselbe so erschrocken, daß man glaubte gestorben zu sein, und nur etwas Tabak vermöge die erloschene Lebensflamme wieder anzufachen.

Die Europäer, mit denen die Hereró in Berührung kamen, waren außer den deutschen Missionären auf den Stationen und deutschen Händlern hauptsächlich Engländer, aber alle Verbesserungen im Handelsverkehr, welche jetzt dort eingetreten sind, verdankt man Deutschen und keineswegs den Engländern, welche letzteren vielmehr sowohl die Thätigkeit der Missionäre als den Handel der deutschen Kaufleute vielfach zu stören und zu hindern suchten.

Die Engländer hatten lange Zeit im Hererólande Handelsverbindungen unterhalten, ohne daran zu denken, sich im Lande festzusetzen und ihre Herrschaft über dasselbe auszudehnen. Erst als Beaconsfield seinen großen Plan, England die Vorherrschaft im dunkeln Erdteil zu sichern, durchzuführen begann, gewann das Hereróland eine so hohe Bedeutung, daß die dortigen verworrenen Verhältnisse rasch einer Lösung entgegen drängten. Zugleich von Süden und von Norden sollten der englischen Herrschaft die Wege in das Innere Afrikas geebnet werden, und wie Ägypten das Thor zum Sudan, so sollte das Kapland das Thor zu den reichen Gebieten am Sambesi werden, deren Schätze zu heben, die seit Jahrhunderten an der Ost- und Westküste ansässigen Portugiesen nicht verstanden hatten. Die Annexion Transvaals, ein durch nichts zu rechtfertigender Gewaltstreich, befreite England von seinem gefährlichsten Gegner in Süd-Afrika, aber das freiliebende Volk der Transvaalbauern war doch nicht so leicht unter das englische Joch zu beugen, wie Beaconsfield gedacht hatte. Schon wiederholt hatten sie ihre Wohnsitze verlassen und waren weiter nach Norden gezogen, um sich eine neue Heimat zu suchen, als England die Hand nach den von ihnen urbar gemachten Gebieten ausstreckte, und auch jetzt erwies sich ihre Liebe zur Freiheit mächtiger als die Anhänglichkeit an ihr Besitztum. Eine nicht unbedeutende Anzahl Transvaalbauern verließ ihre Wohnsitze und wanderte aus. Sie zogen quer durch Afrika nach Damaraland, welches ausgesandte Kundschafter als ein Land geschildert hatten, das vortreffliche Weidestrecken besitze und zur Viehzucht vortrefflich geeignet sei. Ein freier Bauernstaat an der Südwestküste Afrikas mußte jedoch Beaconsfield noch viel gefährlicher erscheinen als das soeben angetretene Transvaal, da einem solchen der Zugang zum Meere offen stand, welcher jenem verwehrt war. Da man entschlossen war, die Bildung eines neuen Bauernfreistaates um jeden Preis zu verhindern, war man selbstverständlich auch um die Mittel zur Erreichung dieses Zieles nicht verlegen und fand bald eine Handhabe, um sich in die Angelegenheiten des Hererólandes einzumischen. Beaconsfields Pläne begegneten sich hier mit den Wünschen der Bevölkerung der Kapkolonie, welche die Handelsfreiheit in der Walfisch-Bai, durch die dem Kap ein großer Teil des südafrikanischen Handels und infolge dessen auch bedeutende Zolleinnahmen entzogen wurden, längst mit scheelen Blicken betrachtete.

Als es sich um den Schutz der Erwerbungen des Herrn Lüderitz handelte, fanden sich, wie wir wissen, wiederholt in den Archiven der Kapregierung Urkunden, durch welche die Rechte des Herrn Lüderitz angeblich in Frage gestellt und Ansprüche englischer Unterthanen begründet wurden. Auch jetzt erwiesen diese Archive sich als eine unererschöpfliche Fundgrube. Man fand Briefe des Häuptlings Kamaherero, die man bisher nicht beachtet hatte, deren Wert man plötzlich erkannte. Kamaherero hatte sich wiederholt bei der Kapregierung über durch sein Gebiet reisende Europäer beschwert und gebeten, den Übergriffen derselben zu steuern. Auf diese Briefe ließ sich allerdings kein Recht zum Einschreiten im Hereróland und zur Annexion desselben gründen, aber sie gewannen an Wert durch eine offenkundige Fälschung, welche man mit der größten Unverfrorenheit als eine echte Urkunde auffaßte und die dazu dienen sollte, den englischen Ansprüchen das Mäntelchen der Legalität umzuhängen und den völligen Mangel jeder Begründung zu verdecken. Man fand nämlich in den Archiven einen Brief Kamahereros, in welchem derselbe darauf hinweist, welche reichen Hilfsquellen sein Land besitze, und die Kapregierung bittet, demselben gnädigst ihren Schutz zuteil werden zu lassen. Kamaherero, der sein Volk von der Herrschaft der Nama befreit hatte, und der stark genug war, um ohne englischen Schutz

sich zu behaupten, sah ein solcher Brief nicht ähnlich, und er war auch in der That nicht der Absender desselben. Als man im Hereróland von seinem Inhalt Kenntnis erhielt, brachte man dort auch bald heraus, wer ihn geschrieben hatte. In einer öffentlichen Versammlung der Hereró, in welcher auch mehrere deutsche Missionäre zugegen waren, wurde ein gewisser Saul Shepherd gezwungen, einzugestehen, daß er den Brief geschrieben und unberechtigt mit dem Namen des Häuptlings unterzeichnet hatte. Saul Shepherd war ein Hereró, der als Knabe von dem englischen Reisenden Kaptain Alexander aus der Sklaverei losgekauft und nach England mitgenommen wurde. Was ihn zu der Fälschung bewog, ist nicht klar festgestellt worden: vielleicht hoffte er für sich Vorteile zu erlangen, wenn Damaraland unter englische Oberhoheit kam, vielleicht war das Ganze eine Intrigue englischer Händler, welche sich der englischen und schwedischen Konkurrenz im Damaraland zu entledigen hofften, wenn englische Beamte nach Walfisch-Bai gesandt würden. Jedenfalls war allgemein bekannt, daß der Brief Kamahereros eine Fälschung sei, aber das hielt die Kapregierung nicht ab, auf ihn ihre Ansprüche zu gründen und ihn zu dem archimedischen Punkt zu machen, von dem aus sie das Thor zu den reichen Erzlagern und Weidegründen des Hererólandes aus den Angeln heben wollte.



Hereró-Frauen bei der Toilette.

Die Kapregierung sandte einen mit den Verhältnissen wohlvertrauten Mann, Mr. Coates Palgrave, nach der Walfisch-Bai, um dort die Annexion vorzubereiten. Die Wahl war eine glückliche, denn Mr. Palgrave hatte lange Zeit in Damaraland gelebt, dort als Jäger und als Kupfergräber sein Glück versucht, und war daher den Eingeborenen kein Fremder mehr. Die Kapregierung hatte sich seiner schon früher einmal bei der Annexion von West-Briqualand bedient, und er hatte sich damals als geschickter Unterhändler erwiesen. Auch im Hereróland bewährte er sich und vollführte seinen Auftrag rasch und gewandt. Da die Eingeborenen ihm mit großem Mißtrauen entgegenkamen, stellte er sich anfangs, als habe er durchaus nicht die Absicht, für das englische Protektorat zu wirken, aber insgeheim entfaltete er eine umso regere Thätigkeit, wobei ihn Saul Shepherd und der englische Händler Lewis eifrig unterstützten. Es gelang ihm allmählich, einige Hereró-Häuptlinge für seinen Plan zu gewinnen, und eines Tages überreichten ihm dieselben eine Bittschrift, in welcher sie den Wunsch aussprachen, daß England das Protektorat über Damaraland übernehmen und sie gegen die Hottentotten und Buren schützen möge, wofür sie einen großen Teil ihres Landes der Regierung als Kron-eigentum überlassen wollten, überdies sich bereit erklärten, alle derselben erwachsenden Auslagen, welche durch jenes Gebiet nicht gedeckt würden, aus eigenen Mitteln zu bestreiten und sich der Jurisdiktion der englischen Beamten in allen Streitigkeiten mit Europäern zu unterwerfen.

Die Missionäre, vor deren Augen sich diese Komödie abspielte, hatten nicht unterlassen, die Hereró vor dem Abschluß eines solchen Vertrages zu warnen, aber ihre Warnungen waren unbeachtet geblieben. Mr. Palgrave verstand es zu gut, den Häuptlingen die Gefahren zu schildern, welche ihnen drohten, und ihnen begreiflich zu machen, daß nur das mächtige England sie vor den Buren und vor den angeblich aus den Diamantenfeldern heranziehenden raubgierigen Abenteurerscharen zu schützen vermöge. Mit der vollzogenen Thatsache hätten sich aber auch die Missionäre bald befreundet, wenn beide vertragschließenden Teile ehrlich vorgingen, denn die Herstellung geordneter Verhältnisse, welche man von einem englischen Protektorat erwarten durfte, mußte immerhin ein großer Gewinn für das Land werden. Beide Teile gingen jedoch von Anfang an nicht ehrlich vor: es zeigte sich bald, daß Kamaherero und die anderen Häuptlinge England nur solches Gebiet abgetreten hatten, welches ihnen faktisch nicht gehörte, und andererseits wurde es offenbar, daß es England nur darum zu thun war, die Buren und überhaupt jede andere Macht von Damaraland auszuschließen, daß sie aber keineswegs daran dachten, dort geordnete Zustände zu schaffen. Palgrave wußte gar wohl, daß das Schriftstück, welches sich in seinen Händen befand, augenblicklich wertlos war, aber es konnte später dazu dienen, englische Ansprüche besser zu begründen als der obenerwähnte gefälschte Brief Kamahereros, und seine Mission in Hereróland war daher zu einem befriedigenden Abschluß gelangt. Wäre es ihm und der Kapregierung darum zu thun gewesen, der Unordnung und dem Räuberwesen ein Ende zu machen, so war die Gelegenheit jetzt so günstig wie noch nie. Die große Masse der Bevölkerung hätte seinem Beginnen zugejubelt und er hätte sowohl von ihrer Seite als durch die Europäer so kräftige Unterstützung gefunden, daß es durchaus keines großen Machtaufgebotes seitens der Kapregierung bedurft hätte, um durch Vernichtung der Räuber die Sicherheit im Lande wiederherzustellen und damit ein für allemal Englands Einfluß zum herrschenden zu machen. Statt dessen zog er es vor, eine zweideutige Rolle weiter zu spielen. Während er gegen jedermann in Abrede stellte, daß Damaraland bereits unter englischen Schutz gestellt sei, ging er doch daran, von den im Lande lebenden Europäern Steuern zu erheben, und diese zahlten dieselben willig, trotzdem sie nicht gering waren, da sie dachten, die zu erwartenden Gegenleistungen der Kapregierung würden die Steuern reichlich aufwiegen. Von den großen Warenhäusern wurden je 500, von den kleineren 200, von den hausierenden Händlern 100 Mark jährlich als Steuer erhoben, aber der erwartete Schutz blieb aus. Wenn man solchen von Mr. Palgrave verlangte, war er nie um eine Ausrede verlegen und vertröstete die Dränger auf später. Dabei erreichte die Unsicherheit einen viel höhern Grad als vor seinem Erscheinen. Während er sich bemühte, mit den Nama ein ähnliches Abkommen wie mit den Hereró zustande zu bringen, und er den Nama ebenso Furcht vor den Hereró einzusößen suchte, wie er früher die Hereró mit Nama und Buren geschreckt hatte, wurde selbstverständlich das Mißtrauen unter beiden Völkern wieder rege, und der friedliche Verkehr, den die Missionäre mühsam angebahnt hatten, wich einer gereizten Stimmung. Jeder suchte sich so viel als möglich gegen einen unerwarteten Überfall durch den andern zu schützen, und einige raublustige Gesellen machten sich die Verhältnisse zu nutze und veranstalteten wieder Raubzüge ins Nachbargebiet. So war die nächste Folge der Wirksamkeit Mr. Palgraves nicht die Herstellung geordneter Zustände, sondern das Wiederaufleben des alten Räuberwesens, unter welchem das Hereróland einst so viel gelitten hatte.

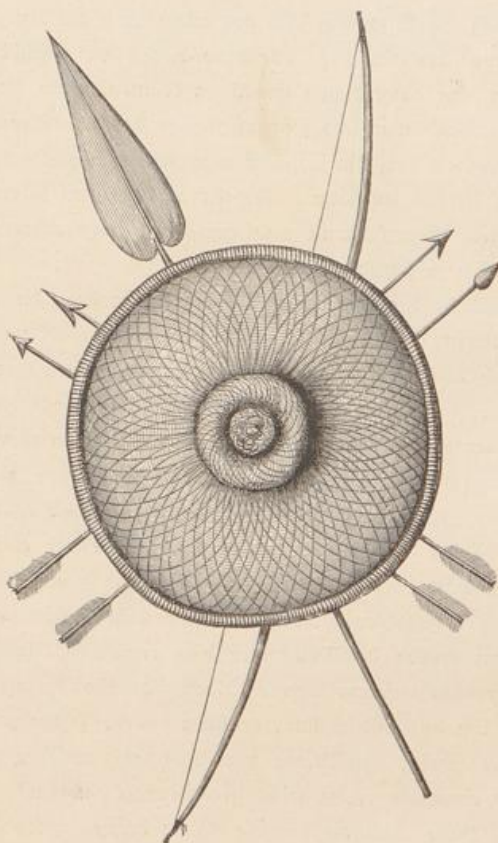
Der Ausbruch des Sulu-Krieges bewirkte, daß man in England jetzt noch weniger als früher Lust hatte, sich neue Verwickelungen an der Südwestküste zu bereiten, denn die Engländer bekamen an der Ostküste vollauf zu thun. Ihre Truppen wurden bei Sandhula von den Sulu geschlagen, gleichzeitig hatte die Kapkolonie Angriffe der Kaffern und Basuto abzuwehren — kein Wunder, daß sie sich jeder Einmischung in die Verhältnisse von Damaraland enthielten. Ihren Interessen genügte es, wenn das Eingangsthor zu Damaraland in ihren Händen war, und dieses sicherten sie sich, indem sie ein Kriegsschiff in die Walfisch-Bai sandten, dort die englische Flagge hissen ließen, und diese sowie alles Hinterland in einem Umkreis von 15 Meilen für britisches Gebiet erklärten. Um die Klagen der Missionäre und Händler über die wachsende Unordnung in Damaraland kümmerte man sich ebenso wenig wie um die Bitte der Häuptlinge, ihr Land unter englischen Schutz zu stellen, welche man ruhig zu

den Afken legte. Kamaherero und die anderen Häuptlinge der Hereró hatten längst die Überzeugung erlangt, daß die Kapkolonie nicht imstande oder wenigstens nicht willens sei, sie gegen die Nama zu schützen, und damit war ihr Interesse am Zustandekommen des englischen Protektorats erkaltet. Als die Kapkolonie die Einfuhr von Waffen und Munition nach Damara- und Namaland beschränkte, wodurch man Kriege zwischen den Eingeborenen zu erschweren hoffte, schwand unter den Hereró der letzte Rest von Sympathie für England, und die allgemeine Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag. Auch die Europäer in Damaraland überzeugten sich allmählich, daß sie von England nicht nur keinen Schutz zu erwarten hätten, sondern daß sie durch Absperrung der Munitionszufuhr über kurz oder lang in die Lage kommen könnten, den raublustigen Eingeborenen völlig wehrlos gegenüberzustehen. „Immer mehr stellte es sich heraus, daß das Ziel der englischen Politik darauf hinausging, durch Verzögerung von allem, was die Ordnung und den Frieden wiederherstellen könnte, allmählich solche Zustände herbeizuführen, daß die Europäer, also vor allem auch die deutschen Händler wie Missionäre, das Land räumen müßten. Darauf deuteten auch allerhand Reden der englischen Beamten, welche darauf hinwiesen, daß sie den Europäern nur dann Schutz gewähren könnten, wenn diese sich nach der Walfisch-Bai zurückzögen.“ Die Lage im Hereróland war also folgende: ohne das Protektorat über Hereróland erklärt zu haben — auch die Flaggenhissung in der Walfisch-Bai war keiner Macht notifiziert worden — traten die englischen Beamten doch so auf, als ob ein solches Protektorat bestände, indem sie von Europäern Steuern erhoben, aber sie verweigerten jede Gegenleistung und gewährten namentlich keinen Schutz gegen Gewaltthätigkeiten, welche Eingeborene sich zu schulden kommen ließen.

Diese unerträglichen Zustände bewogen schließlich die Missionäre, die Gelegenheit zu ergreifen, um an einem klaren Fall zu konstatieren, daß die britischen Behörden, obwohl sie von den im Lande ansässigen Europäern Steuern erhoben, sich doch weigerten, denselben Schutz zu gewähren und Justiz auszuüben. In der Walfisch-Bai, erzählt Büttner, hatte die englische Regierung als „Magistrate“ einen pensionierten Major angestellt, welcher sich dort immer mehr Hoheitsrechte herausnahm. Ihm war auch ein hölzernes Haus als Dienstwohnung gebaut, nur wenig entfernt von den Packhäusern der Mission, welche damals der Obhut eines ^{Koch} ehemaligen Bremer Steuermannes, Koch, anvertraut waren. Da geschah es dann in einer Nacht, daß ein Hottentotte, welcher in der Nähe der Bai wohnte, in Kochs Packkammer einbrach und einige Sachen stahl. Der Einbruch war am Morgen bald entdeckt. Koch schickte einige seiner Leute auf die Spur des Diebes, und bald war dieser mit denjenigen gestohlenen Sachen, welche noch in seinem Besitz gefunden wurden, nach der Walfisch-Bai gebracht. Nun wurde der Verbrecher dem englischen Magistrate vorgeführt und um Aburteilung gebeten, aber dieser, welcher unserem Agenten Koch gegenüber so oft die Redensart: I will put you to prison, geführt hatte, lachte ihn aus und meinte, er hätte andere Dinge zu thun, als Hottentotten zu bestrafen; übrigens sei Koch selbst schuld, den Mann zum Diebstahl verleitet zu haben, da die betreffenden Kammerfenster, welche der Dieb eingeschlagen, so leicht zu erbrechen gewesen. In Koch brauste nun das Seemannsblut auf, er läuft in sein Haus, holt die deutsche Fahne heraus, zieht sie auf, läßt den Dieb an den Flaggenstock bringen und ihm in landesüblicher Weise „fünfundzwanzig“ im Namen des deutschen Reiches aufzählen. Der Major, welcher mit mir eine Korrespondenz angeknüpft hatte, war naiv genug, mir die ganze Geschichte brühwarm und ausführlich zu berichten, um Koch und seine Fahne lächerlich zu machen. Ich nahm die Sache natürlich sofort auf, forderte von dem Major höflichst aber bestimmt weitere Aufklärungen und erklärte ihm rund heraus: daß wir Deutschen in Damaraland zwar nicht die Absicht hätten, uns in die Gänge der britischen Politik einzumischen, aber es fielen uns auch durchaus nicht ein, der britischen Politik zu Liebe die Sicherheit unseres Eigentums gefährden zu lassen. Es würde zu weit gehen, die Vorgänge, die sich an diesen Zwischenfall anschließen, weiter auszuführen. Es sei genug zu bemerken, daß nach längeren Verhandlungen Mr. Dalgrave Veranlassung nahm, mir ganz offiziell zu erklären, künftig werde Ähnliches nicht mehr vorkommen und man würde dafür sorgen, daß an der Walfisch-Bai auch Konstabler stationiert würden. Natürlich geschah auch dieses nicht, vielmehr wurde bald darauf auch der Major abberufen, und so war an

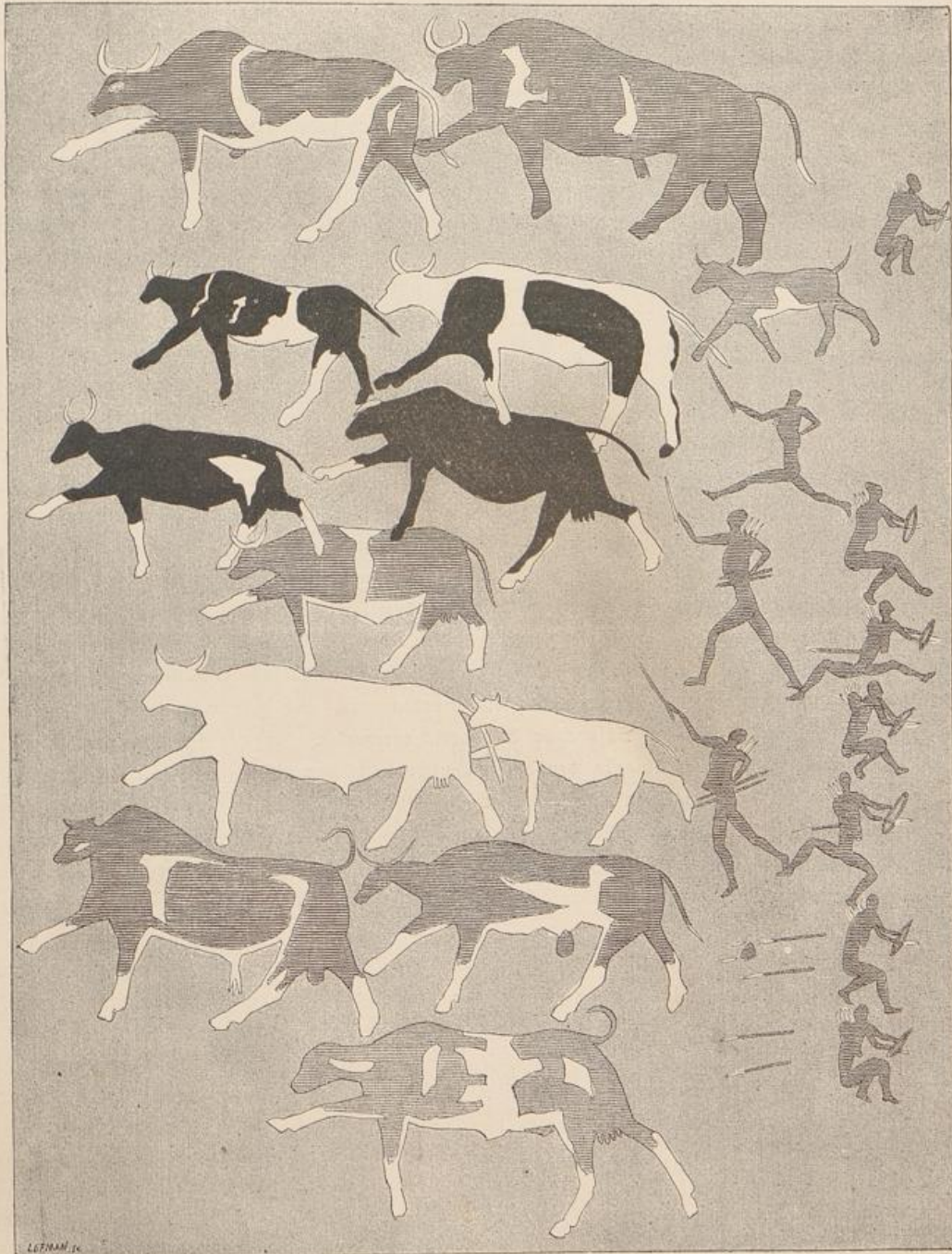
der Bai keine englische offizielle Persönlichkeit mehr stationiert, wenn nicht zufälligerweise einer der sonstigen englischen Beamten in Damaraland nach der Bai kam und dort in dem für den Magistrat gebauten Hause wohnte.“

Gegenüber allem Drängen der Missionäre verschanzte Mr. Palgrave sich hinter der Erklärung, er könne als Beamter der Kapregierung hier nichts thun, da die Walvisch-Bai nicht von der Kapregierung, sondern von der englischen Krone annektiert sei. Die Missionäre konnten auf ihre Bitten um Hilfe nie mehr erlangen, als das Versprechen seitens der englischen Beamten, to help as far as possible, ihnen zu helfen, soweit es möglich sei, aber im entscheidenden Augenblick hieß es dann stets: Das ist unmöglich, hier können



Herero-Waffen.

wir nichts thun. Als Mr. Palgrave auf eine schriftliche Aufforderung der Missionäre, anzugeben, was er zur Beruhigung des Damaralandes thun könne, abermals mit Ausflüchten geantwortet hatte, dabei aber doch zugeben mußte, daß er machtlos sei, berichteten die Missionäre über die Zustände im Damaraland sowohl an die Leitung der rheinischen Missionsgesellschaft, als auch an das deutsche Konsulat in Kapstadt, und traten fortan den englischen Beamten, welche durch ihr Vorgehen alle Errungenschaften der Mission gefährdeten, offen als Gegner entgegen. Ihr mannhaftes Auftreten blieb nicht erfolglos. Im Mai 1880 kam nach Walvisch-Bai ein Befehl an die englischen Beamten, durch welchen sie angewiesen wurden, das Land zu verlassen und alle seit 2 Jahren erhobenen Steuern zurückzuzahlen.



Zeichnungen der Buschmänner auf den Felswänden.

Nun konnten die Missionäre ungestört durch englische Anneigungsgelüste ihre Arbeit fortsetzen, aber sie wurden nochmals in derselben gestört durch einen neuen Krieg, der zwischen Hereró und Hottentotten ausbrach. Ihren Bemühungen gelang es, die Unruhen auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet zu beschränken, und da die Nama in fast allen Gefechten den Kürzern zogen, war es nicht schwer, sie friedlich zu stimmen und schließlich die Ordnung wiederherzustellen.

Beide Teile waren diesmal reichlich mit Gewehren und Schießbedarf versehen gewesen, die Ausrüstung war ziemlich gleich, aber die Verluste an Menschenleben waren doch bedeutend geringer als in den früheren Kriegen, in welchen die Hereró den Feuerwaffen der Nama nur mit Speeren, Pfeilen und Keulen entgegenzutreten vermochten. Seitdem der Gebrauch der Feuerwaffen allgemeiner geworden ist, wird bei feindlichen Zusammenstößen zwar viel gefallt, aber die Verluste stehen doch in keinem Verhältnis zu dem verbrauchten Pulver und Blei. Die alten Waffen der Hereró sind übrigens deshalb noch nicht völlig außer Gebrauch gesetzt, und schöne alte Waffen sind sogar so geschätzt, daß sehr hohe Preise für dieselben verlangt werden. Herr Lüderitz mußte, um einen Speer zu erhalten, 9 Mausergewehre für ihn hingeben, da ihn sein Besitzer wie ein kostbares Familienkleinod verwahrte. Die Speere, welche zuweilen ganz aus Eisen verfertigt sind, zuweilen einen hölzernen Schaft haben, enden in eine blattförmige, flache Spitze, welche, obwohl von den Hereró selbst geschmiedet, doch stets von vorzüglicher Arbeit ist, und unter der ein aus den Quasten der Ochsenchwänze gebildetes Harbüschel angebracht ist. Solche Speere, namentlich die ganz aus Eisen verfertigten, eignen sich wegen ihrer Schwere nicht zum Werfen, und man bedient sich ihrer nur als Stoßwaffen, indem man in horizontaler Richtung nach dem Feinde sticht. Weniger gefährlich als die Speere der Hereró sind die Wurfspeere, Kiri, in deren Führung sie große Geschicklichkeit besitzen. Hahn behauptet zwar, daß die Hereró mit dem Kiri einen Feind aus weiter Ferne zu Boden zu schlagen vermögen, aber dem wird von anderer Seite widersprochen. Krißsch bestreitet dies ganz entschieden und erklärt, ein Hereró könne mit dem Kiri zwar einen Hasen niederschmettern, dagegen werde er einen kräftigen Mann in weiter Entfernung durch einen Wurf des Kiri kaum aufhalten können, ausgenommen den seltenen Fall, wenn derselbe eine besonders schwere Verletzung der Schläfe zur Folge hätte. Bogen und Pfeile werden auch noch gebraucht, und die Spitzen der letzteren sind vergiftet, wozu man den Saft einer Euphorbia verwendet. In der Führung von Bogen und Pfeil sind die Hereró nach Hahns Angabe den Buschmännern nicht gewachsen, überhaupt schlechte Bogenschützen, während sie mit Feuerwaffen sehr sicher schießen, und ihr Pfeilgift ist auch so schwach, daß es selten tödlich wirkt. Außer den genannten Waffen noch mit Dolchmessern ausgerüstet, sind die Hereró besonders im Nahkampf gefürchtete Gegner, aber ein solcher scheint verhältnismäßig selten vorzukommen, und die kriegsführenden Parteien sich darauf zu beschränken, eine die andere aus möglichst gedeckter Stellung zu beschießen.

In diesem Kriege traten die Missionäre bereits als eine Macht auf, welche eine Achtung gebietende Stellung inmitten der streitenden Parteien einnahm. Sie vermochten zwar die Christen nicht abzuhalten, mit ihren Stammesgenossen in den Krieg zu ziehen, aber ihr Einfluß reichte doch soweit, daß fortan Grausamkeiten und Barbareien gegen Verwundete und Wehrlose, wie sie in früheren Kriegen der Hereró und Hottentotten üblich waren, nicht mehr vorkamen, da angesehenere Männer in beiden Lagern energisch gegen alle derartigen Ausschreitungen auftraten. Obwohl gerade die Christen sich häufig durch Tapferkeit auszeichneten, sahen sie doch das Verwerfliche des Krieges ein und unterstützten eifrig die Friedensbestrebungen der Missionäre. Büttner erwähnt einen Brief, in dem ihm einer seiner Schüler, David Zwartbooi, der Sohn eines Hottentottenhäuptlings, nach Europa schrieb, wie sehr er den Krieg verabscheue, trotzdem er über ein glückliches Gefecht berichten konnte, in welchem der Führer der Hereró, Salomo Kaunario, den Tod gefunden hatte. „In diesem Briefe schrieb David, indem er von dem Tode des feindlichen Führers erzählte, daß es doch allzu schrecklich sei, auf solche Leute schießen zu müssen, da er doch nur wünschen könnte, auch einst so selig zu werden wie sie. Bei solchen Gesinnungen mußten die Leute bald des Krieges müde werden. Auch wurden die Missionäre

auf beiden Seiten gleich sakrosankt gehalten; sie konnten unangefochten mit beiden Parteien verhandeln, und unter ihrem Schutze wagten selbst die Führer der feindlichen Völker zusammenzukommen und wie im Gottesfrieden mit einander zu verhandeln.“ Der Friede kehrte wieder ein im Nama- und Hereróland, und die Missionäre konnten auch auf jenen Stationen, welche sie während des Krieges verlassen mußten, ihre Thätigkeit aufs Neue beginnen. Ihre Gemeinden hatten zwar schwere Verluste erlitten, da gerade die besten Mitglieder im Kampfe gefallen waren, aber die Lücken füllten sich rasch und die kleinen Gemeinden wuchsen in erfreulicher Weise.

Der Friede, der im Jahre 1882 durch die Missionäre zustande gebracht wurde, behagte aber vielen Häuptlingen nicht, und die Raubzüge begannen bald aufs Neue. Moses Witbooi, der Häuptling von Gibeon, unternahm trotz aller Abmahnungen des Missionärs Rust stets wieder Einfälle in das Hereró-Gebiet, aber sein Sohn Hendrik, ein Schüler des Missionärs Olpp, der zum Lehrer der Station ausgebildet worden, bot alles auf, den Frieden zu erhalten. „Ihm war das ganze Verhalten seines Vaters von Herzensgrunde zuwider, und namentlich drang er darauf, daß das geraubte Vieh den Eigentümern wieder zugestellt werden sollte. Weil er aber mit diesen seinen Vorstellungen bei seinem Vater und dessen Räten nichts ausrichtete, so beschloß er, selbst das nötige Vieh von denjenigen seiner Stammesgenossen, die mit ihm eines Sinnes waren, zusammenzubringen und dann den Beraubten zuzusenden. Bis dahin konnte man sich über die ganze Stellung und das Auftreten des Hendrik ja nur freuen, wenn man auch allerdings auf die Spannung, welche infolge dessen zwischen ihm und seinem Vater entstanden war, nicht ohne Besorgnis vor einem daraus entstehenden Bürgerkriege blicken mußte. Nun aber trat eine höchst bedenkliche Wendung ein. Im Mai 1884 schrieben Missionär Rust von Gibeon und Missionär Hegener, der von seiner Station Berseba aus dorthin geeilt war, daß es zwischen Hendrik und seinem Vater zu einem vollständigen Bruch gekommen sei, daß es zwischen dem bedeutenden Anhange Hendriks und dem seines Vaters beinahe auf der Station einen offenen Kampf gegeben hätte, und daß Hendrik, der sich als den Heiland und den Retter seines Volkes ansehe, im Begriffe stehe, mit den Seinen nach Norden, also ins Hereróland zu ziehen. Alles Bitten und Ermahnen der Missionäre war fruchtlos gewesen. Was er eigentlich mit seinem Zuge nach Norden beabsichtigte, ob er nur das bewußte geraubte Vieh zurückerstatten, ob er Frieden schließen oder Krieg führen wollte, blieb völlig im Unklaren.“ Endlich erfuhr man, was er im Schilde führte. Er war am 14. Juni mit einer kleinen Schar vor der von Bastards bewohnten Station Rehoboth an der Südgrenze des Hererólandes angelangt und hatte in einer Unterredung mit dem dortigen Häuptling Hermannus diesen zu bewegen gesucht, ihm auf einem Zuge gegen die Hereró zu folgen, um bessere Friedensbedingungen als im Jahre 1882 zu erkämpfen. Er trat sehr zuversichtlich auf und achtete nicht auf die Warnungen des Häuptlings Hermannus, der ihm mitteilte, daß die Hereró auf den Kampf vorbereitet und bereits im Anmarsche seien, sodaß sein Häuflein Gefahr laufe, vernichtet zu werden. Er blieb dabei, seinen Zug fortzusetzen, verlangte aber noch, der Häuptling solle ihm versprechen, ihn nicht von hinten anzufallen. Häuptling Hermannus, dem daran lag, daß Rehoboth nicht der Kampfplatz zwischen Hereró und Nama werde, forderte das Gegenversprechen, daß Hendrik auf keinen Fall mehr, möge der Kampf wie immer ausfallen, über Rehoboth kommen werde, und als dieser sich dazu nicht verpflichten wollte, gab er eine ausweichende Antwort. Hendrik rückte trotzdem weiter vor. Er stieß auf keinen nennenswerten Widerstand, da die Hereró sich rasch zurückzogen, und erst bei der Lagerstelle Mahareros kam es am 27. Juni zu einem ernstern Kampfe. Die Gibeoner, denen sich 21 Bastards von Rehoboth angeschlossen hatten, besetzten einen Hügel in der Nähe der Werft und begannen diese von dort aus zu beschießen. „Das gegenseitige Beschießen dauerte nun 3 Tage lang. Am dritten Tage schrie ein Bergdamara aus dem Hinterhalte auf seiten der Hereró: „Friede!“ Sogleich stellten die Nama das Schießen ein, und Hendrik Witbooi rief: „Wer will Frieden?“ Maharero ließ ihm zurufen: „Wenn Du Frieden willst, sende zwei Männer, und ich will auch zwei Männer senden, damit wir uns einander nähern können.“ Als die Gibeoner erfuhren, daß es nur ein Bergdamara gewesen, der das Wort „Friede“ gerufen hatte, war es ihnen allerdings nicht ganz

recht, denn ihre Absicht war gewesen, den Hereró den Mund zum „Friede“-Rufen zu öffnen. Maharero ließ aber den Hendrik wissen, daß, wenn er nicht zum Frieden geneigt sei, das Feuern nun wieder beginnen müsse. Hendrik erwiderte, er nehme den Frieden an. Darauf kamen denn die Gibeoner vom Berge herunter und lagerten sich für die Nacht bei den Hereró-Werften.“ Sie hatten 14, die Hereró 6 Tote, aber trotzdem bereitete der Friedensschluß Schwierigkeiten, da Hendrik die Abtretung von Gobabis und Windhuk für Andreas Lambert und Jan Jonker, für sich aber freien Durchzug durch das Hereróland und die Erlaubnis zur Niederlassung an der Nordgrenze desselben verlangte.

Während an der Grenze von Nama- und Hereróland die Verhandlungen wegen eines neuen Friedens noch im Zuge waren, erwartete man im Süden des Namalandes, in Bethanien, den Besuch des deutschen Generalkonsuls Dr. Nachtigal. An alle Häuptlinge der Nama waren Einladungen ergangen, sich in Bethanien zu einer Besprechung einzufinden, und sie waren zahlreich dort versammelt, aber Dr. Nachtigal kam nicht. Seine rechtzeitige Ankunft war durch unvorhergesehene Hindernisse vereitelt worden, und erst mehrere Monate später konnten die Unterhandlungen wegen Ausdehnung der deutschen Schutzherrschaft aufgenommen werden.

Der mächtigste Namahäuptling war der alte Jakobus Izaak von Berseba, der danach trachtete, das ganze Land unter seine Herrschaft zu bringen. Er war das Haupt der Partei, welche stets zum Kriege gegen die Hereró drängte, und jeder Annäherung an die Deutschen entschieden abgeneigt. Über einen durch ihn heraufbeschworenen Konflikt berichtete im Juli 1884 der Missionär Fenschel aus Keetmanshoop: „Als ich von meiner diesjährigen Reise zur Angra Pequena (von wo die Missionäre sich ihren Proviant holen müssen) heimkehrte, traf ich unsern Häuptling Jonathan hier in großer Aufregung. Es hatte nämlich der Geschäftsführer der Firma Lüderitz, Herr Vogelsang, vor einiger Zeit zuerst beim Häuptling Jakobus Izaak angefragt, ob er nicht einige Ochsen in dessen Weidefeld schicken könnte, und nachdem er dort eine abschlägige Antwort erhalten, hatte er sich an unsern Kapitän gewandt. Dieser sagte ja und gab dem Deutschen ein schönes Stück Feld südlich von unserer Station, das vor Jahren an Händler ausgeliehen war, zur Benutzung. Als nun aber die Ochsen der Deutschen wirklich dahin gebracht wurden, geriet Jakobus Izaak in großen Zorn und schrieb an unsern Kapitän einen sehr anmaßenden Brief: ob er denn nicht wisse, daß er auch dort Recht hätte, wo jetzt die Ochsen der Deutschen weideten, und warum man überhaupt die Deutschen ins Feld von Keetmanshoop aufgenommen habe? Unser Kapitän antwortete ihm: „Die Weideplätze, welche ich an die Deutschen gegeben habe, habe ich von meinem Vater geerbt und mein Volk hat schon dort gewohnt, ehe ihr Orlam noch aus der Kolonie gekommen und Euch zwischen uns eingedrängt hattet. Was die Deutschen angeht, so haben dieselben das volle Recht, ins Land zu kommen, so gut wie die Engländer, und zudem haben dieselben bei mir höflichst um Weidefeld angefragt und bezahlen dafür. Über das Weitere bin ich Dir keine Antwort schuldig.“ Nach wenig Tagen nun kamen die Boten, die diese Antwort überbracht hatten, mit einem zweiten Briefe Jakobus Izaaks zurück, folgendes Inhalts: „Weißt Du nicht, Jonathan, daß, wenn ich wollte, die Station Keetmanshoop auch mein wäre? Ihr Keetmanshooper seid Leute vom roten Volk, und da ich den Platz Berseba vom roten Volk erhalten habe, so seid Ihr eigentlich meine Unterthanen.“ Dies ist nun eine offenbare Lüge. Als seiner Zeit der Vater von Jakobus Izaak, Paul Goliath, beim Häuptling des roten Volkes, Wasib, um Berseba anhielt, gab es derselbe ihm nur lehnsweise, und er sollte jedes Jahr eine Pferdesteuer als Pacht bezahlen, was denn auch einige Jahre hindurch geschah, hernach aber eingeschlafen ist. Die Keetmanshooper aber haben sich schon früher als ein kleiner Zweig von dem roten Volk getrennt, und das Gebiet, in dem sie jetzt wohnen, gehört den Bondelzwaarts, deren Grenze zwei Tagereisen nördlich von hier am Fischfluß läuft. Seit jener Zeit sind die Keetmanshooper von den Bondelzwaarts insoweit abhängig, weil jene die Herren dieses Grundes sind. Darum hat Warmbad die Oberhoheit über Keetmanshoop und setzt die Kapitäne hier ein, wie ja auch erst kürzlich geschah; auch sind die Mehrzahl der Bewohner unseres Platzes jetzt Bondelzwaarts. Es ist also purer Haß gegen unsere Leute, wenn Jakobus Izaak solche Ansprüche erhebt. Es wird jetzt also darauf ankommen, daß der Häuptling der Bondelzwaarts, Wilhelm

Christian, sein Recht über Keetmanshoop dem Jakobus Jzaak gegenüber energisch verwahrt und ihn zurückweist . . . So liegen — schließt dieser Missionsbericht — die Dinge im Namaland, verwickelt und verwirrt von einem Ende bis zum andern, und da hinein sind nun also die Deutschen gekommen.

Die Besorgnis, welcher der Missionär in den letzten Worten Ausdruck verleiht, dürfte doch ein klein wenig auf Schwarzseherei beruhen. Konflikte mit den Eingeborenen, welche ein militärisches Einschreiten Deutschlands nötig machen würden, werden kaum eintreten, und der wachsende Einfluß der Missionäre, sowie der immer lebhafter werdende Verkehr mit Europäern sind eine Bürgschaft dafür, daß auch die Kriege der Eingeborenen unter einander allmählich aufhören werden. Das Christentum findet bei Hereró und Nama immer mehr Anhänger, und mit der Verbreitung desselben steigt auch der Bedarf an Waren, welche die Eingeborenen nur durch die europäischen Händler erlangen können. Daß der Verbrauch solcher Waren nicht schon ein viel größerer ist, das hat die Ausrottung der Elefanten und Strauße verschuldet, nach deren Verschwinden den Eingeborenen als einziges Tauschmittel ihr Vieh blieb, für welches sich nur schwer Käufer fanden, da wegen der weiten Entfernung von der Küste und der hohen Transportkosten niemand Lust hatte, große Herden im Innern des Landes zu erwerben. Wenn die Ausbeutung der Kupferminen wieder in Angriff genommen würde, böte sich den Eingeborenen Gelegenheit, ihr Vieh besser zu verwerten und auch durch Arbeit in den Bergwerken ihre Lage zu verbessern. Der Handel würde rasch einen bedeutenden Aufschwung nehmen, da sowohl die eingeborenen Arbeiter als die mit der Leitung des Bergbaues betrauten Europäer einestheils viel Fleisch verbrauchen, andererseits für ihren Lohn viele deutsche Waren erwerben würden. Obwohl das Land sich nicht zur Anlage von Ackerbaukolonien eignet, für die Auswanderung also nicht so in Betracht kommen kann wie z. B. Nord-Amerika, und obwohl auch in der Viehzucht die Einwanderer mit den Eingeborenen nicht leicht konkurrieren könnten, bietet sich den ersteren doch durch Eröffnung der Kupferminen eine lohnende Erwerbsquelle, welche nicht bloß für den Bergbauunternehmer und für seine Beamten und Arbeiter von Wichtigkeit ist, sondern auch dem Kaufmann, dem Ingenieur u. s. w. günstige Aussichten bietet. Je mehr der Bergbau sich heben wird, desto mehr wird der Handel aufblühen, und die mit europäischen Waren an die Küste kommenden Schiffe werden sich häufiger einsinden, wenn sie in dem Erz eine wertvolle Rückfracht finden werden. Der Ingenieur wird ein weites Arbeitsfeld offen finden, da noch an vielen Stellen durch Dammbauten und Anlagen von Zisternen neue Wassersammelplätze geschaffen werden können, durch welche man sowohl neue Weidesflächen für das Vieh als auch zum Anbau von Dattelpalmen (in geringerem Maße auch für Weizen) geeigneten Boden erzielen würde. So fände in Damaraland mancher Deutsche inmitten der eingeborenen Bevölkerung ein lohnendes Arbeitsfeld, ohne jenen Gefahren ausgesetzt zu sein, welche weiter nördlich die Fieber mit sich bringen, die in Damaraland nur selten auftreten.²⁸⁾

Die erste Bedingung einer solchen Thätigkeit ist jedoch die Erschließung des Hinterlandes, und in bezug auf diese ist den deutschen Unternehmern das Glück bisher nicht sehr hold gewesen. Es ist zwar die ganze Küste von der Nordgrenze des Namalandes bis zum Kap Frio mit Ausschluß der Walvisch-Bai und des zu ihr gehörigen Gebietes unter deutschen Schutz gestellt worden, aber trotz des Einflusses der Missionäre ist es nicht gelungen, mit den Häuptlingen des Binnenlandes Verträge abzuschließen, und eine nach Hereróland gesandte Expedition ist unverrichteter Dinge zurückgekehrt.

Trotz der Abneigung des Häuptlings Jakobus Jzaak gegen die Deutschen ist es gelungen, die deutsche Schutzherrschaft über einen Teil des Namalandes auszudehnen. Am 28. Oktober 1884 wurde durch Dr. Nachtigal das Gebiet des Häuptlings Joseph Fredricks von Bethanien unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt. Gleichzeitig schloß der Häuptling einen Vertrag mit Herrn Lüderitz, durch welchen er ihm gegen eine jährliche Abgabe von 1200 Mark das ausschließliche Recht zugestand, in seinem Gebiete Wege, Eisenbahnen und Telegraphen anzulegen, Bergwerke auszubeuten und überhaupt öffentliche Arbeiten jeder Art auszuführen. Bei dieser

²⁸⁾ Siehe Büttner, Ackerbau und Viehzucht in Südwest-Afrika, Leipzig Edwin Schloemp, 1885.
Europas Kolonien. IV.

Gelegenheit wurde in dem von Dr. Nachtigal abgeschlossenen Vertrage auch die Abtretung des Landes zwischen dem Oranjeßuß und dem 26.° südl. Br. bestätigt, welche Herr Lüderitz durch die Kaufverträge vom 1. Mai und 25. August 1883 erworben hatte. Wie groß das unter deutschen Schutz gestellte Gebiet des Häuptlings des Nama Stammes der Umas ist, läßt sich noch nicht genau bestimmen, weil die Grenzen desselben nach Osten, wo es an die Kalahariwüste grenzt, noch nicht feststehen.

Dieses Gebiet macht einen viel freundlicheren Eindruck als die erste Erwerbung des Herrn Lüderitz. Hier liegt der große Ort Li Ganis,²⁹⁾ die Missionsstation Bethanien, inmitten bebauten, mit Bäumen und Gebüsch bestehenden Landes, und man sieht stattliche Gebäude, die man in Namaland nicht zu finden erwartete: eine zweifürmige Kirche (siehe Seite 37), ein ziemlich großes Missionshaus, beide aus Stein und Lehm erbaut und mit einem Strohdach versehen, und daneben steht das Rathhaus und der Palast Seiner Majestät des Königs Joseph, ein erst nach der Niederlassung des Herrn Lüderitz aus gleichem Material wie das Missionsgebäude aufgeführter Bau. Vor dessen Errichtung wohnte Seine Majestät in einer der bienenforbähnlichen Hütten, welche ihren Unterthanen zur Wohnung dienen und in denen es von Ungeziefer wimmelt.

Weniger erfolgreich als die Bemühungen zur Erwerbung des Hinterlandes von Angra Pequena war die Expedition, welche sich von der Walffisch-Bai ins Innere begab, um zu dem Herero-Häuptling Kamaherero freundschaftliche Beziehungen anzubahnen. Die Expedition, welche aus den Herren Sigmund Israel, Dr. Peschuel-Lösche und Dr. Höpffner bestand, sollte Kamaherero veranlassen, Herrn Lüderitz die Bewilligung zur Ausbeutung der in seinem Lande befindlichen großen Kupferlager zu erteilen, aber sie vermochte diese Bewilligung nicht zu erlangen. „Die schwarze Majestät erwies sich als ein zu schlauer Diplomat, von dem weder ein Nein noch ein Ja zu erhalten war. Man konnte hier deutlich sehen, wie englischer Einfluß gewirkt hatte.“³⁰⁾ Dagegen gelang es der Expedition, das den Topnaars gehörige, östlich an die englische Besitzung Walffisch-Bai grenzende Gebiet, in welchem Kupfer massenhaft vorhanden ist, für Herrn Lüderitz anzukaufen.

So muß denn im Damaraland der deutsche Einfluß zunächst auf die deutschen Missionen beschränkt bleiben, welche jedenfalls später, sobald am Kap eine ruhigere Beurteilung der deutschen Erwerbungen Platz gegriffen haben wird und die englischen Intriguen ein Ende finden, den Ausgangspunkt für weitere Ausdehnung unserer Schutzherrschaft bilden werden. Die Stationen, welche die Barmer Missionsgesellschaft augenblicklich im Damaraland unterhält, sind: Walffisch-Bai, Scheppmannsdorf, Otyimbingue, Otyikango, Ofahandya, Otyosazu, Otyizewa, Ofozondye, Ofombahe, Omburo und Rehoboth. An Seelenzahl die stärkste ist Rehoboth, welches 402 Gemeindeglieder zählt; nächst ihr folgen Otyimbingue mit 355, Otyikango mit 270, Ofahandya mit 250, Ofozondye mit 211, Otyizewa mit 170 und Otyosazu mit 150 Gemeindegliedern.³¹⁾

Alle diese Stationen sind freundliche Oasen in der Wüste, und sie liefern den Beweis, daß durch Fleiß und Ausdauer auch im Hereroland dem Boden noch viel abgerungen werden kann. Die Station Otyimbingue z. B. ist der größte Weizenplatz von ganz Südwest-Afrika. Als Missionär Büttner die Station gründete, war das Flußbett noch über 500 Schritte breit, und 2 bis 3 Kilometer von demselben entfernt blieb der Boden noch feucht genug für Weizenbau, während sich an das Flußbett ein etwas erhöhtes, aber fast ebenso breites Alluvium angeschlossen, in welchem die Anpflanzung von Bäumen und die Anlage von Gärten möglich war. Ein deutscher Landmann würde zwar den Boden, welcher hier bebaut wird, nicht für Weizenboden halten, aber die Umstände, von denen seine Fruchtbarkeit abhängt, sind auch ganz eigener Art, und mit europäischem Maßstab darf man die Verhältnisse im Damaraland nicht messen. „Um die Weihnachtszeit oder

²⁹⁾ Die Bevölkerung Bethaniens giebt E. W. Wegner (Aus Deutsch-Afrika. Tagebuchbriefe etc.) mit ungefähr 200 Seelen an, wogegen Kirchhoff in seiner Broschüre 900 Seelen angiebt.

³⁰⁾ Sigmund Israel, Die Aufhissung der deutschen Flagge in Angra Pequena. Leipziger Tageblatt vom 27. März 1885, No. 86, 3. Beilage, Seite 1710.

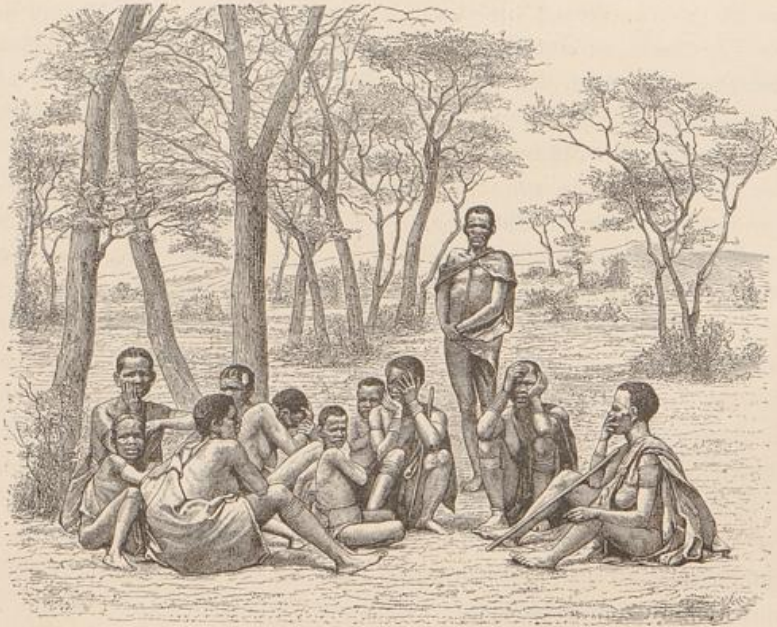
³¹⁾ Büttner, das Hinterland von Walffisch-Bai etc. Seite 328. — Näheres über die Missionen siehe in Büttner, die Missionsstation Otyimbingue in Damaraland. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, 1885, N. 1, Seite 37.

doch spätestens Mitte Januar kommt der Fluß das erste Mal ab, wie man im dortigen Deutsch sagt. Manches Mal nur schwach, mit einem dünnen Faden Wasser im Sande herumleckend, sodaß die Spitze des Wasserlaufes nur sehr allmählich weiterrückt, und dann wieder einmal mit gewaltiger Wucht, daß man das Donnern der Wogen schon eine Stunde weit hören kann, ehe das Wasser herankommt, daß die Leute aus den Häusern an den Fluß laufen, noch ehe die Fluten zu sehen sind. Dann erlebt man ein gewaltiges Schauspiel, wie man es in Europa selten zu sehen bekommt. Vor sich her ausgerissene Bäume und Sträucher wälzend, kommt dann der Kopf des Flusses tosend, manchmal ein paar Fuß hoch an und stürmt wie rasend vorbei, sodaß diejenigen, welche nicht schon beim ersten Hören der noch in der Ferne tobenden Wogen sich eilends aus dem Flußbette herausgerettet haben, wohl kaum mit dem Leben davonkommen. Es schwindelt Einem, wenn man in die vorbeijagenden, brausenden Fluten hineinsieht, und wenn irgendwo plötzlich ein vom Flusse fortgerissener Baum im Sande stecken bleibt oder ein mitgeführter größerer Stein irgendwo aufsteht, da erheben sich die Wellen oft mannhoch über die Oberfläche, wie die Wogen einer brandenden See. Allerdings beruhigt sich der Fluß meistens schon nach vierundzwanzig Stunden, wird schwächer, erhöht auch wohl seine Kraft nach neuen Regenfällen im Innern, versiegt dann auch wohl wieder für Tage und Wochen ganz, um dann für einige Zeit wieder von Neuem zu erscheinen. Und so geht es bis in den April und möglicherweise noch bis in den Mai. Aber Ende Mai kann man dann sicher sein, daß der Fluß nicht mehr herabkommt, und dann wird angefangen die Felder im Flußbette zu bestellen, sodaß um diese Zeit viel Leben an der Stelle herrscht, wo noch vor kurzem schäumende Wasserwogen sich hinwälzten."

Die ersten Europäer, welche von den Missionsstationen aus nach Norden vordrangen, waren der Engländer Galton und der Schwede Andersson. Ihr nächstes Reiseziel war der große Süßwasser-See Omonbonde, von dem man ihnen erzählte, daß seine Wasserfläche so groß wie der Himmel sei, der jedoch völlig ausgetrocknet gefunden wurde. Einst mochte er allerdings viel Wasser enthalten haben, jetzt aber war er nur mit Schilf bedeckt. Die Reisenden hörten hier von einem im Norden wohnenden Volk, welches Ovampo heiße, sehr zahlreich sei und von einem König regiert werde, der ein Riese sei. Die Ovampo sollten Ackerbauer sein, mit den Damara Tauschhandel treiben und gegen selbstverfertigte Eisenwaren, eiserne Perlen, Ringe, Lanzen u. s. w. Vieh eintauschen. Obwohl niemand anzugeben vermochte, wie weit ihr Land entfernt sei, brachen die Reisenden doch nach demselben auf. Der Weg führte bald durch Wald, bald durch mit Gras oder Gebüsch bedecktes Land, in welchem weder an Wasser noch an Wild Mangel war, und man stieß bald auch auf Palmen. Da an der Grenze des Damaralandes die Achse des größten Wagens brach, wurden die Wagen dort zurückgelassen und die Reise auf Reitochsen (siehe Seite 75) fortgesetzt, in Begleitung einer aus dem Ovampoland eingetroffenen Handelskarawane, welche nach Erledigung ihrer Geschäfte mit der gegen ihre Waren eingetauschten Herde den Heimweg antrat. Die Gegend, durch die man zog, war wüst und öde, Wasserplätze sehr selten, und ohne des Weges kundige Führer wäre es nicht möglich gewesen, hier durchzukommen. Erst nach 8 Tagen erreichte man die ersten Weideplätze der Ovampo, von wo man wieder tagelang durch weit ausgedehnte „Salzpfannen“ und eine riesige Savanne zog, in welcher weder Busch noch Baum vorhanden war. Endlich erreichte man das eigentliche Ovampoland und sah unübersehbare Getreidefelder vor sich liegen, zwischen denen die Niederlassungen der Ovampo zerstreut waren, umgeben von Palmen und großen Fruchtbäumen. Gebaut wurde vorzüglich das gewöhnliche Kafferkorn „und eine andere Art mit ganz kleinen Körnern, dem Kanariensamen nicht unähnlich“, welche gemahlen ein vortreffliches Mehl gab, außerdem Wassermelonen, Kalebassen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen u. s. w., und auch etwas Tabak, der jedoch von geringer Güte war und sogar von den Damara, welche leidenschaftliche Raucher sind, verschmäht wurde. Dörfer giebt es im Ovampoland nicht; jede Familie wohnt abgefordert von den anderen inmitten eines Kornfeldes in einem mit starker Umzäunung umgebenen Gehöft. Ein feindlicher Nachbarstamm, vor dessen Überfällen die Ovampo nie sicher waren, zwang sie zu solcher Befestigung ihrer Wohnungen, sie selbst aber sind ein friedliches Volk, das sich an niemandem vergreift. Die Hütten der Ovampo sind zeltförmig und kaum 4 Fuß hoch,

sodaß man nur kriechend in das Innere gelangen und in demselben auch nur liegen oder sitzen kann. Auf 5 bis 6 Fuß hohen, in die Erde getriebenen Pfählen ruht das aus Rohr oder Binjen bestehende Dach. Innerhalb des Zaunes aus 8 bis 9 Fuß hohen starken Pfählen, der jede Niederlassung umgiebt, findet man Wohnungen für den Hausherrn und die Knechte, Plätze zum Vergnügen und zu Beratschlagungen bestimmt, Getreideböden, Schweine- und Hühnerställe, Viehkaale u. s. w.

Bei der Residenz des Königs Nangoro angekommen, erhielten die Reisenden nicht die Erlaubnis, das königliche Gehöfte zu betreten, sondern mußten in der Nähe desselben unter einer kleinen Baumgruppe ihr Lager aufschlagen. Erst am dritten Tage nach ihrer Ankunft beehrte sie der König mit seinem Besuch, ein unförmlich dicker Mann, dessen Gang eher dem Watscheln einer Ente als dem festen und bestimmten Schritt glich, den man von einem König erwarten konnte. Da er die einzige wirklich korpulente Person im Orte war, verdankte er wahrscheinlich seine Würde der Sitte, zu Herrschern nur solche Leute zu wählen, welche Anlage



Buschmänner von den Grenzen der Kalahari.

zum Fettwerden haben. Die Ovampo waren sehr stolz auf diesen König. Wir erkennen bloß einen König an, sagten sie, wenn aber ein Damara ein Paar Kühe hat, wird er sogleich als Häuptling angesehen. Der König hielt aber auch besser die Ordnung aufrecht als die Häuptlinge bei den Nachbarvölkern. Die Reisenden konnten ihr Gepäck unbeaufsichtigt lassen, während sie bei den Nama und Damara scharf aufpassen mußten, daß nichts gestohlen wurde. Diebstahl kommt bei den Ovampo sehr selten vor, denn er gilt als todeswürdiges Verbrechen. Der König, in dessen Händen die Strafgewalt ruht, unterhält im ganzen Lande Personen, welche ihm sofort Bericht erstatten, wenn sich irgend einer seiner Unterthanen ein Vergehen zu schulden kommen läßt.

Männer und Frauen der Ovampo haben grobes, wolliges Haar, das die Männer häufig scheeren und nur auf dem Scheitel stehen lassen, wodurch dieser, der schon von Natur sehr hervortretend ist, eine noch auffälligere Form erhält. Die Frauen suchen die Männer in der Höhe ihres Kopfs zu überbieten und tragen auf dem Kopfe einen aus Fett und Ocker bestehenden, platt gedrückten Klumpen, durch welchen das

Har steif erhalten wird. Mit derselben Pomade reiben sie auch ihren Körper ein, an welchem die auf ein Minimum beschränkte Kleidung durch eine Menge Schmuck ersetzt wird, durch schwere Ringe und allerlei Behänge, mit denen sie Hals, Arme und Beine überladen. Als Harschmuck dienen außerdem über den Rücken herabhängende Fäden. Hübsche Frauen trifft man sehr selten. Während Kinder zwar grobe, aber doch nicht unangenehme Züge haben, verlieren die Frauen infolge der anhaltenden strengen Arbeit, die ihnen obliegt, sehr rasch ihre Schönheit und verunstalten sich auch noch außerdem, indem sie — was auch die Männer thun — die mittelften Zähne des Unterkiefers ausbrechen.

Die Frauen werden zwar streng zur Arbeit angehalten, aber deshalb ergeben die Männer sich nicht dem Müßiggang, sondern sind gleich ihnen vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang thätig. Die Felder werden mit grob gearbeiteten Hacken bestellt: man gräbt nicht ein ganzes Stück Land um, sondern gräbt



Bushmänner und Ba-Kalahari.

Löcher in den Boden, in welche man eine Handvoll Korn wirft, und wenn dieses aufgegangen ist, werden die zu dicht stehenden Stengel ausgegraben und umgepflanzt. Die Ernte, das Reinigen und Mahlen des Getreides, Letzteres durch Zerstampfen desselben in einem Mörser, obliegt ausschließlich den Frauen, während die Männer entweder das Vieh hüten oder Handelsreisen unternehmen. Jährlich sollen 4 große Handelskarawanen nach dem Süden ziehen, welche Elfenbein und Metallfabrikate mitführen, die sie gegen Vieh, Eisen, Kupfer oder Glasperlen umtauschen.

Nach ihrer Rückkehr aus dem Ovampolande versuchten Galton und Andersson über Elephant-Fountain, eine verlassene Wesleyanische Missionsstation, welche jetzt von Bergdamara bewohnt war, zum Ngami-See vorzudringen, aber der Versuch mißglückte. Als sie nach vielen Mühen und Beschwerden, die infolge der großen Hitze, der Dürre und des Futtermangels zu überwinden waren, Tunobis erreichten, rieten ihnen die

Buschmänner, welche dort wohnten, so entschieden von der Weiterreise ab, daß sie den Plan aufgaben. Später fand Andersson Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er, wenn er die Warnung nicht beachtete, dem Tode durch Verdürsten in der wasserlosen Wüste kaum entgangen wäre. Er kehrte übrigens bald — diesmal allein, da Galton nach Europa gereist war — nach Unobis zurück und traf dort Anstalten, um durch das völlig unbekanntes Land zum Ngami-See vorzudringen. Livingstone, der den See (am 1. August 1849) entdeckte, hatte denselben von Süden her erreicht; Andersson war der erste Europäer, dem es gelang, ihn von Westen her zu erreichen. Er zog anfangs abwechselnd im Bett des Otjombondé und an seinen Ufern dahin, wo eine ziemlich üppige Vegetation vorhanden war, der aus feinem weißem Sande bestehende Boden aber ein blendendes Licht ausstrahlte, welches Augenschmerzen verursachte. In Tümpeln fand man schlammiges Wasser, welches von ekelhaften Tieren wimmelte, aber es wurde doch in Ermangelung eines bessern gierig getrunken. Auch Brunnen waren häufig vorhanden, deren Anlage von großer Ausdauer zeugte, da das Wasser sich meist 10 Fuß unter der Erdoberfläche befand. Sie waren aber jahrelang nicht benutzt und gereinigt worden, so daß manche teilweise mit Sand gefüllt waren. Als man endlich den Otjombondé verließ und durch dichtes Dornestrüpp sich nach Norden wandte, stellte sich bald Wassermangel ein, der erst bei Ghanzé ein Ende fand. Der Name dieser Wasserstelle bedeutet „sehr groß und doch sehr klein“, und als Deutung dieser seltsamen Bezeichnung wird angegeben, daß man nach der großen Feuchtigkeit des Bodens hier sehr viel Wasser erwarten könne, dagegen die wirklich vorhandene Wassermenge sehr klein sei. „Ghanzé hat ein eigentümliches und trauriges Aussehen; es besteht aus einer sich weit ausdehnenden Vertiefung, über deren Oberfläche in Unmasse kleine Steine zerstreut liegen, während sie auf einer Seite von einer natürlichen, 3 bis 5 Meter hohen Kalksteinmauer begrenzt wird. Ringsum ist ein Wald von stacheligen Gewächsen, den zahlreiche Fußpfade durchschneiden, welche von Elefanten und Rhinoceros herrühren, die wahrscheinlich Jahrhunderte lang auf denselben hin- und hergewandert sind, ohne daß ihnen jemand die Herrschaft streitig gemacht hätte. Hier und da erhebt sich ein majestätischer Eichenbaum, der mystische Stammwater der Damara, und streckt seine weit ausgebreiteten Äste hoch in die Luft empor.“ Rhinoceros kamen zahlreich nach Ghanzé. Sie waren zwar sehr scheu, aber trotzdem wurden mehrere Tiere erlegt, und Anderssons Begleiter konnten sich nach Herzenslust an Rhinocerosfleisch erquicken.

Hinter Ghanzé war die Gegend, durch welche Andersson zog, mit Dornbüschen bewachsen, aber diese wurden allmählich spärlicher, sodaß die Schwierigkeiten, mit welchen man zu kämpfen hatte, sich verminderten. Man erreichte eine Vertiefung, welche jener von Ghanzé glich, und begann sie zu reinigen, Steine und Sand herauszuschaffen, in der Hoffnung, fließendes Wasser zu entdecken, aber nach 8 bis 9 Stunden hatte man nur soviel Wasser erreicht als für die Pferde und Hunde nötig war, und das überdies einen so widerwärtigen Geschmack hatte, daß die Menschen sich kaum zu zwingen vermochten, ein wenig davon zu genießen. Andersson ließ am nächsten Morgen die Arbeit fortsetzen, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß man noch besseres Wasser finden könne, und ritt von zwei stinken Buschmännern begleitet voraus in der Richtung, in welcher der See liegen mußte. „Ich war lange geritten,“ schreibt er. „Die Sonne war bereits hinter den Baumwipfeln verschwunden, und noch hatte ich kein Wasser entdeckt. Die Buschmänner gaben mir indes durch Zeichen zu verstehen, daß wir nicht mehr weit davon wären; auch bestärkte uns darin die große Menge Fußspuren, welche wilde Tiere in den Boden eingedrückt hatten. Endlich hörte ich die lauttönende Stimme der Perlhühner, ich hörte Tauben girren und Papageien schreien, was alles darauf hindeutete, daß etwas Besseres zu erwarten war. Da gab ich dem Pferde die Sporen und ritt auf einer breiten Wildspur vorwärts, und als eben die Sonne am Horizonte hinabsank, stand ich an einer großen Sammlung hellen Wassers.“ Die Eingeborenen nannten die Wasserstelle, welche Andersson erreicht hatte, Abeghan. Er sandte von dort einen der Buschmänner mit der Freudenbotschaft zu seinen Leuten zurück, und nach zwölfstündigem Fasten sah er die Karawane ankommen. Während Andersson noch in dem wildreichen Abeghan lagerte, fanden sich dort einige Buschmänner ein, welche ihm berichteten, daß der See Ngami nur noch 2 Tagereisen

entfernt sei, aber eine schmerzhaft Entzündung im linken Knie verhinderte ihn an der Fortsetzung des Marsches. Er sandte deshalb Timbo, einen seiner Leute, mit Geschenken für den Häuptling der am See wohnenden Betschuanen voraus, um seine bevorstehende Ankunft anzumelden. Nach ungefähr einer Woche kam Timbo zurück, begleitet von mehreren Betschuanen, welche der Häuptling dem Reisenden als Geleite entgegen sandte. Nun ging es durch weichen Sand und dichtes Gebüsch von Wart'einbischen weiter, welche letzteren viel zu schaffen machten, da sie die Kleider und selbst die aus Ochsenhaut gefertigten Mantelsäcke in Stücke rissen. Am dritten Tag gelangte man in mehrere Thäler, welche durch mit dichter Vegetation bedeckte Sandflächen von einander getrennt waren, und von der Höhe einer dieser Sandflächen sah man endlich den See vor sich liegen.

Dieser See, sagt Fritsch wiederholt in etwas schwächlichem Maßstabe die eigentümliche Bildung des Tschad-Sees Nordafrikas, d. h. er stellt eine flache, beckenartige Bodenvertiefung dar, durch mannigfache Zuflüsse mit Wasser gespeist, aber ohne regulären Abfluß. Es ergiebt sich dadurch von selbst, daß bei schwankender Zuflußmenge auch die Ausdehnung und allgemeine Gestaltung des Seebeckens großem Wechsel unterliegen muß, welcher kürzere und längere Perioden durchlaufen wird. Eigentümlicherweise läßt sich beim Ngami-See sogar eine tägliche Periode beobachten, sodaß die Eingeborenen behaupten, die Wässer des Sees zögen sich zurück, „um zu fressen“. Andersson, dessen Forschungen wir die meisten Daten über den im Jahre 1849 von Oswell und Livingstone zuerst besuchten See verdanken, ist geneigt, die Erscheinung auf die Mondattraktion zurückzuführen, was mir unthunlich dünkt, dagegen dürften die regelmäßigen Winde, wie z. B. der der Sonne folgende Abendwind, auf die ausgedehnten Wassermassen von geringer Tiefe einen stauenden Einfluß ausüben, auch wenn sie anscheinend nur schwach wehen. In der jährlichen Periode beginnt unter dem erhöhten Zufluß von Regenwasser das Anschwellen im März oder April und dauert bis in den September hinein, worauf die Gewässer wieder allmählich zu ihrem niedrigen Stand zurückkehren. Während des Hochwassers zieht der See ausgedehnte Gebiete der auf drei Seiten flachen Ufer in sein Bereich (denn nur nach Westen zu zeigt der Uferstrand eine mäßige Erhebung) und gestaltet zu Seeboden, was in der trockenen Zeit lose Sanddrift oder Marschen darstellt. Auf den Karten findet sich nach Osten zu auch ein starker Abfluß des Sees, der Souga, welcher aber in der That den Namen eines solchen nicht verdient, weil er kaum merklich fließt und mit einem der Zuflüsse, dem Tioge, durch einen Seitenarm so verbunden ist, daß sich das Hochwasser desselben zuweilen durch den Souga rückwärts in den See entleert. Sehr bald verbreitert sich der Souga auch wieder zu einem neuen See von geringer Größe, Kumadau genannt, und verliert sich alsdann in ein ungeheures, marschiges, mit Schilf bewachsenes Becken, eine sogenannte „Pfanne“, Atwetwe oder Tschuantja, offenbar ein früherer Seeboden, aus welchem der Fluß nicht wieder hervorkommt. Es finden sich nun allerdings erstaunlicherweise immer noch Leute, welche naiverweise an ein Verschwinden des Flusses im Boden glauben, um sich unterirdisch bis zum Meere fortzusetzen(!), während das Taschenspielerkunststück des Verschwindens hier ersichtlich ganz ohne doppelten Boden durch die Sonne, Luft und Versickern in wasserdurchlassende Schichten erfolgt.

Die Größe des Ngami-Sees ist ziemlich gleich angegeben worden. Während Andersson sagt, sein Umfang möge wohl 60 bis 70 englische Meilen betragen, schätzt ihn Livingstone auf etwa 15 geographische Meilen. Nach Andersson ist er durchschnittlich 7 Meilen breit, an der breitesten Stelle nicht mehr als 9 Meilen, und kann, da er in der Mitte sich verengt und an den beiden Enden sich erweitert, der Form nach mit einer Brille verglichen werden. Über den Hauptzufluß des Sees, den Tioge, war man lange in Zweifel. Seine Quellen liegen weit entfernt, nordwestlich vom Ngami im Quellgebiet der Benguelaberge, von denen der Cubango herabkommt, der in seinem mittlern Lauf Okavango genannt wird, bevor er, sich nach Süden wendend, den Namen Tioge erhält. Der Tioge erreicht eine Breite von 60 Fuß und ist sehr tief, sodaß er auf einer großen Strecke schiffbar ist, aber er fließt dem See in so vielen Windungen zu, daß Andersson, nachdem er von der Mündung an 13 Tage auf ihm gefahren, doch nur um einen einzigen Grad nordwärts vorgedrungen war.

Die Tierwelt ist an den Ufern des Ngami-Seees sehr zahlreich und durch eine Menge Arten vertreten. Es wimmelt dort von Elefanten, Rhinocerosen, Flusspferden, Büffeln, Giraffen und Antilopen, und Andersson fand reichlich Gelegenheit, seine Jagdlust zu befriedigen und sein auf nahezu 60 Köpfe angewachsenes Gefolge mit Fleischkost zu versorgen. Auch Vögel waren in großer Menge vorhanden, namentlich Wasservögel, darunter nicht weniger als 19 verschiedene Arten Enten und Gänse, ferner Störche, Reiher, Kraniche u. s. w. Im Wasser, das sehr fischreich war, lebten viele Krokodile, und in der sumpfigen Umgegend des Seees sah Andersson viele riesengroße Schlangen, welchen die Eingeborenen eifrig nachstellten, da sie ihr Fleisch gern verzehren. Unweit der Stelle, an welcher der Souga aus dem See abfließt, befand sich das Dorf des Häuptlings Betschuletebe, dessen Habsucht schon Livingstone kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er wollte anfangs Andersson keine Auskunft über sein Land geben und verweigerte ihm auch die Erlaubnis zur Weiterreise, aber nach einigen Tagen wurde er plötzlich andern Sinnes und willigte ein, Andersson Kanoes und Ruderer zur Fahrt nach Norden zu stellen. Dieser Umschwung in seiner Gesinnung war so überraschend, daß Andersson sofort vermutete, es stecke eine Täuschung dahinter, und später zeigte es sich, daß er sich nicht geirrt hatte. Die Fahrt auf dem Tioge verlief anfangs ziemlich einförmig, da der Fluß an vielen Stellen aus seinen Ufern getreten war und weite Schilfmoräste bildete, aus denen nur hier und da eine Palmengruppe hervorragte. Erst am vierten Tage gewann die Landschaft ein freundlicheres Aussehen. Die Ufer waren nun höher und mit üppiger Vegetation bedeckt. „Da gab es Fächerpalmen, Dattelpalmen, schwarzstämmige Mimosen, wilde Sykomoren mit weit ausgebreiteten Zweigen, schöne, mit dunklem Laubwerk besetzte Moshomabäume, sowie viele andere, unter denen manche wohlschmeckende Früchte in Menge trugen.“ Andersson hätte tagelang im Schatten der prächtigen Bäume verweilen mögen, in deren Zweigen die Vögel zwitscherten, während er große Herden Antilopen vorüberziehen sah, aber er durfte sich hier nicht lange aufhalten, um nicht vom Fallen des Wassers überrascht zu werden, da nach dem Ende der jährlichen Strömung hier tödtliche Ausdünstungen sich entwickeln. Am 9. Tage der Fahrt bog Andersson aus dem Hauptkanal in den Omoroanga (kleiner Fluß) Navarra ein, einen der Arme des Tioge, welche er durch das Überschreiten seiner Ufer bildet. Derselbe ist nur dann für Kanoes schiffbar, wenn das Wasser im Hauptarm seine höchste Höhe erreicht hat, und da die Eingeborenen die Kanoes überdies mit ihren eigenen Sachen so vollgepackt hatten, daß kein Platz in denselben war, sah sich Andersson gezwungen, ihnen am Ufer zu folgen. Die ganze Gegend war aber ein Labyrinth von Sumpf, See, Kanal und Morast, sodaß er sich fast ununterbrochen im Wasser befand, bald schwimmend, bald wattend, und nur bei Nacht am Lagerfeuer seine Kleider trocknen konnte. Beiläufig am 12. Tage erreichte er ein großes Dorf, in welchem der Häuptling der Bajeje wohnte, der dem Betschuanenhäuptling am Ngami unterthan war. „Dieses Dorf lag bezaubernd schön auf einer etwa 200 Fuß langen und 100 Fuß breiten Insel und bestand aus etwas über 100 Hütten, welche mitten in einer Gruppe Fächerpalmen und riesengroßer wilder Frucht bäume errichtet waren. Der klare, durchsichtige Tioge umschlang das Dorf in einem Halbkreise. Zu beiden Seiten, soweit das Auge reichte, lag ein weit ausgedehnter Süßwassersee, der zum Teil mit dichtem Rohr und Schilf in allen Farben bedeckt war, während zahlreiche, über die Oberfläche des Seees zerstreute Inseln mit der üppigsten Vegetation der Gegend einen unbeschreiblichen Reiz verliehen.“ Die Bajeje leben von Jagd und Fischfang, und wußten den Wurfspeer gut zu handhaben, aber sie waren trotzdem ein sehr unfriedliches Volk, das sich jedem in ihr Land dringenden Feind widerstandslos unterwarf, weshalb Livingstone sie die Quäker Afrikas nannte. Der jetzt am Ngami wohnende Betschuanenstamm, der dort unter Führung von Betschuletebes Vater erschien, unterwarf sich die Bajeje leicht und machte sie tributpflichtig. Die Betschuanen nennen ihre Unterthanen Bakoba d. i. Knechte, während sie selbst sich den Namen Bajeje d. i. Menschen beilegen. Bei ihnen erkannte Andersson bald, daß er von Betschuletebe betrogen sei, denn seine bisherigen Begleiter verschwanden, und der Häuptling wollte ihm keine Boote zur Weiterfahrt liefern. Als er endlich erklärte, umkehren zu wollen, ließ der Häuptling für ihn ein Floß herrichten, welches aus kreuzweise über einander geschichteten Rohrsträngeln bestand, und auf diesem

fuhr Andersson in 9 Tagen zum See hinab. Das Ziel seiner Reise, das weiter aufwärts am Fluße gelegene Eibebe, den Hauptort der ackerbauenden Bawifo, hatte Andersson also nicht erreicht. Bis zu demselben drang im Jahre 1856 ebenfalls auf dem Fluße der berühmte Elefantenjäger Green vor, der dabei mit großen Mühseligkeiten zu kämpfen hatte.

Dem Abfluß des Ngami, dem Souga, nach Süden folgend, betreten wir ein Gebiet, welches durch Livingstone uns erschlossen wurde. Dort breitet sich eine weite Ebene bis zum Oranjefluß aus, die sogenannte Wüste Kalahari oder Karri-Karri, ein in vieler Hinsicht merkwürdiges Gebiet, für uns als Hinterland des Namalandes von besonderem Interesse. „Die ungeheueren Massen losen Sandes, welche den Gebieten an der Westküste eigen sind, die Klein- und Groß-Namaland für weite Strecken erfüllen und sich als Kalahari-Wüste tief ins Innere erstrecken, sind wohl die Trümmer der weniger erhobenen und daher späteren Stufen exponierteren Sedimentgesteine, welche bei den höheren Terrassenlandschaften der Kolonie, wie das Buschmannsland und der Oranje-Freistaat, sich bis auf unsere Tage wenigstens stellenweise erhalten haben.“ Unseren



Südafrikanischer Reitochse.

gewöhnlichen Vorstellungen von einer Wüste entspricht die Kalahari allerdings nicht, da sie zwar keine Flüsse enthält und nur sehr wenig Quellen besitzt, aber doch nicht unbewohnt und nicht ohne Vegetation ist. Der größere Teil der Kalahari ist mit sehr hohem Gras bewachsen. Zwischen den grasbewachsenen Flächen befinden sich teils kahle Stellen, teils Gruppen von Gebüsch und Bäumen, teils ist der Boden mit einer Menge knollenführender Pflanzen, Kürbisse, Wassermelonen u. s. w. bedeckt, sodaß die Gegend durchaus nicht einer Sandsteppe ähnlich sieht. Wasser ist trotz der mannigfaltigen und stellenweise üppigen Vegetation doch sehr selten. Tagelang muß man oft wandern, bevor man eine Quelle erreicht. An dem ersuchten Punkte angekommen, findet man dann einige von Gebüsch umgebene Löcher, aber kein Wasser. Bestürzt blickt der Reisende, der mit den Eigenheiten des Bodens noch nicht vertraut ist, auf die seiner Meinung nach vertrocknete Quelle, aber die Buschmänner, die ihm als Führer dienen, beruhigen ihn rasch durch die Versicherung, daß genug Wasser vorhanden sei. Sie beginnen nun den Sand aus den Löchern zu entfernen, wenn Spaten nicht vorhanden sind ihn mit den Händen herauswerfend, und bald beginnt in der That durch den Sand Wasser zu

sickern, immer reichlicher, bis es endlich in der Grube so hoch steht, daß man daran gehen kann, es auszus schöpfen. Nach Livingstones Meinung ziehen sich aus weiter Ferne her unterirdische Wasseradern durch die Kalahari, deren Grund eine harte Sandschicht oder junger Sandstein bildet, welcher unter dem weichen Sand lagert. Beim Ausgraben einer Quelle muß man wohl darauf achten, daß man diese harte Schicht nicht durchbricht, da sonst das Wasser in die Tiefe abfließt und unwiderbringlich verschwindet.

Die weiten Sandflächen der Kalahari werden von zwei Menschenstämmen bewohnt, welche einer vom andern wie der Tag von der Nacht verschieden sind und nur in dem Einen übereinstimmen, daß sie beide einen gleich schweren Kampf ums Dasein kämpfen und durch mangelhafte Nahrung, durch Anstrengungen aller Art, durch Hitze und Durst ihr Körper in einer Weise skelettartig abgemagert ist, daß man in ganz Afrika nichts Ähnliches findet und nur die Eingeborenen Australiens ihnen hierin gleichkommen. Ihre bei aller Magerkeit sehnige Körperbeschaffenheit befähigt sie aber doch, große Anstrengungen zu ertragen, und in Entbehrungen wird nicht leicht jemand mit ihnen wetteifern können. Diese beiden Stämme sind die Ba-kalahari und die Buschmänner.

In den Buschmännern glaubte man lange Zeit das fehlende Bindeglied zwischen Menschen und Affen gefunden zu haben, doch man urteilte nach den Individuen, welche nach Europa gebracht wurden, und diese konnten für eine Beurteilung des ganzen Stammes nicht maßgebend sein. Schon Livingstone hat gewarnt, auf das Aussehen der nach London gebrachten Buschmänner irgendwelche Schlüsse zu gründen, da zur Befriedigung der Neugierde nur besonders häßliche Leute, wahre Jammergestalten nach Europa geschickt würden³²⁾. Er sowohl als Chapman³³⁾ hatten Gelegenheit, am Ngami Buschmänner zu sehen, welche stattliche Gestalten waren und sogar schön genannt werden konnten, und in deren ganzem Auftreten sich jenes hohe Selbstgefühl ausdrückte, welches man bei allen in voller Freiheit lebenden Völkern findet.

Die meisten Buschmänner Afrikas sind wahrscheinlich herabgekommene Hottentotten; sie und die Nama sind, wie Hahn sagt, Geschwister einer Mutter. Mit den Nama haben sie die Schnalzlaute gemein, welche sie sogar noch um einen vermehrt haben, aber außer diesen besteht keine Ähnlichkeit zwischen den beiden Sprachen, abgesehen von einigen wenigen Worten, welche aus der einen in die andere übergegangen sind. Ihren Namen haben sie wie die Hottentotten von den ersten niederländischen Kolonisten des Kaplandes erhalten, von denen auch der Orang Utan Boshman oder Bosjesman genannt wurde. Von den Hottentotten werden die Buschmänner San (Mehrzahl von Sáb) genannt.

Der wilde Buschmann — so genannt zum Unterschied von dem zahmen Buschmann, der sich in der Nähe europäischer Niederlassungen angesiedelt hat und zeitweilig dem Kolonisten als Knecht dient — erreicht nicht über 1 Meter 30 Zentimeter Körperlänge, besitzt aber regelmäßige Körperformen, und seine Hände und Füße sind niedlich geformt. Seine Hautfarbe ist meist tiefschwarz, das krause Wollhaar hängt über die Stirn herab, dünne Büsche bildend, die er eifrig mit Fett einreibt und zwischen welche er Federn und allerhand andere Gegenstände, wie sie seinem Geschmack entsprechen, zu stecken pflegt. Sie ersetzen ihm die Ringe und Perlenketten, mit denen sich andere afrikanische Stämme schmücken, denn seine Armut hindert ihn, sich solche Luxusgegenstände zu kaufen. Außer den Federn im Haar bilden seinen Schmuck Knochenstäbchen, welche er durch Nase und Ohren steckt oder aufgereiht als Halsband trägt, und Hals- und Armbänder von Muscheln. Als Kleidung dient nur ein oft winzig kleines Fell, welches über die Schultern gehängt wird, und eine Art Schürze, aus einem Bündel dünner Riemen bestehend, welche mit einem Riemen um die Hüften befestigt wird. Manche tragen auch eine doppelte Schürze dieser Art, welche nicht bloß vorn, sondern auch hinten herabhängt. Eine überraschende Erscheinung ist es, daß unter den Buschmännern trotz ihrer Nacktheit eine musterhafte Keuschheit herrscht. Überhaupt ist so manches in ihrem Charakter, was sie hoch über viele andere afrikanische

³²⁾ Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. 1. Band, Seite 64.

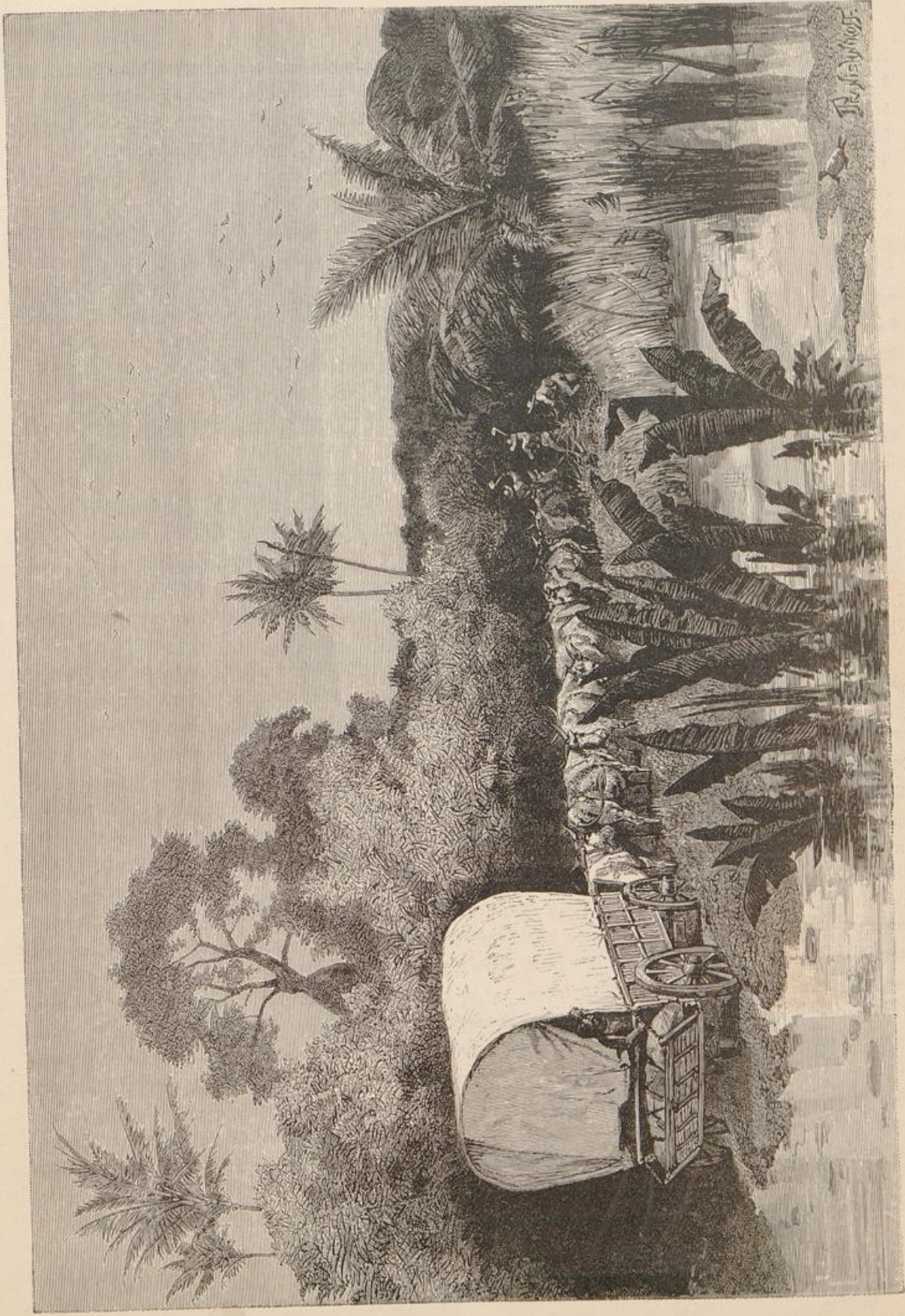
³³⁾ Chapman, Travels into the Interior of South-Africa. London, 1868, 1. Band, Seite 520.

Völker erhebt, welche die Natur besser bedacht hat als sie. Dieses allgemein verachtete und gehaßte Volk, mit welchem Kolonisten und Kaffern Vernichtungskriege geführt haben, in denen schonungslos alles niedergemacht wurde, weil man in den Buschmännern nur Raubtiere sah, welche unschädlich gemacht werden mußten, ist der zartesten Regungen fähig, es kennt ein Liebeswerben, das in Afrika fast fremd ist, und das Mädchen wird nicht verkauft wie ein Stück Vieh, sondern folgt dem Manne seiner Wahl. Auch Dankbarkeit ist den Buschmännern nicht fremd. So erzählt Chapman, daß ihm einst mehrere Buschmänner eine Schale voll Wasser brachten, um ihm ihre Dankbarkeit dafür zu bezeugen, daß er ihnen einen Teil seiner Jagdbeute überlassen hatte. Der gute Kern, der unter der rauhen Schale verborgen zu sein scheint, kann aber nicht zum Durchbruch kommen, da der Kampf ums Dasein den Buschmann zum Feinde aller seiner Nachbarn macht, durch deren Verabung er sich zu verschaffen sucht, was sein Land ihm nicht bietet. Als Viehräuber waren die Buschmänner stets der Schrecken der Kolonisten, denn wenn man auch sofort ihrer Spur folgte und sie einholte und vernichtete, das geraubte Vieh erlangte man doch nicht wieder: sobald sie die Unmöglichkeit, den Verfolgern zu entkommen, erkannten, schossen die Buschmänner das Vieh mit ihren vergifteten Pfeilen nieder oder schnitten ihm die Fußsehnen durch, in der Erwartung, daß man es nun liegen lassen und es später doch noch ihre Beute werden würde. Daß die Tiere mit vergifteten Pfeilen getötet waren, war für die Buschmänner kein Hindernis, ihr Fleisch doch zu verzehren. Pflügten sie doch auch auf der Jagd sich vergifteter Pfeile zu bedienen und schnitten dann rings um die Wunde ein Stück Fleisch aus dem Körper des erlegten Tieres, während sie den Rest anstandslos verzehrten. Auch daß das Fleisch vielleicht tagelang in der Sonne lag und schon in Fäulnis übergegangen war, bevor sie es holen konnten, war ihnen gleichgiltig, denn derartige Fleisch war keine ihnen ungewohnte Kost. War eine von ihnen erbeutete Herde noch so groß, so dachten sie doch nie daran, dieselbe auf die Weide zu treiben und je nach Bedarf ein Stück zu schlachten, sondern schlachteten sofort alle Tiere, versteckten das Fleisch und lebten vielleicht wochenlang von demselben, trotzdem es bereits den höchsten Grad von Fäulnis erreicht hatte. Da es den Buschmännern bei ihren Raubzügen nur um das Fleisch der geraubten Tiere, gleichviel in welchem Zustande zu thun ist und sie nicht die Absicht haben, dieselben zu züchten, ist ihre Flucht sehr erleichtert, und sie sind ihren Verfolgern gegenüber stets im Vorteil. Die letzteren mögen noch so gut beritten sein, sie können die Flüchtlinge doch nur bei Tage verfolgen und werden auch sehr dadurch aufgehalten, daß sie oft absteigen müssen, um die verlorene Spur zu suchen, während die Buschmänner das Vieh ohne Unterbrechung bei Tag und bei Nacht weiter treiben, bis sie ihre Schlupfwinkel erreicht haben. An Stellen, welche sie leicht aufzufinden vermögen, haben sie mit Wasser gefüllte Straußeneier vergraben, und sind also auch in bezug auf die Wasserversorgung gegenüber den Verfolgern im Vorteil, da diese an den Wasserstellen zu einem im voraus unberechenbaren Aufenthalt gezwungen werden können, je nachdem sie mehr oder minder tief nach Wasser graben müssen. Gelingt es den Verfolgern trotzdem die Buschmänner einzuholen, so müssen sie sich trotz der Überlegenheit ihrer Waffen darauf gefaßt machen, daß ihnen verzweifelter Widerstand geleistet wird, und der Buschmann ist ein gefährlicher Gegner, wenn er, in die Enge getrieben, keinen Ausweg mehr sieht und zum Kampf auf Tod und Leben gezwungen wird. So unscheinbar sein kleiner Bogen aussieht, so ist er doch eine höchst gefährliche Waffe, da die Pfeile mit Gift getränkt sind, gegen welches schleunigst Gegenmittel angewendet werden müssen, wenn die tödliche Wirkung verhindert werden soll. Der Pfeil des Buschmannes besteht nur aus einem dünnen Schilfrohr, an welchem ein spitzer Knochen oder ein roh gearbeitetes Stück Eisen mit Widerhaken befestigt ist, aber mit diesem schwachen Pfeil schießt der Buschmann aus kurzer Entfernung einen Oxfen durch und durch. Um die Waffe auch für weite Entfernung wirksam zu machen, trinkt er die Spitze mit dem Saft der Euphorbie oder jenem eines Zwiebelgewächses, welches die Kolonisten Giftbollen (*Raphone toxicaria*) nennen, oder auch mit animalischem Gift, das er von Skorpionen und Spinnen gewinnt. Eine nicht minder gefährliche Waffe ist der Kirie des Buschmannes, ein kurzer Stock aus hartem Holz mit dickem Knopf, den er sehr geschickt zu schleudern versteht, und mit dem er nicht nur Vögel, sondern auch größere Tiere, Hasen, Antilopen u. s. w. niederstreckt.

Da es vorkam, daß die Buschmänner Herden von 100 Rindern und 500 bis 600 Schafen forttrieben und, wenn sie häufig verfolgt wurden, allen Tieren die Kehlen oder die Fußsehnen durchschnitten, ist es erklärlich, daß der Haß, den die Viehzucht treibende Kolonistenbevölkerung gegen sie hegte, einen hohen Grad erreichte und auf den in ihr Gebiet unternommenen Streifzügen, den sogenannten Kommandos, kein Pardon gegeben wurde. Nach einem solchen herrschte eine zeitlang Ruhe, aber die Buschmänner sann auf Rache, und unerwartet überfielen sie bei Nacht die Bauernhöfe, branten sie nieder und ermordeten die Bewohner. Wiederholte Züchtigungen, welche ihnen deshalb zuteil wurden, veranlaßten sie vielleicht schließlich, ihre Wohnsitze zu verlassen und weiter nach Norden zu ziehen, aber bald fanden sich in dem von ihnen verlassenen Gebiet andere Buschmänner ein, und die Überfälle und Räubereien begannen aufs Neue. Die ausgewanderten Buschmänner dagegen konnten nun zwar nicht wie früher ihre geheimen Vorratskammern reichlich mit Ochsenfleisch versorgen, aber die Kalahari bot ihnen immerhin genug zu ihrem Lebensunterhalt. Die Heuschreckenschwärme, welche über das Land hinsflogen, fanden dann in ihnen hartnäckige Verfolger. In großen Massen wurden die Heuschrecken geröstet aufbewahrt, und Hunger blieb dem Buschmann fremd. Jedoch auch wenn weder Fleisch noch Heuschrecken vorhanden waren, sah er seltsamerweise gut genährt aus bei einer Lebensweise, bei welcher die Kräfte des Europäers rasch schwinden würden, denn er fand mit scharfem Blick überall etwas, womit er seinen Magen füllen konnte. „Der Buschmann wandelt über die sandige Öde: hier ragt aus dem Sande ein zolllanges dürres Halmchen, welches ein Europäer wahrscheinlich weder gesehen noch beachtet haben würde; der Buschmann scharrt und steckt etwas in den Mund, gerade wie die Affen es thun, geht weiter und scharrt wieder so lange, bis er seinen Magen so mit saftigen Wurzeln gefüllt, daß er sich endlich niederlegt, um zu verdauen. Die hauptsächlichsten seiner vegetabilischen Nahrungsmittel sind U'Gaap, ein bitterfüßiges Gewächs, ähnlich einer Möhre, welche aber über der Erde wächst, die T'awroo, ähnlich einer langen, süßlichen Kartoffel, und was die Kolonisten Jackalskost, Fuchsspeise nennen (Wurzeln der *Aphyteja Hydnores*).“³⁴⁾ Von großer Not, welche den Buschmann zwingen würde, sein unstätes Leben aufzugeben, kam daher nicht die Rede sein, und das Vagabundenleben, das er führt, erscheint ihm vielmehr so angenehm, daß er sich nicht von demselben trennen mag. Nicht einmal eine Hütte baut dieses herabgekommene Volk, sondern haust den wilden Tieren gleich hinter irgend einem Busch oder in einer Felsenspalte. Am liebsten schlägt der Buschmann sein Lager in einem ausgehöhlten Termitenhausen oder in dem Loch des Stachelschweines oder des Ameisenlöwen auf, und nur wenn solche Schlupfwinkel fehlen und die Nächte sehr kalt sind, bildet er aus einigen Stöcken einen zeltartigen Bau, den er auf der Windseite mit Gras bedeckt und unter dem er sein Lager aufschlägt. Für alle Bemühungen der Missionäre, der Gouverneure der Kapkolonie und vieler Privatpersonen, sie wenigstens einigermaßen zu zivilisieren, war der Hang der Buschmänner zum Herumschweifen ein unüberwindliches Hindernis. Daß sie trotzdem einer höhern Kultur fähig sind, kam man an den zahmen Buschmännern beobachten, namentlich aber bei den Buschmannskindern, welche auf Streifzügen gefangen und von den Kolonisten zu Hause aufgezogen wurden. Bei guter Behandlung wuchsen sie zu recht brauchbaren Dienern heran und zeigten sich auch dankbar für alle Wohlthaten, welche ihr Herr ihnen erwies. Der Missionär Casalos erzählt auch, es habe einst ein Betschuanenhäuptling eine Anzahl Buschmänner bewogen, ihr Wanderleben aufzugeben, ihnen Vieh und Land zum Anbau überwiesen, und diese Buschmannskolonie sei vortrefflich gediehen und schon die dritte Generation so vervollkommenet gewesen, daß sie in allem den zivilisierten Hottentotten gleich.

Angesichts der großen Verkommenheit der Buschmänner muß es aufs Höchste überraschen, daß man bei ihnen Sinn für Kunst findet, daß sie an Malerei ihre Freude haben und ihre Versuche in derselben beachtenswert sind. Bis hinab ans Kap kann man die Spuren ihrer künstlerischen Thätigkeit verfolgen. Man sieht die Felswände bedeckt mit Zeichnungen, welche Tiere und Menschen darstellen (siehe Seite 61), meist

³⁴⁾ Eduard Kretschmar, Südafrikanische Skizzen. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1875, Seite 227.



Zug durch einen Leguminosenwald in Süd-Afrika.



Zug durch einen Leguminosenwald in Süd-Afrika.

Rinderherden, welche von Buschmännern getrieben werden, oder Szenen aus den Kämpfen der letzteren. Die Bilder sind entweder auf dunklem Grunde hell ausgekratzt oder in mehreren Farben, weiß, schwarz, rot und braun ausgeführt. In Korrektheit der Zeichnung übertreffen diese Bilder, soweit sich dies nach den vorliegenden Abbildungen beurteilen läßt, sogar die Malereien auf manchen ägyptischen Denkmälern.

Auch musikalisches Talent besitzt der Buschmann. Er ist selig, wenn er sich irgend eine alte Geige verschaffen kann, und in Ermangelung einer solchen verfertigt er sich aus einem Kürbis ein zweiseitiges Instrument, welches ihm dieselbe ersetzen muß. Dann kann man ihn die verschiedenartigsten Melodien, die er einmal zu hören Gelegenheit hatte, vom „Gassenhauer“ bis zum ernststen Choral ziemlich korrekt spielen hören, denn er erfaßt jede Melodie sehr schnell. Theophilus Hahn erzählt, daß sein Vater, der als Missionär in Aus lebte, den Buschmännern, welche ihm sein Feld bestellen halfen, abends verschiedene Choräle mit Harmonikabegleitung vorzusingen pflegte. Nach einigen Tagen sangen die Buschmänner nicht nur die vorgespielten Melodien, sondern auch den dazu gehörigen holländischen Text, von dem sie kein Wort verstanden. Der zur Geige umgestaltete Kürbis und die Gora, eine Trommel, welche aus einem mit etwas Wasser gefüllten und mit einer Haut überspannten Krug besteht und mit den Fingern geschlagen wird, begleiten mit ihren Klängen den Tanz der Buschmänner, der sich durch zügellose Wildheit auszeichnet. Vor dem Tanze werden eigenartige Raffeln angelegt, welche an den Füßen oberhalb der Knöchel befestigt werden.

Von der Religion der Buschmänner ist wenig bekannt. Nach neueren Berichten scheinen Zauberer bei ihnen großen Einfluß auszuüben, aber die Idee eines höchsten Wesens, deren Kenntnis ihnen Lichtenstein bestritt,³⁵⁾ ist ihnen keineswegs fremd, sie sollen vielmehr zwei Gottheiten, eine männliche und eine weibliche anbeten.³⁶⁾ Ewingstone erzählt, daß sie auch zu den Gestorbenen beten, und eine Vorstellung der Unsterblichkeit der Seele dämmert vielleicht in der bei ihnen gebräuchlichen sprüchwörtlichen Redensart, daß der Tod nur ein Schlaf sei.

In den Sagen und Märchen, welche die Buschmänner erzählen, spielen die Heuschrecke und ihr Weib eine Hauptrolle. Die beiden besitzen eine angenommene Tochter, das Stachelschwein, dessen Vater der „Allverzehr“ ist, den es aber flieht, weil es fürchtet, er werde es auffressen. Der Gatte des Stachelschweines ist der Kwamma, dem sie den Ichneumon geboren hat. Auch diesem fällt in der Buschmannmythologie eine wichtige Rolle zu, da er der Heuschrecke mit Rat und That beisteht. W. Bleek hat eine Menge Sagen der in den Katkop- und Struntebergen wohnenden Buschmänner gesammelt. Um dem Leser eine Vorstellung von denselben zu verschaffen, teilen wir eine solche in kurzem Auszuge mit: Die Heuschrecke verwandelt einen Schuh Kwammas in eine Elenantilope, verbirgt dieselbe im Rohr und füttert sie dort als ihr Spielzeug mit Honig. Da sie keinen Honig heimbringt, soll der Ichneumon erforschen, was die Ursache davon sei. Er kommt zum Rohr und ruft die Antilope heraus, aber die Heuschrecke steckt ihn in einen Sack. Sein Großvater erteilt ihm den Rat, ein Loch in den Sack zu schneiden, er befolgt den Rat, befreit sich, ruft dann die Elenantilope aus dem Rohr und schießt sie nieder. Als die Heuschrecke ihren Spielgefährten tot findet, weint sie bitterlich. Wie sie nun der Spur folgt, findet sie zwei Meerkatzen, welche das Blut der Antilope auffammeln. Von einer der Meerkatzen wurde die Heuschrecke heftig auf das Geweih der toten Antilope niedergeworfen, aber sie entkam ihnen, indem sie die Galle einer andern Antilope durchbohrte, wodurch sie Dunkelheit erzeugte. Da es ihr aber dann zu dunkel war, warf sie ihren Schuh in den Himmel und befahl ihm dort als Mond Licht zu verbreiten, und darum ist der Mond kalt, denn der Schuh war von Leder, und er erscheint rot, weil an dem Schuh der Heuschrecke der Staub des Buschmannlandes haftete. Die beiden Meerkatzen aber, welche die Heuschrecke mißhandelt hatten, schnitten, nachdem dieselbe entflohen war, das Fleisch der Antilope in Streifen und hingen es an einen Baum, daneben ihre Waffen und Kleider. In der Nacht, während sie schliefen, erhob sich der Baum und schwebte zu der Heuschrecke und dem Ichneumon, welche, als sie erwachten, sich der Waffen und

³⁵⁾ Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika. Berlin, 1811, 2. Band, Seite 328.

³⁶⁾ Siehe Waitz, Anthropologie. 2. Band, Seite 346.

Kleider ihrer Feinde bemächtigten. Eine der Meerkraken hatte ihren Gürtel nicht abgelegt; aus diesem machte sie nun einen Schwanz.

Die Heuschrecke ist nur die scherzhafte Figur in Sage und Fabel der Buschmänner, aber Verehrung wird ihr nicht zuteil. Dagegen beten die Buschmänner zur Sonne und zum Mond. Auch die Sonne ist nach ihrem Glauben von der Erde in den Himmel geworfen worden. Früher lebte sie als Mann auf der Erde und strahlte aus der Achselhöhle Licht aus, dieses kam jedoch nur einem kleinen Umkreis ihrer Hütte zugute, weshalb die ersten Buschmänner sie von ihren Kindern in den Himmel werfen ließen. Neben der Sage, nach welcher der Mond aus einem Stück Leder entstanden, kennen die Buschmänner noch eine andere; er ist ein Mann, von dem die Sonne täglich mit einem Messer ein Stück abschneidet, bis er zu bitten beginnt, sie möge ihm noch etwas für seine Kinder lassen; das Stück, welches die Sonne übrig läßt, wächst wieder zum Vollmond an, der dann von der Sonne aufs Neue beschnitten wird. Die Hasensage von der Sterblichkeit der Menschen (siehe Seite 29) findet sich bei den Buschmännern in ähnlicher Form wie bei den Hottentotten: Des Hasen Mutter ist gestorben, und der Mond sucht diesen zu trösten, indem er sagt, seine Mutter werde wiederkommen, aber der Hase glaubt dies nicht und erhält deshalb vom Mond einen Schlag ins Gesicht, der seine Nase spaltet.

Mit der Anbetung von Sonne und Mond verbindet sich bei den Buschmännern eine genaue Beobachtung und Kenntnis der Vorgänge am Himmelszelt. Sie haben vielen Sternen Namen gegeben. Orions Gürtel heißt „drei Schildkrötenweibchen, an einem Stabe aufgehängt“, Kastor und Pollux sind „die Elenkühe“, der Planet Jupiter heißt „Dämmerungsherr“ u. s. w. Die Sterne sind glühende Asche, welche ein Mädchen aus dem Volke, welches vor den Buschmännern da war, in den Himmel warf, auf daß Licht werde und die Leute den Heimweg fänden.

Der zweite Stamm, der die Kalahari bewohnt, die Ba-kalahari, sind wahrscheinlich Betschuanen, welche durch mächtigere Gegner aus besseren Wohnsitzen verdrängt wurden. Sie sind friedfertig und schüchtern, und wagen nie einen Widerstand, wenn Betschuanen in ihre Niederlassungen dringen und sie berauben. Der altgewohnten Beschäftigung, dem Ackerbau und der Viehzucht, sind sie auch in der Wüste treu geblieben. Jeder besitzt einige Ziegen, und jeder hat auch ein kleines Stück Boden urbar gemacht und mit Kürbissen und Melonen bepflanzt. Die Erhaltung dieses kleinen Ackerlandes verursacht ihnen viel Mühe, nicht minder die Zucht der Ziegen, denn das Wasser für die letzteren muß oft aus weiter Entfernung geholt werden, da die Ba-kalahari ihre Wohnsitze fernab von den Wasserplätzen wählen, um nicht mit anderen Stämmen in Berührung zu kommen, von denen sie doch nichts als Beraubung zu erwarten haben. Sie pflegen daher große Mengen Straußeneier mit Wasser zu füllen, die Öffnung derselben mit feuchtem Sand zu verstopfen und sie dann in der Nähe ihrer Niederlassung zu vergraben, um stets Wasservorräte zur Hand zu haben, wenn ihnen einmal eine zeitlang der Zugang zur Wasserstelle verwehrt sein sollte. Sind die Vorräte erschöpft, füllt die Frau die leeren Straußeneier in einen Sack oder in ein Netz und wandert zur Wasserstelle, um sie wieder zu füllen. Bei dem Wasser enthaltenden Loch angekommen, wühlt sie mit den Händen den Sand, mit dem man es ausgefüllt hat, um es fremden Blicken zu entziehen, heraus und steckt ein Schilfrohr, an welches unten ein Bündel Gras befestigt ist, in das Loch. Hierauf wirft sie den ausgehobenen Sand wieder hinein, stampft ihn rings um das Schilfrohr fest und beginnt an diesem zu saugen. Ein Mundvoll Wasser nach dem andern wird so herausgehoben und durch ein zweites Schilfrohr in ein Straußenei eingefloßt. Diese appetitliche Pumpsarbeit wird so lange fortgesetzt, bis 2 oder 3 Duzend Straußeneier gefüllt sind, worauf die Frau die Öffnungen mit Gras verstopft, die Eier in das Netz legt und sie nach Hause trägt. Auf solche Art ist das Wasser gewonnen, auf welches der Reisende in der Kalahari angewiesen ist, wenn es ihm nicht gelingt, eine Wasserstelle zu finden und seinen Wasserbedarf sich dort selbst zu verschaffen.

Die Ba-kalahari sind über ein weites Gebiet zerstreut und ihre einzelnen Niederlassungen ohne alle Verbindung unter einander. Sie haben keine Häuptlinge, suchen sich aber den Schutz benachbarter Betschuanen-

häuptlinge zu sichern. Durch Tauschhandel erhalten sie von diesen alles, was sie brauchen, und liefern ihnen dafür Felle, aus welchen die Betschuanen Karosse verfertigen. Manches schöne und wertvolle Fell wird von Ba-kalahari zu Markte gebracht, namentlich Pufufjefelle (*Canis mesomelas*), Felle des kleinen Ozelot (*Felis nigripes*) und einer Molotse genannten Schakalart (*Megalotis capensis*), Wildkafzen- und Luchsfelle, seltener solche von Löwen, Leoparden, Hyänen u. s. w. Beide Teile stehen sich bei diesem Pelzhandel gut, ganz besonders aber die Betschuanen, denn für Karosse aus schönen Fellen finden sie stets Liebhaber, welche ihnen für dieselben die geforderte Anzahl Ochsen und Kühe liefern, nur sind die Ba-kalahari insofern schlimmer daran, als sie sich ihres Besitzes selten lang erfreuen können. Wenn sie eine große Partie Felle zusammengebracht haben, erscheinen plötzlich einige Betschuanen von einem fremden Stamm und nehmen ihnen alle Felle weg, oder es finden sich Buschmänner ein und verlangen ungestüm den Tabak, den die Ba-kalahari soeben eingetauscht haben. In dem einen wie in dem andern Falle läßt sich der Ba-kalahari widerstandslos plündern. Wenige bewaffnete Männer genügen, um ein ganzes Dorf der Ba-kalahari in Schach zu halten und namentlich den Buschmännern gegenüber, welche stets schnell ihre vergifteten Pfeile zur Hand haben, wenn man nicht sofort ihre Forderungen erfüllt, überbietet ein Ba-kalahari den andern an Unterwürfigkeit. Der Betschuanenhäuptling, dessen Schutzbefohlene die Geplünderten sind, nimmt sich ihrer zwar stets an und rächt den Überfall, aber dadurch erlangen jene ihr Eigentum nicht wieder: der Häuptling denkt nicht daran, die Räuber zu verfolgen und ihnen den Raub abzunehmen, er überfällt vielmehr nur ein Ba-kalahari-Dorf, welches unter dem Schutze der Räuber steht, hält sich dort für die Plünderung seiner Schützlinge schadlos, behält aber die Beute für sich.

Wenn wir nun auf Grund der Schilderungen des deutschen Schutzgebietes und seines Hinterlandes das Urteil über dieselben zusammenfassen wollen, werden wir sowohl viel Gutes, als auch viel Schlechtes einander gegenüberstellen müssen.³⁷⁾ Das Land ist in bezug auf Regenverteilung so ungünstig als möglich gelegen, da die von Osten kommenden Passatwinde ihre Feuchtigkeit an den Gebirgen der Ostküste zurücklassen, die Südwestwinde aber, welche über kalte Meeresströmungen hinstreichen, in den heißen Ebenen des letzten Restes von Feuchtigkeit beraubt und immer trockener werden. Die geringen Niederschläge, welche dem Lande zugute kommen, gehen zum Teil auch noch infolge der Bodenbeschaffenheit ungenutzt verloren, da der Regen durch den Sand dringt und unterirdisch den Flüssen zugeführt wird, welche, den Rinnfallen unserer Städte gleich, während eines Regens sich rasch füllen, aber ebenso rasch austrocknen, sobald es aufhört zu regnen. Infolge dessen sind die Flußbetten einen großen Teil des Jahres hindurch trocken, und alle Gewächse kämpfen einen schweren Kampf ums Dasein, da ihre Wurzeln meist erst tief im Boden Feuchtigkeit finden. In den Flußbetten und an den Ufern ist Kulturland vorhanden, und der Weizen, der dort gesät wird, gedeiht vortreflich, jedoch dem Wassermangel folgt zuweilen so plötzlich die Wasserkülle, daß der größere Teil der Ernte dadurch vernichtet wird.³⁸⁾ Das sind die Schattenseiten des Landes, aber trotz seiner scheinbaren Armut bietet

³⁷⁾ Vergl. darüber W. Beld, Was haben wir von Süderland zu erwarten? — Deutsche Kolonialzeitung, 1885, 5. Heft, Seite 128.

³⁸⁾ „Der Monat August, der den Frühling anmeldet, zeichnet sich vor anderen durch Schichten kalten Nebels aus, die über dem Erdreich lagern. Von der höher steigenden Sonne durchwärmt, erzeugt er leicht Fieber. Ein schwacher Nordost zerteilt den Nebel; die kleinen Wölklein sind aber zu leicht, erwünschten Frühregen zu spenden. Damit ist ein Kampf zweier Windrichtungen eröffnet, der bis Ende des Jahres anhält. Stürme aus Südwesten tragen kaltes Gewölk herbei. Es verdichtet sich zu einer atmosphärischen See, hängt wie ein bleiernes Meer in der Luft und löst sich ostwärts in fliegende Wolken auf. Wehe dem Reisenden ohne Kleidung, ohne Obdach, ohne Feuer in solcher Zeit! Die Luft ist außerordentlich trocken und durchsichtig; hervorragende Gegenstände erscheinen viel näher, als sie in Wirklichkeit sind. Nach kurzer Pause regt sich der Nordost wieder, Vormittags 10 Uhr erst leise, in den folgenden Tagen früher und heftiger. Er führt eine Gluthitze mit, die jedes lebende Wesen nach Kühlung seufzen läßt. Die sich sammelnden Wolken bedürfen aber noch kräftigerer Sättigung. Der Oktober läuft zu Ende, ohne Regen gebracht zu haben. Die Hitze des Tages versengt, was der Chan im Winter vor dem Absterben gerettet hat. Noch einmal sendet die See ihren kalten Tribut ins Land. Das Thermometer fällt von 25° R. auf Null, doch erhebt sich auch der Treibwind wieder mit neuer Kraft und behält schließlich die Oberhand. Vor Weihnachten kommt es aber im mittlern Teil des Groß-Nama-Landes selten zu einer Entladung. Ist die Temperatur um jene Zeit auf 30–32° R. im Schatten gestiegen, dann brechen die Gewitter mit furchtbarer Macht los. Der ganze Horizont ist in tiefes

es der Unternehmungslust ein ergiebiges Feld. Daß noch viel mehr anbaufähiger Boden vorhanden ist, als sich heute unter Kultur befindet, ist außer Zweifel. Die gründlichere Durchforschung des Landes im Verein mit besserer Ausnutzung seiner Wasservorräte wird sowohl eine Vermehrung der Viehzucht, als auch auf kleinen Parzellen den Anbau europäischer Gemüse ermöglichen, welche hier vortrefflich gedeihen. Dann wird das Land neben seiner jetzigen Bevölkerung auch eine Anzahl Einwanderer ernähren können. Der weitaus größere Teil des Landes wird allerdings nie unter Kultur gesetzt werden können, denn der von den Flußbetten entferntere liegende Boden ist eine mit Dornbüschen bedeckte Wüste, die nichts hervorbringen vermag. Wichtiger wird der Bergbau werden, da große Mineralschätze im Hereróland nachgewiesen sind und wohl auch noch in Lüderitzland Erze werden gefunden werden. Die 11 oder 12 guten Häfen, welche die unter deutschem Schutz stehende Küste besitzt, müssen jedoch, wenn der Mineralreichtum des Landes verwertet werden soll, die Ausgangspunkte bequemer Verbindungsstraßen nach dem Innern werden, da sonst die hohen Transportkosten den Bergbau unmöglich machen, wie dies schon bei von englischen Unternehmern angelegten, heute verlassenen Minen der Fall war. Zum Bergbau gesellt sich schließlich der Handel, der bei Schätzung des Wertes der neuen Erwerbung einen nicht unbedeutenden Faktor bildet. Das Land vermag Elfenbein und Straußenfedern zu liefern, und in der Mitte der siebziger Jahre hatte die Ausfuhr derselben noch einen Wert von etwa 1 Million Mark (etwa 15 000 Kilogramm Elfenbein und 3000 bis 3500 Kilogramm Straußenfedern), jedoch damals hatte die Ausfuhr infolge der schonungslosen Verfolgung der Elefanten und Strauße, durch welche diese fast ausgerottet wurden, ihren Höhepunkt erreicht und ist seitdem rasch bedeutend gesunken. Einen neuen Aufschwung kann der Handel mit Elfenbein nur dann nehmen, wenn die Gebiete im Nordosten des Hererólandes, die noch an Elefantenherden reiche Strecke zwischen dem Okavango und Sambesi erschlossen und der Handel von dort nach der Südwestküste geleitet wird. So dürfte denn die größte Wichtigkeit des deutschen Schutzgebietes darin zu suchen sein, daß es ein Eingangsthor zu reichen Gebieten im tiefen Innern Afrikas bildet. Daß gerade auf der wichtigsten Strecke die deutsche Schutzherrschaft wenig mehr als die Küste umfaßt, hat keine große Bedeutung. Das Vorgehen Englands lehrt uns, daß derjenige, der die Küste beherrscht, früher oder später auch das Hinterland derselben seinem Einfluß unterthan werden sieht. Die Engländer haben sich stets bei Erwerbung von Kolonialbesitz begnügt, die wichtigsten Küstenplätze zu besetzen, und das Hinterland ist ihnen später von selbst zugefallen. In gleicher Weise werden wir an der Küste des Hererólandes die Verhältnisse sich entwickeln sehen, und demselben Gesetze folgend wird in nicht zu ferner Zeit auch die Walvisch-Bai uns zufallen, die für die Kapkolonie, nachdem die Absicht, die deutsche Niederlassung zu verhindern, vereitelt worden, nur eine Last ist und Auslagen erfordert, ohne Vorteile zu gewähren.

In der Stimmung am Kap hat sich bereits ein großer Umschwung vollzogen, die durch die deutschen Erwerbungen hervorgerufene Erregung hat sich gelegt, und man betrachtet dort die deutsche Nachbarschaft jetzt mit ganz anderen Blicken als früher. Es wäre allerdings wünschenswert gewesen, daß man am Kap früher zu der Einsicht gekommen wäre³⁹⁾, daß die Deutschen ein ebenso gutes Recht zu Erwerbungen in

Dunkel gehüllt. Orkanartige Stürme aus Nordwesten verwandeln die unteren Luftschichten in ein glühendes Sandmeer. Zwischen den geschlossenen vier Mauern kann man kaum mehr atmen. Der Donner rollt unaufhörlich und allenthalben. Nur zuckende Blitze erhellen anhaltend das schauerliche Dunkel. Sind die ersten Tropfen einmal gefallen, dann schöpft man wieder Luft und Mut. Der Regen, vom Westwind gepeitscht, stürzt wolkenbruchartig hernieder, oft nur $\frac{1}{4}$ Stunde lang, zuweilen auch etliche Stunden anhaltend, bis das Gewitter in südöstlicher Richtung abzieht, nicht ohne bedeutenden Schaden an Kulturboden, Pflanzen und Gesträuch, auch am Viehbesitz, hinterlassen zu haben, doch ist der Nutzen dieser Gewitter nach 7—8 monatlicher Dürre ungleich größer. Diese Periode dauert von Dezember bis April, doch kann es Wochen, oft Monate anstehen, bis weitere Regen nachfolgen. Winterregen fallen nur in Folge gewitterreicher Sommer, was höchstens alle 10 Jahre einmal vorkommt." — Johannes Olpp, *Angra Pequena* etc. Seite 11.

³⁹⁾ Die deutsche Presse des Kaplandes kennzeichnete das Vorgehen der Kapregierung ganz richtig als ein sehr unpassendes, das überdies geeignet sei, ihr mit der Zeit ernste Schwierigkeiten zu bereiten. So schrieb „Das Kapland“ in seiner Nummer vom 30. August 1884: Vom rein südafrikanischen Standpunkte aus giebt es nur Eins für die Kap-Kolonie sowie für alle übrigen Staaten des Landes, nämlich jene Anfänge deutscher Kolonisation aufrichtig willkommen zu heißen. Angesichts dieser von uns herührten Thatsache und nachdem Fürst Bismarcks Erklärungen längst Eigentum der englischen Presse waren,

Afrika haben als die Engländer, und daß sie zu Nachbarn zu haben immer noch besser sei als französische oder portugiesische Nachbarschaft, aber wir können die unliebsamen Vorgänge beim Streit um Angra Pequena umso eher vergessen, als ja schließlich doch der Erfolg auf unserer Seite blieb.

Von dieser Seite dürften wir daher für die Dauer keine großen Hindernisse für unser Vordringen ins Innere befürchten müssen. Mehr als die englische Konkurrenz wird die uralte Feindschaft zwischen den Bantuvölkern und den Hottentotten zu berücksichtigen sein. Die deutschen Pioniere müssen inmitten eines Rassenkampfes Fuß fassen, von dem es fast scheint, daß er nur mit der Vernichtung eines der streitenden Völker enden könne. Seit undenklichen Zeiten bekämpften sich Hereró und Nama, bald waren die einen, bald die anderen Sieger, und Tausende sind auf beiden Seiten gefallen. Man könnte, sagt Pechuel-Loesche, die Knochen der von Nama erschlagenen Hereró frachtwagenweise zusammenfahren lassen. Die Europäer haben von Anfang an den Brand geschürt und die Nama immer wieder gegen die Hereró aufgestachelt, denn die Raubzüge derselben in das an Herden reiche Gebiet der Hereró bildeten die Grundlage des Handels, gegen das geraubte Vieh tauschte der Hottentotte die Waren des europäischen Händlers ein. Ohne die Nama zu bereichern, hatten diese Zustände die Verarmung der Hereró zur Folge. Hierin muß eine Änderung eintreten, wenn nicht von Anfang an alle Kulturarbeit illusorisch werden soll. Die Beamten, welche das Deutsche Reich dort unterhalten wird, müssen ihre Hauptaufgabe darin sehen, die Kämpfe der Eingeborenen untereinander zu verhindern. Eine Art Militärgrenze muß zwischen Nama und Hereró errichtet werden, um den Viehstand der letzteren zu sichern, und jeden Friedensstörer muß unachtsamlich die verdiente Strafe treffen. Wenn jeder Raub mit Todesstrafe bedroht und diese Maßregel streng durchgeführt würde, fänden die Raubzüge der Hottentotten wohl bald ihr Ende. Vor halben Maßregeln, vor allem aber vor unzeitiger Nachsicht wird man sich hier sorgfältig hüten müssen, denn solche sind nirgends so gefährlich wie gegenüber wilden Völkern, welche in Nachsicht nur Schwäche sehen und angesichts solcher alle Scheu vor der Autorität des Europäers für immer verlieren. Um das Verbot der Raubzüge entschieden durchführen zu können, wird das sicherste Mittel die allmähliche Entwaffnung der Eingeborenen sein, und die Verhinderung der Lieferung von Waffen und Munition an dieselben erscheint als ein Gebot der Notwendigkeit.

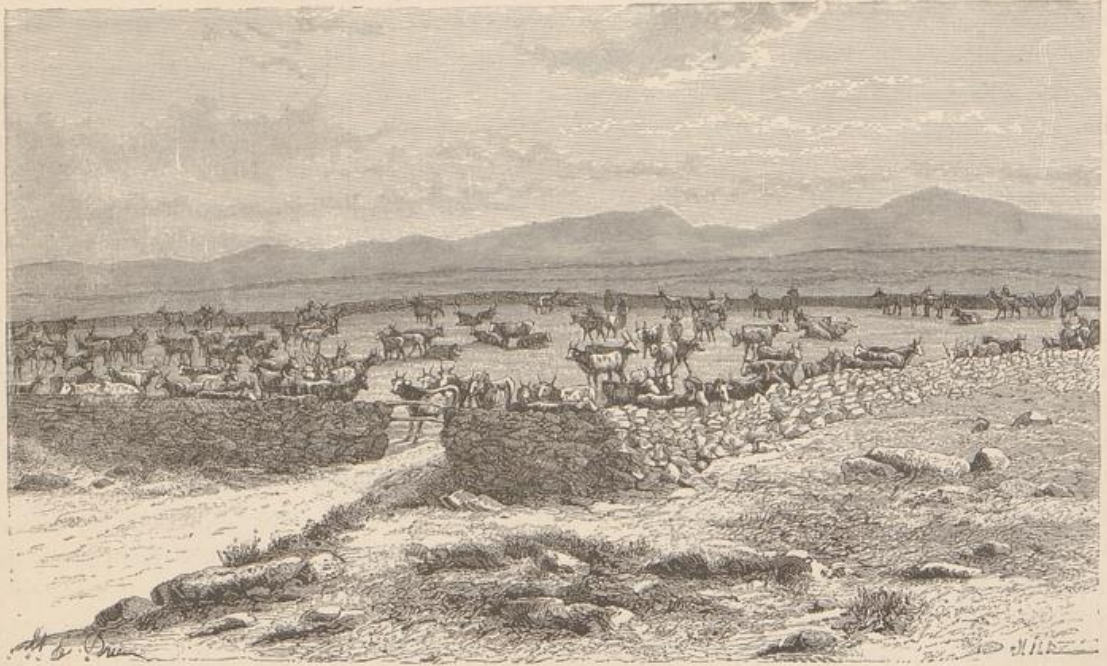
Was inbezug auf die kolonialen Bestrebungen mancher anderen Völker nur eine leere Phrase ist: daß durch dieselben eine Kulturmission erfüllt werde — das muß eben bei den deutschen Kolonialunternehmungen zu vollen Wahrheit werden. Das deutsche Volk ist das erste, welches nicht auf dem bisherigen Wege durch gewaltfame Unterwerfung, sondern durch friedliche Unterhandlungen Kolonien erworben hat, und der vom deutschen Reichskanzler eingeleiteten Kolonialpolitik liegt auch nichts ferner, als eine neue Auflage jenes Ausbeutungssystems ins Leben zu rufen, welches Portugiesen, Spanier und andere Nationen in den von ihnen unterjochten Kolonialländern eingeführt haben. Von den deutschen Ankömmlingen haben die Völker Afrikas nicht den Raub ihres Grund und Bodens und den Verlust ihrer Freiheit zu befürchten, wie es — um von vielen Beispielen nur eines hervorzuheben — den Hottentotten der Kapkolonie erging. Wir sind aber trotzdem frei von jenem sentimentalischen Interesse für Unterdrückung des Sklavenhandels, das für England doch nur der Deckmantel sehr egoistischer Bestrebungen war und wesentlich zur Befestigung seiner Seeherrschaft beitrug, von ihm aber anstandslos verläugnet wurde, wenn — wie im Jahre 1884 im Sudan — sein Vorteil es erheischte. Eine gewaltfame reformatorische Thätigkeit inbezug auf die sozialen Verhältnisse der Eingeborenen, in denen

bleibt es somit auch sehr bedauerlich, daß der kaiserliche Ministerpräsident es für passend hielt, die Begründung seines Antrages auf Einverleibung der Walvisch-Bai durch die Erklärung mündgerecht zu machen, man müsse den Schritt thun, „um unangenehme Fremde aus dem Lande zu halten“. Noch war der Vorschlag, „das Hinterland von Angra Pequena gleich miteinzuverleiben, um die Deutschen auf die erworbene Sandküste zu beschränken“, und überhaupt der ganze Ton, in welchem die deutschen Interessen abgefertigt wurden, sehr taktvoll zu nennen. Es leben an 60 000 Deutsche in der Kolonie (fast $\frac{1}{4}$ der ganzen weißen Bevölkerung!), welche sich als treue, fleißige Bürger um den wahren Fortschritt des Landes die höchsten Verdienste erworben haben und deren Gefühle daher umsomehr gewisse Rücksichten verdienen. Das deutsche Nationalgefühl sieht immerhin auf etwas anderen Füßen und verlangt auch eine etwas bessere Behandlung, als das Kaiserland Süd-Afrikas.

die Sklaverei immer noch eine große Rolle spielt, kann zunächst nicht unsere Aufgabe sein. Der Augenblick, in welchem auch in dieser Hinsicht reformierend eingegriffen werden kann, wird aber bald kommen, wenn erst geordnete Zustände im Lande geschaffen sein werden und die Bevölkerung den Wert derselben erkannt haben wird. Eine Kolonialverwaltung, welche der Aufgabe, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, in vollem Umfange gerecht wird, die Eingeborenen nicht zu einem Ausbeutungsobjekt werden läßt und ihre berechtigten Eigentümlichkeiten berücksichtigt, wird uns sicherer als Waffengewalt den Weg ins Innere Afrikas öffnen — und daß wir von der deutschen Kolonialverwaltung ein solches Auftreten zu erwarten haben, kann nach den bisherigen Erfahrungen als zweifellos gelten.

Um die weitere Zukunft des Landes, um die Erfolge, welche deutsche Arbeit dort erzielen wird, braucht uns dann nicht bange zu sein. Was unsere Auswanderer in unwirtlichen Gegenden Amerikas und anderer Länder geleistet haben und die geachtete Stellung, welche der deutsche Kaufmann sich überall, wo er sich niederließ, erworben hat,⁴⁰⁾ können uns eine Bürgschaft dafür sein, daß auch in Lüdertland nichts wird unversucht gelassen werden, was zur Hebung des Wohlstandes und zur Erschließung der Hilfsquellen des Landes dienen kann. Der Jubel der Feinde des Unternehmens, daß es jetzt von demselben auffallend still geworden, dürfte denn doch verfrüht sein. Das Beispiel der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hat gezeigt, wie sehr es sich empfiehlt, nicht mit Plänen, sondern erst mit vollzogenen Thatfachen und Erfolgen an die Öffentlichkeit zu treten, anstatt, wie dies früher in bezug auf Lüdertland geschah, die Presse mit Nachrichten über noch unsichere Entdeckungen zu überschwemmen. Herr Lüdert arbeitet mit tüchtigen Mitarbeitern ruhig weiter, nach wie vor überzeugt, daß seine Mühe nicht ungelohnt bleiben wird, aber auch überzeugt, daß ein Unternehmen wie das von ihm begonnene nicht im ersten Sturmelauf zu einem in hohem Grade einträglichem gemacht werden kann. Unsere schnelllebige Zeit verlangt überall rasche Erfolge und vergift, daß auch die amerikanischen Kolonien, in denen die Einwanderer ungleich günstiger situiert waren als in Lüdertland, doch Jahrhunderte brauchten, um das zu werden, was sie heute sind. Trotz der bedeutend vervollkommenen Hilfsmittel, über welche unser Jahrhundert verfügt, wird das Zivilisationswerk in Afrika nicht die Arbeit von Jahren, sondern die Arbeit von Jahrzehnten und Generationen erfordern, und was von Afrika überhaupt gilt, das gilt von Lüdertland in ganz besonderem Grade. Wer dort thätig ist, darf nicht vergessen, daß er vorzüglich für seine Nachkommen arbeitet, welche erst die Früchte dessen ernten werden, was er gesät hat.

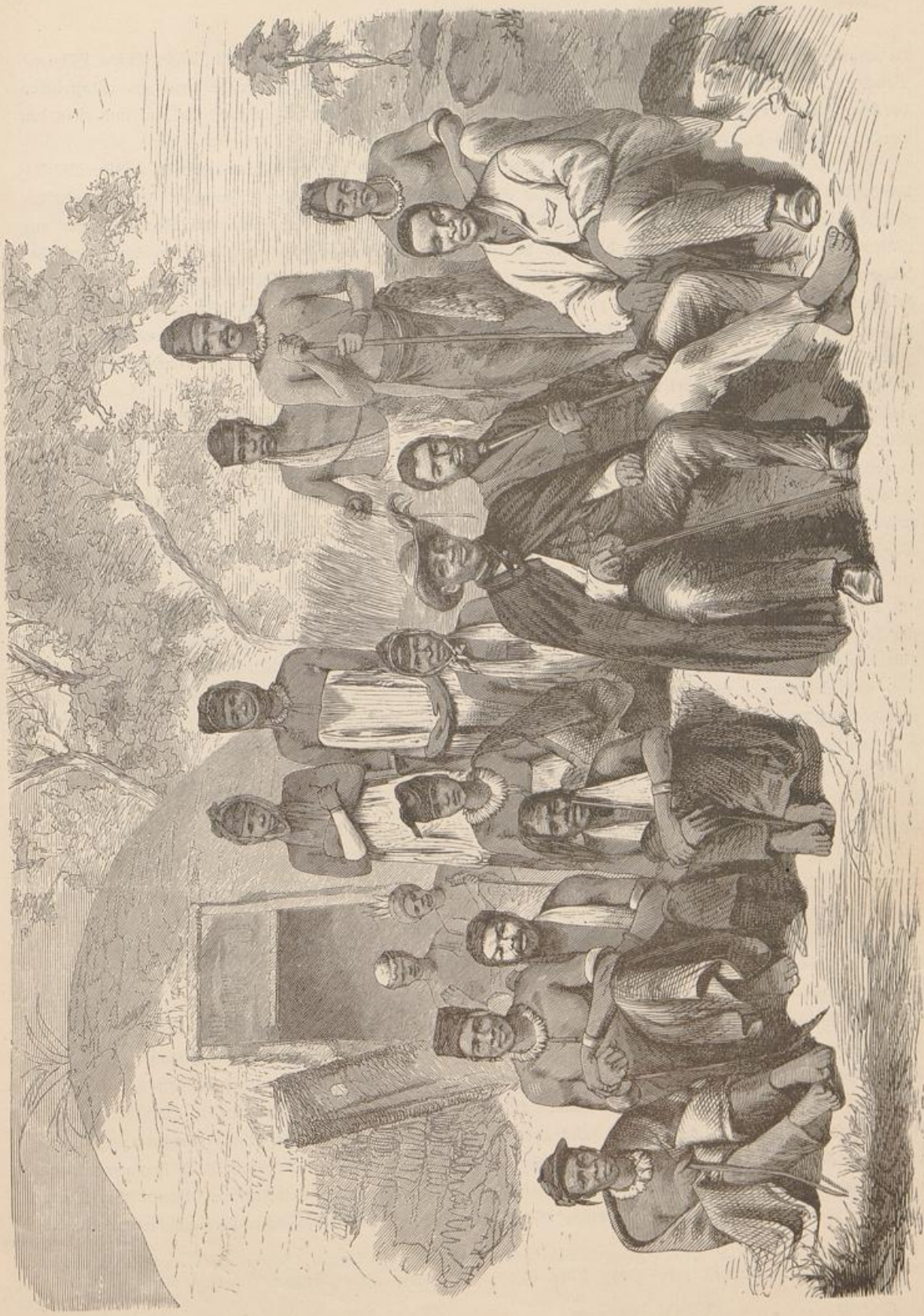
⁴⁰⁾ Das vortreffliche Menschenmaterial, welches Deutschland alljährlich in die Welt sendet, weiß man im Auslande gar wohl zu schätzen. So äußerte sich Sir Bartle Frère in einem zu Glasgow im Januar 1874 gehaltenen Vortrag: Während meiner jüngsten Reise fand ich unter meinen alten schottischen und englischen Bekannten allgemein die Überzeugung, daß die Deutschen im Handel eine ebenso formidable Nation geworden seien, wie sie im Kriege sind. Ich glaube Sie versichern zu dürfen, daß diese anerkannte und wachsende Macht Deutschlands als einer Handelsmacht mit bedingt wird und in enger Verbindung steht mit der bewundernswürdigen Schulerziehung, welcher ein großer Teil der Deutschen sich erfreut. Ich möchte Ihnen zu Gemüte führen, daß selbst in Schottland, wo man sich doch rühmen kann, in Schulbildung weiter zu sein als die übrigen Landesteile der britischen Inseln, wir doch noch weit zurückstehen hinter dem, was in vielen Gegenden Deutschlands erreicht worden ist. Junge, für die kaufmännische Laufbahn bestimmte Leute, welche in die Welt und nach anderen Erdteilen gehen, sprechen und schreiben grammatisch wenigstens eine fremde Sprache, verstehen durchschnittlich mehrere derselben, und viele haben lateinisch, wohl auch griechisch gelernt. Dazu haben sie Unterricht genossen in Geschichte, Physik, Naturwissenschaften; viele sind auch musikalisch, überhaupt gebildete Leute und ganz geeignet, sich und ihren Bekannten die Zeit angenehm zu vertreiben. Dazu kommt, daß diese wohlherzogenen und gut unterrichteten jungen Männer mäßig leben, genau im Geschäft, arbeitfam und durchaus zuverlässig sind.



Südafrikanischer Viehtraal.

Die Kapkolonie.

Wenn man nach langer Seefahrt der Südküste Afrikas sich nähert, erblickt man schon aus weiter Ferne den zwischen dem Teufelsberg und dem Löwenkopf emporragenden mächtigen Tafelberg, an dessen Fuße die Kapstadt liegt. Endlich ist das Ziel der Reise erreicht, und beim Einlaufen in die majestätische Bai entrollt sich eines der prächtigsten Landschaftsbilder, welche die Erde aufzuweisen vermag: zur Linken erstreckt sich ein hellschimmernder Sandstreifen, über welchen der Blick in die bläuliche Ferne schweift, tief hinein ins Land bis zu den Bergen, deren Umrisse nur verschwommen hervortreten — zur Rechten ragen schroffe, von der Brandung mit weißem Schaum bespritzte Felsen empor — im Hintergrund blinken uns die weißen Häuser der Kapstadt entgegen, überragt von der gewaltigen Steinmasse des Tafelberges — und je tiefer wir in die Bai hineinfahren, desto belebter wird ringsum die Meeresfläche. Da liegen auf der Rhede Schiffe aller seefahrenden Nationen, da flattern englische, deutsche, französische, amerikanische, holländische, russische Flaggen, Kommandoruf und Trommelschlag ertönt an Bord der Kriegsschiffe, an denen wir vorbeifahren, und unzählige kleine Boote umlagern die Dampfer, welche ihre Ladung löschen oder zur Weiterreise sich rüsten. Die einen bringen



Kaffertypen.



Kaffertypen.

die angekommene wertvolle Ladung aus Land, andere kommen beladen mit Kohlen, mit Fleisch, Enten, Hühnern, Gemüse u. s. w. vom Lande her, um die Proviant- und Heizvorräte der Schiffe zu ergänzen. Dazwischen durchfurchen Fischerboote, welche mit reicher Beute vom nächtlichen Fang heimkehren, die Flut und eilen den Landungswerften zu, wo sie bereits die Händler erwarten.

Es ist ein herrliches, entzückendes Bild, das sich da vor unseren Blicken entrollt. „Unwillkürlich bemächtigt sich des Fremdlings ein behagliches Gefühl der Sicherheit, wenn er, langsam dem Strande der Tafelbai folgend, sich der Kapstadt nähert. Diese weißgetünchten, aus dem Grün der Straßenalleen und Gärten hervorstühenden Gebäude, hier und da von schlanken Türmchen überragt, scheinen dem Fremdling Ruhe und Frieden nach den Stürmen des Meeres ebenso wie nach jenen des Lebens zu bieten. Ein Ort des Friedens scheint es wie dazu erkoren.“⁴¹⁾ Wer einige Zeit am Kap lebt, hat aber bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß diese scheinbar so ruhige Bucht nichts weniger ist als ein Ort des Friedens, denn in manchen Jahreszeiten ist sie heftigen Stürmen ausgesetzt, und der Südostwind tritt dann hier mit verheerender Gewalt auf. „Ein entsetzliches Lärmen stört unsern Schlaf: wir horchen — es ist ja wie ein Erdbeben! Die Fenster rasseln, die Thüren klappern und das Haus bebt, wie in seinen Grundvesten erschüttert. Von Zeit zu Zeit trifft ein Windstoß das Haus, der es über uns zusammenzustürzen droht. Ein lauter Ruf erschallt; ein hastiges Laufen in der Straße; aber alles verhallt augenblicklich im Säusen des Sturmes, der mit erneuerter Wut losbricht. Erschrocken treten wir ans Fenster: Im Osten tagt der Morgen mit einem trüben Rot; die Stadt ist verschwunden; eine dicke, rotbraune Staubwolke hüllt sie ein; herab wälzt sich über das Tafelgebirge eine Masse weißer Wolken wie eine Lawine; es ist der Südostwind, dieser gefährliche Feind der Schiffe, nach welchem das Kap von portugiesischen Schiffen mit nur zu gutem Recht Cabo dos Tormentos benannt wurde. „Schiff am Strand!“ schallt es jetzt deutlich durch das wilde Chaos, und von unseren Fenstern erspähen wir jetzt die Schiffe in der Bai umhergeworfen und mit fliegenden Signalen. Gegenüber auf dem Löwenkopfe, einem Hügel, welcher östlich die Stadt überschaut, ragt ein Flaggenstab in das graue Gewölk, an welchem Flaggen auf- und niedersteigen in Antwort auf die Notsignale von der Bai. Das dumpfe Getöse eines Kanonenschusses von der Zitadelle bestätigt das Gerücht, und ängstlich und neugierig läuft eine Menge Menschen dem Molo zu. Doch die Schrecken eines Schiffbruches sind zu wohl bekannt, um sie wiederholt zu schildern. Genug — dieser heillose Wind hat schon manches Schiff an diesem Gestade zertrümmert und manche Schreckensszene in dieser Bai veranlaßt. Im Jahre 1841, wenn unser Gedächtnis uns nicht trügt, lief der Abercrombie, ein großer Dreimaster, in die Bai. Das Schiff war nach Australien bestimmt und führte 400 Deportierte und 400 Soldaten. Plötzlich brach einer dieser heftigen Südostwinde los, die oft auf den stillsten, heitersten Tag folgen. Die Ankerketten brachen und das Schiff ward auf die Felsen so nahe am Strande geworfen, daß man jeden kleinsten Gegenstand am Bord deutlich wahrnehmen konnte. Dennoch war alle Kommunikation mit dem Schiff unmöglich. Alle Versuche, Boote auszusenden, schlugen fehl, denn die See raste wilder als je. Ein Herr bot 100 Pf. St. für das Boot, welches das Schiff erreichen würde. Die Gefahr war groß, doch die Entfernung nur gering, und 8 Männer sprangen in ein Boot und arbeiteten sich durch die donnernde Brandung, doch nach wenigen Augenblicken verschwand das Boot, und 8 Leichname zerschmetterte die See an den Felsen. Tausende wurden mit Raketen über das unglückliche Schiff geworfen, aber auch diese Verbindung zerstörte der rasende Sturm, und die dicht gedrängte Masse stand ratlos bei dem Untergange von mehr als 800 Menschen, die an den Raaen und Masten des brechenden Schiffes hängend mit verzweiflungsvoller Geberde um Hilfe flehten, und deren herzerreißender Ruf selbst über das Toben des Sturmes das Ohr der entsetzten Zuschauer erreichte. Nicht minder ist selbst das Tafelgebirge, über welches dieser verderbliche Wind hinunterrauscht, das Grab gar vieler geworden, die das Gebirge erstiegen, aber nicht wieder heimkehrten. Von dicken Wolken umnachtet, die der Orkan auf das Gebirge niederdrückt und mit unwiderstehlicher Gewalt hinwegschleudert,

⁴¹⁾ Dr. Emil Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen, Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenfeldern zum Zambesi (1872—1879). Wien, Alfred Hölder, 1881, 1. Band, Seite 6.

hat der irrende Wanderer oft den Abgrund überschritten, unbewußt der entsetzlichen Tiefe von fast 4000 Fuß. Viele Tage hat man oft gesucht, ehe man die zerschmetterten Überreste solcher Unglücklichen auffinden konnte.“⁴²⁾

So sehr kann sich die reizende Bai verändern, die jetzt, vom hellen Sonnenglanz überflutet, glatt und eben wie ein Spiegel vor uns liegt! Wir finden aber nicht Zeit, an ihre Schattenseiten zu denken, denn in raschem Wechsel folgt ein neuer Eindruck dem andern, und wenn der Anker niedgerollt ist und wir ans Land fahren, nimmt uns bald die fremdartige Szenerie noch mehr Anspruch. Ein buntes Treiben umtost uns, sobald wir den Fuß ans Land gesetzt haben. Dort stehen die mit Fässern beladenen Karren der Fischhändler, welche die gefangenen Meeresbewohner in die Stadt bringen sollen, und eine Reihe Cabs von der Form der Londoner Handsomes, deren Kutscher Eingeborene sind, erwarten die ankommenden Fremden. Die Pferde sind zwar nicht schön, man fährt aber mit ihnen zum mindesten ebenso schnell wie mit Droschken I. Klasse in Berlin. Nachdem wir einige hundert Schritte im Getümmel von Karren, Lastträgern, Hafenarbeitern, Fischern u. s. w. zurückgelegt haben, verkündet uns penetranter Geruch, daß wir uns dem Fischmarkt der Kapstadt nähern, der am Eingang in dieselbe gelegen ist. Da sind wir mit einem mal mitten hinein in das Gemisch von Völkerschaften verseht, aus denen die Bevölkerung der Stadt besteht, und Malayen, Kaffern, Hottentotten, Inder, Europäer ziehen an uns vorüber und die verschiedenartigsten Sprachen klingen an unser Ohr.

In großen Haufen liegen da die Fische, namentlich Hummern, aufgestapelt. Die Fischer, welche sie feilbieten, sind Malayen. Dieselben sind seit vielen Jahrzehnten in der Kapstadt ansässig, haben aber immer noch ihre heimische Tracht beibehalten und sind auch ihren Sitten und Gebräuchen treu geblieben. Mit leinenen Hemden und weiten, hauschigen Leinenhosen bekleidet, den riesigen, kegelförmigen Hut aus Stroh, Schilf oder Bambusgeflecht auf dem Haupte, oder einen roten Tuchlappen um dasselbe geschlungen, so stehen die dunkelbraunen Gestalten da und bieten die Fische feil, welche sie soeben aus ihren Booten ans Land gebracht haben. Frauen und Kinder sind beschäftigt, die Beute des Fischzugs herbeizutragen und in die bereit stehenden Körbe zu schütten. Die Malayenfrauen tragen grellfarbige Kopftücher, weite, weiße Hemden wie die Männer und eine solche Menge Röcke, daß sie an Umfang den modernen Krinolinen gleichkommen, während die Mädchen in weißes Linnen gekleidet sind. Die Mehrzahl der Malayen lebt vom Fischfang, andere sind in der Kapstadt als Maurer oder Schneider thätig, und manche haben sich auch zu gewandten Koffelkern ausgebildet.

Unter den farbigen Fremdlingen in der Kapstadt sind die Malayen die zahlreichsten. „Ihre Erscheinung verleiht der Kapstadt einen eigentümlichen orientalischen Anstrich. Hier sieht man einen Malayen auf prächtigem Pferde vorbeigaloppieren, einen bunten Shawl über der Brust gekreuzt, ein rotes oder buntes Tuch turbanähnlich um den Kopf gebunden, oder den leichten, trichterförmigen Schilfhut tragend, den der Malaye die Gewohnheit hat ins Wasser zu tauchen und triefend aufzusetzen, um durch Verdunstung des Wassers eine größere Kühle auf dem Kopfe zu erzeugen. Dort gehen einige schöne Frauen mit dem edeln, römischen Profil in weiten, luftigen, weißen Musselinkleidern, ihre rabenschwarzen, glänzenden Haare in einen großen Knopf gewunden, durch den ein silberner Pfeil gesteckt ist. Andere sitzen unter Marquisen oder Balkonen hinter niedrigen Gestellen, auf denen die Pracht tropischer Früchte ausgelegt ist: die duftende Muskmelone, die gewaltige Wassermelone von rosigem, eiskaltem Fleische, die samtmene Pfirsiche, die goldene Orange, die aromatische Guave, der gewürzige Shaddock, die säuerliche Granate und Trauben, wie kein anderes Land sie erzeugt. Allenthalben begegnet man Männern, die, an schwanken Bambusstöcken Milcheimer oder lange Seefische einhertragend, mit eintönigem Rufe ihre Ware feilbieten. Vorbeifliegen sechs-spännige Wagen mit lustiger bunter Gesellschaft von Malayen; Tirr — Katall — erschallt es, und Wagen und Gesellschaft sind in einer Staubwolke verschwunden. Alles ist reges Leben unter ihnen und ihre Industrie ist nicht genug zu preisen.

⁴²⁾ Eduard Kretschmar, Südafrikanische Skizzen, Seite 5.

Sie sind Muhammedaner, haben ihre eigenen Priester und Moschee, und sind, wie ihre anderen Glaubensgenossen sehr pünktlich in Beachtung religiöser Gebräuche. Ihre Sprache ist wohlklingend, reich an Vokalen und dem Italienischen im Klange ähnlich. Der Malaye hat schlichtes, langes Har und selten starken Bart; seiner Religion gemäß pflegt er jedoch mit großer Sorgfalt die wenigen Haare und dressiert sie zu einem spitzen hakenförmigen Bart am Kinne. Die Kleidung ist ein Gemisch von europäischer, türkischer und malayischer Mode und ist dem Klima angemessener als die Tracht des Europäers, welcher in jedem Klima seine Tracht beibehält, wie unbequem sie ihm auch sei und wie sehr er sich auch von der Zweckmäßigkeit anderer Kleidung überzeugt halte. Vielweiberei ist natürlich unter ihnen erlaubt, doch machen sie keinen Gebrauch von dieser Erlaubnis. Die Malayen haben die Gewohnheit, Schnupftabak zu nehmen, den sie nicht nach gewöhnlicher Weise in die Nase, sondern zwischen Zahnsfleisch und Wangen stecken, wahrscheinlich als einen Ersatz für die Bethelnuß. Es wird auf diese Weise eine erstaunliche Menge Mond-Snuif (Mundschnupftabak) konsumiert. Da der Tabak fein gemahlen ist, begreift man leicht, daß diese Gewohnheit bei weitem ekelhafter sein muß als das Tabakskauen, und um so größere Verwunderung erregt, da der Malaye in allen anderen Gewohnheiten die ausgezeichnetste Reinlichkeit beobachtet.⁴³⁾

Auf der Gouvernementsstraße, welche eine prächtige Eichenallee durchzieht, gelangen wir in die Stadt, in deren breiten Straßen uns sofort die Bauart der Häuser auffällt. Neben den mehrstöckigen englischen Häusern mit flachen Dächern stehen die hochgiebeligen holländischen Häuser mit dem reichverzierten Portal, zu welchem eine Treppe emporführt, und den großen Fenstern mit kleinen Scheiben. Bei keinem dieser Häuser fehlt die Veranda und der Garten, der meist von einer Euphorbienhecke umgeben ist und prächtige Blumenbeete enthält. „Aus dunklem Laub hängen tiefrote Blumen herab neben lilienweißen Glocken. Hier duften auf freier Terrasse Geranien, von Kaktus oder Zwergpalmen überragt, dort weht der ungeheuerer Besen eines gigantischen Ginsters. Daneben breitet der Gummibaum seine schimmernden blaugrünen Blätter aus oder entfaltet ein Brotbaum seine langen fächer und wetteifert an Schönheit mit der Dattelpalme, die ihre feingefiederten Blattwedel tief hineintaucht in die blaue Luft. Um die dickbelaubte Korkeiche winden sich die Blütenranken üppiger Schlingpflanzen, und wie ein ernster Gedanke steht daneben die düstere Zypresse und die schottische Fichte.“ In diesen Gärten kann man ein Stück echt holländischen Lebens und Treibens beobachten. Am Abend, wenn die drückende Hitze zu schwinden beginnt, sitzt die Familie in der weinumrankten Veranda bei der blanken Theekanne, der Vater sein Pfeifchen rauchend, Mutter und Töchter mit stricken beschäftigt, während die Knaben sich im Garten herumtummeln. Im Garten herrscht angenehme Kühle, und die Euphorbienhecke, die Akazien und Mimosen schützen gegen den Südostwind. Hierher dringt nur der Staub, der uns in den Straßen der Stadt auf Schritt und Tritt belästigt und der auch in die Zimmer eindringt, wo er alle Möbel überdeckt. Man wird diese Plage nur dann los, wenn es geregnet hat, tauscht sie jedoch dann gegen eine andere um, da nun das Regenwasser sich in den Straßen in großen Lachen sammelt. Während der heißen Tagesstunden sieht man überall verhängte Fenster, hinter denen verborgen die Bewohner abwarten, bis die Sonnenglut nachgelassen hat und sie sich wieder ins freie hinauswagen können. Die Hausfrauen besorgen ihre Einkäufe in den frühen Morgenstunden, und gegen Mittag beginnt es in den Straßen still zu werden, da jeder, der sich solchen Comfort gestatten kann, sich in seine kühlen Wohnzimmer zurückzieht. Dieses Klima, welches die Menschen in das Innere ihrer Häuser bannt, paßt jedoch vortrefflich zum Charakter der Kapbevölkerung. Der Bürger der Kapstadt besucht keine öffentlichen Lokale; wenn die Arbeitszeit im Geschäft vorbei ist, zieht er sich in den Familienkreis zurück, liest die Lokalnachrichten und die Anzeigen, welche seine Zeitung enthält, schlürft dazu behaglich eine Tasse Thee nach der andern, und wenn er ja einmal das Haus verläßt, so führt ihn sein Weg wahrscheinlich zu einem Bethause, in welchem eine Bethstunde abgehalten wird, denn er ist ein strenger Calvinist und versäumt nie die gewissenhafteste Beobachtung der Glaubensvorschriften.

⁴³⁾ Kretschmar, l. c. Seite 201.

Von einem geselligen Leben, wie man es in anderen Hafenstädten findet, ist daher in den Kreisen der Kapischen Bürgerschaft keine Spur. Die einzige Erholung, welche der Holländer sich außer seiner Familie gönnt, ist ein Ritt durch die Stadt oder die Umgegend, wobei der unvermeidliche Regenschirm, ohne welchen kein anständiger Mensch das Haus verläßt, nicht vergessen wird, und wenn am Sonnabend in den späten Nachmittagsstunden allmählich die Contore, Bureau, Banken u. s. w. geschlossen werden, eilt alles aufs Land hinaus, aus der heißen, staubigen Stadt in die frische Luft der Villenstädte. Bald sind die Straßen der Kapstadt still und öd, und man begegnet in ihnen nur noch Farbigen. „Kapstadt schlummert, der Tafelberg hält Wache darüber, und die bleiche Luna leistet ihm Gesellschaft.“ Erst am Sonntag-Abend beginnt die ausgewanderte Bevölkerung zu ihren Wohnungen zurückzukehren, und am Morgen des ersten Wochentages ist alles wieder bei der gewohnten Arbeit.



Die Kapstadt. (Nach Holub.)

Besser als für die Unterhaltung ist in Kapstadt für die Belehrung gesorgt. Die Stadt besitzt eine gut ausgewählte Bibliothek, welche 40 000 Bände enthalten soll, darunter Schätze, um welche manche europäische Großstadt sie beneiden kann, einen großen botanischen Garten und eine Sternwarte, deren Weltruf ihr Gründer John Herschel begründete, und den sie sich bis auf den heutigen Tag gewahrt hat. Dagegen ist das Naturhistorische Museum sehr vernachlässigt und kaum der Beachtung wert. Von den gelehrten Gesellschaften, welche in Kapstadt thätig sind, verdienen hervorgehoben zu werden: die Society for the advancement of literature and civilisation, die Society for the discovery of Central-Africa, die Agricultural Society und die Society for the advancement of christian knowledge.

An Sehenswürdigkeiten ist die Stadt verhältnismäßig arm. Der liebliche Eindruck, den sie, vom Meere aus gesehen, hervorbringt, schwindet rasch, wenn man in ihre Straßen gelangt. Die ganze Stadt macht den Eindruck des Unfertigen, sieht aus, als ob sie erst gestern entstanden wäre. Die Bäume in den Straßen, deren Stämme durch Zementfäßchen, welche ihnen als Hülle dienen, gegen Beschädigung geschützt sind, scheinen erst vor wenigen Tagen gepflanzt zu sein, die Straßen sind ungepflastert und reich an Gruben

und Löchern, bei Nacht jedoch glücklicherweise sehr gut beleuchtet, da Capetown sich einer Einrichtung rühmen kann, welche noch manchen europäischen Großstädten fehlt: der elektrischen Straßenlampen.⁴⁴⁾ Neben den alten Häusern entstehen dabei prächtige Neubauten in immer größerer Zahl, unter denen namentlich das neue Parlamentsgebäude ein monumentaler Bau ist.

Die interessanteste Sehenswürdigkeit der Kapstadt wird aber stets jener steinerne Würfel bleiben, der sich über ihr erhebt. Wie ein Wache haltender Riese blickt der Tafelberg hinab auf das bunte Treiben in der Stadt. Schroff wie eine Mauer steigt der Fels empor, von unten gesehen völlig nackt und kahl erscheinend und von weißen, gelblichen oder aschgrauen Streifen überzogen, da Quarzsand-, Thonschiefer- und Gneisschichten übereinander lagern. Die gewaltige Südspitze Afrikas besteht aus drei Bergen, dem würfelförmigen Tafelberg, dem durch eine breite Schlucht von ihm getrennten zweigipfeligen Löwenkopf und dem Teufelsberg. Der Löwenkopf verdankt seinen Namen dem Umstande, daß er, von der Seite gesehen, einem ruhenden Löwen sehr ähnlich sein soll, der Teufelsberg aber hat seinen Namen wohl von den furchtbaren Stürmen erhalten, welche zuweilen von ihm herab durch die Stadt toben, wenn der Südostwind rasend die rotbraunen Sandwolken emporwirbelt und dann der Regen wie eine Hochwasserflut die Straßen überschwemmt.

Der bedeutendste unter diesen drei Bergen ist der 1082 Meter hohe Tafelberg (Table mountain). „Mehr als ein Drittel der ganzen Höhe des Massivs nimmt der teils mit angebauten Wiesen, teils mit Gras, Buschwerk und mannigfaltigen Haidekräutern bewachsene Riesensockel ein, aus dem fast perpendikulär die mächtige, zerklüftete, doch oben vollkommen abgeflachte Kuppe aufsteigt. Stunden vergehen, bevor man auf die mit Felsenblöcken bedeckte Hochfläche, die dem Berge den Namen gab, gelangt, und oben angekommen erheischt es die größte Vorsicht, um nicht irre zu gehen! Es ist daher angezeigt, sich der Führung eines Bewohners der Kapstadt anzuvertrauen, an solchen bereitwilligen Führern fehlt es aber nicht, denn die Bewohner der meisten Städte Süd-Afrikas zeichnen sich durch ihre Freundlichkeit, ihre Gastfreundschaft und ihr biederes Entgegenkommen aus. Namentlich ist für jene, welche schöne Felsen-Szenarien bewundern wollen, das Besteigen des Tafelberges von hohem Interesse; allein der Genuß, den diese hier und da durch die natürlichen, oft so grotesken Felsenformen und eine reiche tropische Vegetation fesselnden und die Mühe des Besteigens so reichlich entlohnenden Bergeslehen bieten, wird noch von der schönen Aussicht überboten, die den Besucher erwartet, wenn er, müde von dem beschwerlichen Aufstieg an der flachen Kuppe angelangt, den Blick rund herum über den Horizont schweifen läßt. Vor uns dehnt sich scheinbar endlos nach Westen und Norden der Spiegel des Ozeans aus, die tief in das Land einschneidende Tafelbai verrät uns jezt noch das durch Jahrtausende thätige Bestreben des Meeres, den schmalen Felsenriegel, der die Tafelbai von der Kalk- und Simonsbai im Süden trennt, zu durchbrechen. In der Tafelbai selbst aber erblicken wir die flache, durch einen Leuchtturm und Häuserkomplexe gekennzeichnete Robbeninsel, auf der sich gegenwärtig ein Asyl für Irrsinnige und ein Staatsgefängnis für angesehene politische, den dunklen Rassen angehörige Sträflinge befindet. Unter uns der im farbenreichen Grün strotzende Fuß des Tafelberges und zwischen ihm und der Bai, in der zahllose, teils im sichern Hafen, teils außerhalb auf der Rhede liegende Schiffe von regem Handel zeugen, die hell-schimmernden Gebäude der Stadt, durch die sich kreuzenden geraden Straßen als ein Komplex von Rechtecken hervortretend, deren Monotonie hier und da oasenförmig durch das Grün der Gärten und Alleen angenehm unterbrochen erscheint. Dort drüben am Abhange des Löwenberges die stillen Ruheorte der Malayen und der farbigen überhaupt, weiter nach dem Green point-Leuchtturm zu die mit hohen Zypressen bewachsenen Friedhöfe der Bleichgesichter. Doch lassen wir das Bild des Vergehens und wenden wir unsere Blicke zur Rechten und zur Linken, wo sich die beiden Genossen des Tafelberges erheben! Da wo der Löwenkopf sein steiles Haupt erhebt, verbrüderet er sich mit einem der zwölf Apostel, die, an ihrem steilen Fuße von den Wogen des Ozeans bespült, stolz ihre Zackigen spitzen Höhen in den blauen Äther erheben. Schweift der Blick zur

⁴⁴⁾ Wilhelm Joest, Um Afrika. Köln, Verlag der M. Dumont-Schauberg'schen Buchhandlung, 1885, Seite 34 u. f.

Rechten und hat er sich an allen die Phantastie erregenden Formen, an den Fessenschluchten, Klüften, Felsenmauern, Terrassen und Riesenblöcken des Teufelsberges gesättigt, so blickt das Auge weiter hinaus auf eine mit Gebüsch, Wäldern und Haidekräutern bewachsene Ebene, auf grüne, glänzenden Teppichen gleichende Wiesen und angebaute Fluren, in denen sich Villen und Farmhäuser anmutig bemerkbar machen, und die der Wohlhabenheit und Emsigkeit der Ansiedler das beste Zeugnis geben. So bietet die Umgebung der Metropole Süd-Afrikas, mögen wir sie von dem ehrwürdigen Haupte des Tafelberges, oder von den beiden anderen Höhen betrachten, mögen wir ihr von der See aus, von dem schaukelnden Boote unsere Aufmerksamkeit widmen, uns immer ein anziehendes, wechselndes Bild! Vom letztern Standpunkte aus betrachtet, wird das Bild ungleich interessanter, indem eine scharf nach oben abgegrenzte Wolkenschichte in der Regel die obere Hälfte der beiden höheren Berge so verhüllt, daß das spitze Haupt des einen und das flache des andern über die Wolkenbank hinausragen und dadurch einen effektvollen Anblick gewähren.⁴⁵⁾

Ein ungemein reicher Blütenschmuck bedeckt die Fessspalten und die Platte, doch nur wenn reichlicher Regen gefallen ist. Nach einem solchen sprossen überall wilde Lilien, Tulpen, Pelargonien u. s. w. zahllos aus dem Boden hervor und das kahle Gestein überkleidet sich mit einem vielfarbigen Blument Teppich, aber nach wenigen regenlosen Wochen ist alles verdorrt und mit Staub bedeckt. Den prächtigen Blumen, die man da bewundert, fehlt überdies eine Eigenschaft, welche uns ihre Schwestern in unserer Heimat erst recht lieb macht, der Duft. Grüne Rasenflächen findet man auf dem Tafelberge nicht. Die gewaltige Naturkraft, welche dort dem Boden die Vegetation entlockt, scheint es zu verschmähen, nur bescheidenen Graswuchs hervorzurufen, und wo sie nicht durch eine Überfülle von Blüten imponieren kann, dort läßt sie den Boden lieber völlig kahl. Der Botaniker findet in den Rissen des Berges und droben auf der Platte manche seltene Pflanze, und fremdartige Vögel schwirren über die Protaceensträucher, welche hier und da sich aus dem Blument Teppich erheben, hin. Da bemerkt man einen kleinen goldgrünen Kuckuck und eine Menge winzig kleiner Honigsauger, die Kolibris Afrikas, welche die honigreichen Blüten der Protaceensträucher umflattern, aber wie die Blumen duftlos sind, so sind die kleinen Vögel mit dem prächtigen, bunten Gefieder stumm. Sehr selten läßt einer seine Stimme erschallen, und er verstummt stets rasch als wäre er erschrocken über seine Kühnheit, die heilige Ruhe des Berges zu stören.

Die Eingeborenen scheuen sich, den Tafelberg zu besteigen, und auch von den am Kap ansässigen Europäern hat lange keiner die Besteigung gewagt. Nachdem aber durch einige Reisende das Wagnis glücklich vollbracht war, wurde der Tafelberg bald von so vielen bestiegen, daß seine Besteigung nur noch als gewöhnlicher Ausflug betrachtet wurde und für kühne Bergsteiger allen Reiz verlor. Im Jahre 1800 ritt der am Kap ansässige Holländer van Keenen auf den Berg hinauf, aber das Wagnis war so groß, daß es nicht gleich Nachahmer fand. Erst im Jahre 1821 unternahm der Engländer Cathcart den gefährlichen Ritt, und nachdem er glücklich die Platte erreicht hatte, ritt er auch hinab, was ungleich schwieriger und gefährlicher ist. Wie jede Tollheit leicht Nachahmer findet, so haben seitdem auch Cathcart viele nachgeeifert, und sind auf den Berg hinauf und wieder herab geritten, um sich rühmen zu können, zu Pferde die höchste Spitze Süd-Afrikas erreicht zu haben.

Am Fuße des Löwenkopfes sehen wir längs des Seeufers zahlreiche hübsche Villen, deren weiße Mauern aus dem Grün der sie umgebenden prächtigen Gärten hervorblinken. Der dem Meere nächste Teil dieser Villenstadt heißt Sea-Point, der an die Stadt grenzende Green-Point, und in der Mitte zwischen beiden liegen die Friedhöfe der Eingeborenen, der Malayen und Europäer. Auf den Abhängen des Teufelsberges „reihet sich auf Meilen hin Dorf an Dorf, Garten an Garten, die einzelnen, nett und sauber gehaltenen Gehöfte oft durch dichte Nadel- oder Eichengehölze von einander getrennt und überschattet. Von hundert zu hundert Schritt taucht auch hier immer ein neues anziehendes Bild auf, das zuweilen ausnehmend schön ge-

⁴⁵⁾ Frisch, l. c. Seite 14.

nannt werden kann, wie z. B. die über diesem Punkte sich erhebende Partie des Teufelsberges hier als eine interessante Felsenformation, dort als Gehölze oder blühende Eriawiesen den Hintergrund bildet." All die Dörfer und Gehöfte, welche sich vom untersten Hang des Teufelsberges in langer Kette weit hinein ins Land ziehen, sind durch eine Eisenbahn mit der Kapstadt verbunden.

Wenn man heute auf der Höhe des Tafelberges Rundschau hält über das blühende Land, in dem o viele volkreiche Städte und Niederlassungen ohne Zahl entstanden sind, und über die herrliche Bai, welche durch ihre Lage wie geschaffen erscheint zu einem Handelsmittelpunkt zwischen allen Erdteilen, da kann man es kaum begreifen, wie es möglich war, daß mehr als anderthalb Jahrhunderte (1486 bis 1652) seit Entdeckung der Südspitze Afrikas vergingen, bevor Europäer sich dort ansiedelten. Man hatte stets nur den Seeweg nach Indien im Auge und übersah auf der Jagd nach den in der Ferne winkenden Schätzen das nahe Liegende. Der Jubel, mit dem die Entdeckung der Südspitze Afrikas begrüßt wurde, galt nicht ihr, sondern



Die Alderleystraße in der Kapstadt.

dem reichen Wunderland, das man nun zu Schiffe erreichen zu können hoffte, und niemand ahnte, welche Bedeutung die Küste, an der man Eingeborene große Rinderherden weiden sah, in der Zukunft gewinnen sollte. Seit jener sagenhaften Umschiffung Afrikas durch phönizische Seefahrer, welche längst schon von einem Hafen am roten Meer mit dem Goldland Ophir (am Sambesi?) verkehrten, hatte sich niemand mehr längs der afrikanischen Küste weiter nach Süden gewagt, und nach dem Fall Karthagos gingen bekanntlich auch die Niederlassungen ein, welche diese Stadt an der Westküste gegründet hatte. Im Mittelalter drangen zwar die Araber immer weiter an der Ostküste vor, besetzten Sansibar, Mosambik, Sofala, ließen sich auf Madagaskar nieder und gelangten bis zum Kap Corrientes, aber die Südspitze Afrikas erreichten sie nicht. Die seefahrenden Nationen Europas schreckten von Entdeckungsfahrten längs der afrikanischen Küste die Sagen ab, welche noch aus dem Altertum überliefert waren und nach denen das Meer jenseits der Säulen des Herkules an Schrecknissen aller Art reich sein sollte. Als aber die Ostküsten des Mittelmeeres und das Schwarze Meer unter die Herrschaft der Türken kamen, die Einfuhr indischer Waren auf den bisherigen Wegen über Ägypten, Syrien



Ochsenwagen in einem Hohlwege.

oder Klein-Asien immer schwieriger wurde und gleichzeitig die Schiffbaukunst große Fortschritte machte, durch Erfindung des Kompasses den Seefahrern die Möglichkeit geboten war, die Küste zu verlassen und ins offene Meer hinauszusegeln, da regte sich der Wunsch, einen neuen Weg nach Indien zu erforschen, und man begann seine Aufmerksamkeit der Westküste Afrikas zuzuwenden, in der Hoffnung, längs derselben zu Schiffe Indien erreichen zu können. Es begann das Zeitalter jener großen Entdeckungsfahrten, zu denen der Anstoß von dem Infanten Heinrich ausging, dem man deshalb den Beinamen „der Seefahrer“ gegeben hat. Schritt für Schritt rückten Portugiesen und Venetianer an der Küste weiter vor. Nachdem schon 1415 Kap Nun, das bisher als „Ende der Welt“ galt, umsegelt worden, wurde Madeira entdeckt, und als dann Portugiesen Kap Bojador umsegelten, glaubte man allgemein, Indien bereits nahe zu sein. Ein Menschenalter verging aber seit dem Beginn der Entdeckungsfahrten, ohne daß man weiter als bis zur Mündung des Zaire (Kongo) kam.

Bis zum Jahre 1486 war auch kein Portugiese südlicher als bis zum Zaire gelangt. In diesem Jahre sandte König Johann einige Schiffe unter Führung eines tüchtigen Seemannes, des Bartolomaeo Diaz, auf Entdeckungen aus. Derselbe fuhr vom Zaire längs der geraden, einförmigen Küste nach Süden, kam aber nur sehr langsam vorwärts, da er der vom Kap längs der Küste nach Norden laufenden Meeresströmung entgegenfuhr. In den Calmen wurde die Flotille von einem furchtbaren Sturm überfallen und ins offene Meer hinausgetrieben. Dierzehn Tage tobte der Sturm, und die Kräfte der Schiffsmannschaft waren schon fast erschöpft, als er endlich nachlies. Die Schiffe waren jedoch weit weg von der afrikanischen Küste, in das südliche Eismeer verschlagen, und die Kälte hatte in den letzten Tagen einen so hohen Grad erreicht, daß die Matrosen mit ihren erstarrten Händen kaum noch die nötigen Arbeiten verrichten konnten. Ein schwerer Verlust hatte die Flotille während des Sturmes getroffen: das Proviantschiff, welches man bei längerer Fahrt nicht entbehren konnte, war verschwunden. In dieser schlimmen Lage suchte Diaz so schnell als möglich die afrikanische Küste wieder zu erreichen, welche nach seiner Meinung gegen Osten liegen mußte, da er keine Ahnung hatte, wohin ihn der Sturm getrieben. Als er aber mehrere Tage ostwärts gefsegelt war und noch immer kein Land in Sicht kam, änderte er den Kurs und fuhr nach Norden, um wenigstens bekannte Gegenden zu erreichen. Wieder vergingen mehrere Tage, ohne daß man etwas anderes sah als Himmel und Wasser, aber endlich wurde am fernen Horizont ein dunkler Streifen sichtbar, und bergiges Land tauchte aus den Wellen empor. Die Schiffe fuhren in eine Bai ein, an deren Ufern man große Rinderherden bemerkte, welche jedoch von den Eingeborenen bei der Annäherung der Schiffe schleunigst fortgetrieben wurden. Nach diesen großen Herden nannte Diaz die Bai Angra dos Vaqueiros, Kuhbai. Zu seiner Überraschung bemerkte er aber hier, daß ihm die Küste zur Linken lag, während sie doch, da er nach Norden fuhr, ihm zur Rechten liegen mußte, und er zog daraus den richtigen Schluß, daß er, ohne es zu wissen, die Südspitze Afrikas umschifft habe und an die Ostseite des Erdteils gelangt sei. Als er nun seine Entdeckungsfahrt an der Ostküste nach Norden fortsetzen wollte, widersetzte sich seine Mannschaft, und durch Bitten und Drohungen erlangte er nicht mehr als das Zugeständnis, ihm noch einige Tage zu folgen. Bei der Mündung eines Flusses, welchen er nach dem Führer eines seiner Schiffe Rio do Infante, Infante-Fluß nannte, mußte er umkehren. Ohne Unfall umsegelte er das Kap und gab demselben zur Erinnerung an den furchtbaren Sturm, den er dort überstanden, den Namen Cabo tormentoso, stürmisches Kap, als er aber in Lissabon gegen Ende 1487 eintraf und dem König über seine wunderbare Fahrt Bericht erstattete, erklärte dieser, nicht Cabo tormentoso, sondern Cabo de boa esperanza, Kap der guten Hoffnung, müsse die Südspitze Afrikas heißen, denn nun könne man ja hoffen, doch noch auf dem Wege um Afrika nach Indien zu gelangen. Ein Versuch, diesen Seeweg zu entdecken, wurde trotzdem erst nach 10 Jahren unternommen, nachdem Columbus Amerika entdeckt hatte und dann jener Vertrag zwischen Portugal und Spanien zustande gekommen war, in welchem diese beiden Staaten im voraus die zu entdeckenden Länder unter einander teilten. Der König von Portugal sandte nun Vasco de Gama (1497) mit 3 Schiffen um das Kap der guten Hoffnung nach Indien. Stürmisches Wetter verzögerte die Fahrt, und die Schiffe litten sehr durch dasselbe, aber am 20. November war das Kap doch

erreicht, und jubelnd umsegelte man es unter Kanonenschüssen und Trompetengeschmetter. An der Muschel- und der falschen Bai vorbei wurde dann die Fahrt fortgesetzt. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen, aber bald gab es Streit, und die Hottentotten kamen in großen Scharen bewaffnet angezogen, doch der Kanonendonner schüchterte sie so ein, daß sie die Waffen fortwarfen und flohen. Zu Weihnachten erreichte man, nachdem man durch eine Meeresströmung eine Zeitlang nach Süden getrieben worden, eine dicht bevölkerte schöne Küste, welche Vasco de Gama die Weihnachtsküste, Costa de Natal nannte. Die Eingeborenen, deren Häuptling er durch einen der Neger Sprache kundigen Matrosen eine rote Jacke und eine Hose und Mütze von gleicher Farbe überreichen ließ, sprachen eine andere Sprache als jene, welche man in der letzten Zeit kennen gelernt hatte: die Expedition hatte das Gebiet der Kaffern erreicht. Dieselben erwiesen sich als gutmütige Leute, welche die Portugiesen reich mit Lebensmitteln beschenkten und ihnen eifrig beistanden, als sie aus einem Flusse ihre Trinkwasservorräte ergänzten. Der Häuptling war über das ihm zuteil gewordene Geschenk so entzückt, daß er sich wie ein Wahnsinniger geberdete, sich überschlug und jauchzend herumtanzte. Auf der weitem Fahrt hatte Vasco de Gama an der Sambesiküste viel mit der Verräterei und Treulosigkeit der dort ansässigen Araber zu kämpfen, und vor der Insel Mosambik sah er sich sogar genötigt, die arabische Stadt zu bombardieren. In Malinda erhielt er endlich einen Koffen, der seine Schiffe nach Indien führte. Nach 2 Jahren und 2 Monaten lief er glücklich in Lissabon ein, aber mehr als zwei Drittel seiner Gefährten hatten unterwegs den Tod gefunden.

Durch die von Vasco de Gama in Indien angeknüpften Handelsverbindungen war ein lebhafter Verkehr zwischen diesem Lande und Portugal ins Leben gerufen. Zur Sicherung desselben wurden an der afrikanischen Küste viele Festungen angelegt. Der Admiral Franz d'Almeida kämpfte glücklich gegen die Mauren, besetzte Kwiloa und eroberte das Reich Sofala an der Sambesimündung, das Eingangsthor zu den reichen Golddistrikten im Innern, von deren Reichtum man schon längst gehört hatte. Während sich so die portugiesische Herrschaft allmählich an der Westküste über Angola und Benguela, an der Ostküste über Sofala und Mosambik ausdehnte, blieb das Kapland unbeachtet. Es vermochte weder Gold noch Gewürze zu bieten, die beiden Dinge, nach denen die Portugiesen hauptsächlich fahndeten, und hatte daher für sie keinen Wert. Auch als Portugal später mit Spanien vereinigt wurde, dachte niemand daran, das Kapland auszunutzen. Der Freiheitskampf der Holländer kostete Spanien manche Kolonie, welche ihnen von den Holländern weggenommen wurde, und auch das Kapland wurde von denselben besetzt. Die holländisch-ostindische Kompagnie gründete an der Tafelbai im Jahre 1652 eine Niederlassung und legte bei ihr ein Fort an. Die Kolonisten kauften den Hottentotten Land ab, als aber ihre Zahl immer mehr anwuchs, fanden sie es vorteilhafter, Land sich gewaltsam anzueignen und die Hottentotten aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben. Es begann ein Vernichtungskrieg mit den Hottentotten. Für getödete Hottentotten wurden Prämien gezahlt, 10 bis 20 Gulden für den Kopf, und wenn der Getödete ein Häuptling war, sogar 50 bis 100 Gulden. Gegen die Feuerwaffen der Kolonisten vermochten die Eingeborenen nicht aufzukommen, und sie wurden immer weiter zurückgedrängt. Wo durch ihr Zurückweichen Land frei wurde, dort fanden sich sofort die sogenannten Treckbauern (Ziehbauern) ein, welche das Land in Besitz nahmen und Ansiedlungen anlegten, stets im Kampfe mit den Eingeborenen, auf welche Jagd gemacht wurde, um Sklaven zu erlangen. Unaufhaltsam drangen die Treckbauern vor, und bleichende Gebeine erschossener Hottentotten bezeichneten ebenso ihren Weg wie die freundlichen Gehöfte, welche in den von ihnen eroberten Gebieten entstanden. Da sie Viehzucht trieben und große Herden hielten, brauchten sie viel Land, und ein den Hottentotten abgenommener Landstrich war daher kaum besiedelt, als sich auch schon wieder eine Schar Treckbauern zu einem neuen Eroberungszuge rüstete. Anfangs kämpfte man nur gegen die Hottentotten, seit 1745 auch gegen die Kaffern, welche Elefantenjäger, die sich in ihr Gebiet gewagt hatten, dort nicht dulden wollten. Den Kämpfen Einzelner folgten bald wohlorganisierte Streifzüge größerer Scharen, die sogenannten Kommandos, im Kaffernland wurden steinerne Häuser errichtet, Zwingburgen, die mit Türmen und Schießcharten versehen waren und als Stützpunkte fernerer Operationen gegen die Kaffern dienten.

Als in den französischen Revolutionskriegen Holland von der französischen Republik erobert wurde, waren seine Kolonien eine willkommene Beute für die das Meer beherrschenden Engländer. Sie bemächtigten sich im Jahre 1795 dank der Feigheit des holländischen Statthalters ohne Schwertstreich des Kaplandes, gaben es 1803 zwar zurück, landeten aber schon 3 Jahre später 5000 Mann und unterwarfen es sich aufs Neue. Man versprach den Kolonisten Achtung ihrer Rechte, suchte aber doch ein Gegengewicht gegen das holländische Element zu schaffen, indem man in Port Elisabeth und Albany Schotten ansiedelte. Die holländischen Bauern der Kapkolonie waren ein biederes, fleißiges Volk, aber zu ihren Charaktereigenschaften gehörte auch eine zähe Ausdauer, wo es sich um Wahrung ihrer Rechte handelte, und die englische Regierung hatte bald Gelegenheit, diese kennen zu lernen. Sie wollte Verbrecher am Kap ansiedeln und ließ sich durch alle Bitten und Vorstellungen der Bauern von diesem Vorhaben nicht abbringen. Als aber das Verbrecherschiff im Hafen der Kapstadt erschien, veranstaltete die ganze Bevölkerung einen großartigen Strike. Die Behörden fanden nicht nur niemanden bereit, bei der Landung der Verbrecher Beistand zu leisten, sondern sie sahen auch sich selbst geächtet und von allem Verkehr mit der Bevölkerung ausgeschlossen. Kein Bauer wollte Beamten oder Soldaten Lebensmittel verkaufen, kein Handwerker oder Arbeiter ihnen Dienste leisten, und die Lieferanten, welche mit der Regierung Kontrakte geschlossen, verweigerten alle Lieferungen und zahlten lieber Strafe, als daß sie ihren Verpflichtungen nachkamen. Da man niemanden zum Verkauf seiner Waren oder zur Arbeit zwingen konnte, standen die Behörden dieser Opposition machtlos gegenüber. Man griff zwar aus der Masse einige Rädelsführer heraus und stellte sie vor Gericht, aber dieses sah in ihrer Handlungsweise keine Rebellion und sprach sie frei. Vier Monate lag das Verbrecherschiff im Hafen, und vier Monate dauerte der Kriegszustand zwischen Kolonisten und Behörden. Auf dem Schiff brach unter den zusammengepferchten Sträflingen der Skorbut aus, und da man nun aus der Stadt zwar Fleisch und Gemüse sandte, aber der Landung der Sträflinge sich noch immer widersetzte, mußte das Schiff im fünften Monat absegeln, ohne seine Ladung losgeworden zu sein. Die einmütige Haltung der Bevölkerung hatte dieser zum Siege verholfen, und das Kap blieb vor den üblen Folgen bewahrt, welche die Verbrecherkolonien für Australien hatten. Da während des Strikes viele Personen große Verluste dadurch erlitten hatten, daß sie sich an ihm beteiligten, wurden nun Sammlungen veranstaltet, um dieselben zu entschädigen, die englische Regierung aber versuchte nie wieder, Verbrecher am Kap zu landen.

Dieses Beispiel einer siegreichen Opposition ist charakteristisch für die Verhältnisse am Kap. Ein Erfolg eines derartigen Massen-Strikes war nur dadurch möglich, daß ein kleines Häuflein Engländer einer durch gleiche Abstammung und gleichen Glauben verbundenen Bevölkerung gegenüberstand. Heute noch ist das holländische Element am Kap vorherrschend und prägt, von einigen Städten abgesehen, dem ganzen Lande seinen Stempel auf. Zu den Nachkommen der holländischen Kolonisten haben sich auch viele unter Ludwig XIV. nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ausgewanderte französische Protestanten gesellt, aber dieselben sind so sehr in die holländische Bevölkerung aufgegangen, daß heute nur noch ihre Namen ihre französische Abkunft verraten. Diese späteren Einwanderer führten den Weinbau im Kapland ein. Sie pflanzten Burgunder- und Muskateller-Reben, und da dieselben in dem Kaltboden vortrefflich gediehen, fand der Weinbau rasch eine solche Verbreitung, daß Wein am Kap zum „Nationalgetränk“ wurde und man mittlere Weinsorten überall zu mäßigen Preisen erhält. Die Weinberge tragen oft so reichlich, daß die Weinbergbesitzer nicht genug Fässer erlangen können, um die ganze Ernte zu verwerten, trotzdem man aus den Beeren unter Zusatz anderer Früchte auch Branntwein bereitet (den sogenannten Kaprauch) und viele Rosinen in den Handel bringt. Um den Wein, den man nicht in Fässer füllen kann, nicht wegschütten zu müssen, füllt man mit demselben große Gruben und gestattet jedem, der Lust hat, gegen geringen Preis aus denselben zu trinken solange und soviel er will.

Im Gegensatz zu den französischen Einwanderern war der holländische Bauer von Anfang an nur Viehzüchter und verschmähte den Ackerbau und alle anderen Beschäftigungen, welche ihm beieitem nicht einen

so großen Gewinn abzuwerfen vermochten wie seine Schaf- und Rinderherden. In seiner einsamen Meierei lebt er abgeschlossen von der Welt, und jahraus jahrein verläuft sein Leben in derselben einförmigen Weise. Früh am Morgen verläßt er sein Lager, und da er in den Kleidern schläft, nimmt seine Toilette nicht viel Zeit in Anspruch. Nachdem Feuer gemacht worden und das zum Morgenkaffee nötige Wasser angefeht worden ist, wäscht sich die ganze Familie in einem gemeinsamen Waschgefäß in ziemlich oberflächlicher Weise, indem sie mit einer Handvoll Wasser das Gesicht abspült und sich dann an einem gemeinsamen Handtuch abtrocknet. Indessen ist der Kaffee fertig geworden, und die ganze Familie nimmt die gewohnten Plätze um den Frühstückstisch ein. Die Hausfrau geht dann ihren Geschäften nach, während der Bauer sein Pfeifchen stopft und in Brand setzt, und gemütlich noch 2 oder 3 Pfeifen raucht, bevor er sich endlich auf den Hof hinaus begiebt, um nachzusehen, was seine Knechte machen. Bald hört man ihn draußen wettern und lärmen, und erst wenn alles zu seiner Zufriedenheit in Gang ist, kehrt er in die Wohnstube zurück. Die Hirten treiben die Herden auf die Weide, und auf dem kurz zuvor noch belebten Hofe wird es nun für viele Stunden still. Der Bauer sitzt am Tisch, raucht eine Pfeife nach der andern und blickt sinnend vor sich hin auf den Boden. Dazwischen stärkt er sich ab und zu durch ein Gläschen aus der Schnapsflasche und um 8 Uhr morgens durch ein reichliches Frühstück, das aus Hammelfleisch und Brot besteht. Bald findet sich seine Frau ein, um ihm Gesellschaft zu leisten, und setzt sich ans Fenster, wo sie der Kaffeekanne ebenso eifrig zuspricht wie ihr Gemahl der Schnapsflasche. Zu Mittag vereinigt die Kaffeekanne wieder alle auf dem Hofe Anwesenden in der Stube, und nach dieser Mahlzeit reitet der Bauer auf die Weide hinaus, um seine Herden zu besichtigen, oder er vertreibt sich die Zeit mit Holzschnitzen, wobei jedoch die Pfeife nicht ausgeht. So kommt der Abend heran und die Herden werden von der Weide heimgetrieben. Jetzt kommt der schwerste Teil der Tagesarbeit des Bauers: um sich zu überzeugen, daß kein Stück abhanden gekommen, zählt er die Tiere, wie sie in die Hürde getrieben werden, und läßt sich dann, wenn er alles in Ordnung befunden, von den Hirten über die Vorgänge des Tages Bericht erstatten. Die Arbeit hat ihn hungrig und durstig gemacht, aber die Hausfrau war inzwischen auch nicht müßig, und wenn der Bauer in die Stube tritt, steht bereits die Schüssel voll Hammelfleisch auf dem Tisch. Beim Schein einer qualmenden Talgkerze, welche auf dem Hofe selbst verfertigt ist, wird das Abendbrot verzehret, noch ein Pfeifchen geraucht, und dann sucht jeder sein Lager auf, um morgen wieder frühzeitig bei der Arbeit zu sein.

So verläuft Tag für Tag im Leben des Bauers, und eine Abwechslung tritt nur dann ein, wenn einmal ein Besuch sich einfindet oder der Bauer auf die Jagd oder in die nächste Stadt fährt. Daß ein Fremder auf der einsamen Farm sich einfindet, ist eine große Seltenheit, aber er wird stets gastfreundlich empfangen und wie ein Familienangehöriger behandelt, wenn er dem Bauer nicht verdächtig erscheint und dieser infolge dessen glaubt, einen Landstreicher vor sich zu haben. Der Fremde hat eine Menge Fragen zu beantworten, und namentlich interessiert es den Bauer, ob er verheiratet ist oder nicht, da ein unverheirateter Mann ihm nicht sehr vertrauenswürdig erscheint. Es ist Sitte, den Bauer „Onkel“ und seine Frau „Tante“ zu titulieren, und sie selbst nennen den Fremden ausnahmslos „Neffe“. Über die Bewirtung auf einer Farm hat noch niemand zu klagen gehabt, denn dem Fremden wird reichlich vorgesetzt, was das Haus zu bieten vermag. Allerdings darf er sich nicht daran stoßen, daß es bei Tische recht altväterisch zugeht. Der Bauer und seine Familie sitzen mit ihren Knechten an demselben Tisch und essen aus derselben Schüssel, und von dem Braten, der in einem großen Stück aufgetragen wird, schneidet sich jeder mit seinem Taschenmesser ab, soviel er wünscht. Da im Kapland Wirtshäuser, in denen man übernachten kann, nur in den Städten oder bei Fähren oder in Engpässen vorhanden sind, ist die Gastfreundschaft des Bauers nicht hoch genug anzuschlagen. Was der Fremde und seine Begleiter verzehren, wird ihm unentgeltlich verabreicht, aber das Futter für seine Ochsen oder Pferde muß er bezahlen. Besonders willkommen ist dem Bauer ein Besucher, der sich auf der Farm in der Absicht einfindet, dort ein Geschäft zu machen: der Smaus, wie ihn verächtlich der Bauer nennt, der Hausierjude oder Tochtergänger.

Mit schwer beladenem Frachtwagen, der zuweilen gegen 20 Zugochsen erfordert, kommt der Smaus angezogen. Der rot angestrichene Wagen, der bis 200 Zentner zu tragen vermag, birgt unter dem Leinwanddach eine Unmasse Waren der verschiedensten Art, alles was der Bauer braucht und was er doch nur in der Stadt kaufen kann, die zuweilen Tagreisen entfernt ist. Der Smaus erspart dem Bauer die weite Reise und bringt ihm alles ins Haus. Selbstverständlich läßt er sich seine Mühe gut bezahlen, und die Waren, welche er feilbietet, haben Preise, die in Europa unerhört sind. Überdies ist ihre Qualität eine sehr geringe, denn der Smaus oder Tochtgänger nimmt seine Ware in der Kapstadt auf Kredit, und da viele Monate vergehen, bevor er von seiner Kundreise zurückkehrt, lassen sich mit ihm nur solche Geschäftsleute ein, welche schlechte Ware los sein wollen. Was in der Kapstadt niemand kaufen will, das ist immer noch gut für die Farmer tief im Innern des Landes, und der Smaus oder Tochtgänger findet für alles Käufer. Die Hauptartikel, welche jeder Smaus führen muß, sind Tabak (Rollentabak und Tabaksblätter) und Branntwein, denn beide sind dem Bauer, wie wir schon gesehen haben, unentbehrlich; dazu kommen Kleiderstoffe, Tücher, Spitzen, Hüte, Mützen, Uhren, Schmuckgegenstände aller Art, Messer, Nadeln, Knöpfe, Zwirn u. s. w. — kurz alles bis zu den geringsten Kleinigkeiten, die im Haushalt gebraucht werden. Der Smaus ist ein gewandter Mann, der den Bauer an seiner schwachen Seite zu fassen und seine Kauflust zu erwecken versteht. Er weiß über alles Bescheid, erzählt stundenlang von dem, was im letzten Jahre in der Welt sich ereignet hat, und befriedigt die Neugierde seines Wirtes gründlich. Dabei unterläßt er nicht, weidlich auf die Engländer zu schimpfen, denen der holländische Bauer nicht grün ist, und so bringt er ihn allmählich in die vergnügteste Stimmung. Der Smaus packt seine Schätze aus, und man sitzt bis tief in die Nacht beisammen und überlegt und berätet, was man von denselben brauchen könne. Es darf nichts vergessen werden, denn man weiß nicht, wann sich wieder eine Gelegenheit zu Einkäufen bieten wird. Ein Jahr vergeht vielleicht, bevor der Smaus sich wieder auf der Farm einfindet. Um nicht in Verlegenheit zu geraten, kauft der Bauer lieber mehr als er braucht, und da der Smaus sich durch seine Erzählungen und auch durch die Botschaft, welche er von entfernt wohnenden Verwandten des Bauers überbrachte, dessen besonderes Wohlwollen erworben hat, wird auch nicht lange um den Preis gefeilscht. Der Smaus erhält für seine Ware von dem Bauer Häute, Wolle, Leder, Hörner, Knochen und Vieh, und oft treibt er eine ganze Schafherde von der Farm fort. Er gewinnt beim Verkauf seiner Waren und beim Verkauf des Viehs, der Felle, Häute u. s. w., und es ist daher kein Wunder, wenn die Leute, welche auf die Tocht gehen, d. h. als Hausierer zu den fern wohnenden Farmern ziehen, wohlhabend und reich werden. Sie haben unterwegs große Mühen und Anstrengungen zu ertragen, denn der Transport des schweren Frachtwagens durch die Hohlwege ist ein schwieriges Stück Arbeit, und wochen- und monatelang muß der Tochtgänger im freien kampieren, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, aber das Geschäft ist lohnend, und in der Hoffnung auf großen Gewinn erträgt der Tochtgänger alles mit uner-schütterlicher Geduld.

Die Jagdausflüge, welche außer den Besuchen von Reisenden und Tochtgängern Abwechslung in das einförmige Leben des Bauers bringen, unternimmt derselbe im Ochsenwagen. In demselben fährt er oft tageweit, bis er eine wildreiche Gegend erreicht, in welcher er Löwen, Elefanten, Nashörner, Giraffen, Antilopen und Springböcke jagen kann. Mit reicher Beute kehrt er heim. Das Löwenfell wird als Teppich in der Wohnstube ausgebreitet, die Haut des Nashorns schneidet er in Streifen und verfertigt aus ihr seine langen Ochsenpeitschen, die Elefantenzähne und die Hörner des Nashorns aber bewahrt er auf, um sie zu verkaufen, wenn ein Tochtgänger auf der Farm sich einfindet oder er selbst einmal in die Stadt fährt, wenn eine solche in der Nähe ist. Der Anlaß zum Besuch in der Stadt ist meist der Wunsch, die Kirche zu besuchen, und reiche Bauern besitzen in der Stadt ihr eigenes Haus, um dort nicht im Wirtshause übernachten zu müssen. Man darf sich jedoch unter solch einer Stadt nicht etwa das vorstellen, was wir mit diesem Namen bezeichnen: eine Stadt im Innern des Kaplandes und namentlich an der nördlichen Grenze desselben ist nach unseren Begriffen nur ein Dorf oder höchstens ein Marktstücken. Hier wurde zunächst für die im weitem Umkreis

wohnenden Farmer eine Kirche erbaut, meist ein schmuckloses Gebäude mit einem Ziegeldach, einer Scheune ähnlicher als einer Kirche. Ferner errichtete man das Schulhaus und ein Haus für den Prediger, welches gewöhnlich ziemlich groß ist, um viele Gäste beherbergen zu können. Neben der Kirche ließen sich bald Leute nieder, welche darauf rechneten, daß die Kirchenbesucher entweder ihre Dienste in Anspruch nehmen oder Verschiedenes ihnen abkaufen würden. So entstand ein Wirtshaus, eine Schmiede, ein Kramladen. Allmählich finden sich noch andere Ansiedler ein, die einzelnen Gehöfte mit den sie umgebenden Gärten bilden breite, schnurgerade Straßen, reiche Farmer der Umgegend erbauen sich Häuser, in denen sie nach dem Kirchbesuch übernachten können, und so wächst die Niederlassung nach und nach zur „Stadt“ an. Nun findet sich auch eine neue Klasse von Kolonisten ein, der gelehrte Stand, Ärzte und Apotheker, Advokaten und Beamten, und mitten zwischen den einstöckigen kleinen Häusern mit flachen Dächern erhebt sich ein stattlicheres Gebäude, der Sitz der Behörden, und schließlich das schönste Haus der Stadt: das Gefängnis.

In solch eine Stadt kommt die Bauernbevölkerung der Umgegend am Sonnabend im Ochsenwagen angefahren. Vor dem Hause, welches dem Bauer gehört, hält der Wagen, und während der Hottentotte die Ochsen ausspannt, schließt sein Herr die Thür auf und begiebt sich mit seiner wohlbeleibten Ehehälfte und der ganzen Schar von Söhnen, Töchtern, Schwiegersöhnen und Enkeln, welche alle in dem riesigen Wagen untergebracht waren, in das Haus. Dasselbe ist zwar nur mit den notwendigsten Möbeln ausgestattet, aber was fehlt und während des kurzen Aufenthaltes gebraucht wird, hat man mitgebracht: Betten, Küchengerät, Eßgeschirr und auch die nötigen Lebensmittel. Bald ist die Frau mit den Töchtern in der Küche thätig, während der Bauer Besuche macht und seine Geschäfte erledigt. Um 10 Uhr morgens begiebt man sich am Sonntag zum Gottesdienst, der bis 1 Uhr währt; der Rest des Tages wird daheim zugebracht, mit Essen, Kaffeetrinken und Rauchen, wobei jedoch bei keiner Mahlzeit die üblichen Gebete vergessen werden. Nachdem am Montag Vormittag noch einige Einkäufe besorgt und die letzten Besuche bei Bekannten erledigt sind, wird alles was man nach Hause mitnehmen will auf den Wagen gepackt, und die ganze Gesellschaft tritt am Nachmittag in derselben Weise wie sie gekommen die Heimfahrt an.

Solche Fahrten in die Stadt sind jedoch nur jenen möglich, welche nicht durch tagelange Strecken von derselben getrennt sind. Bei den weit von einer Stadt entfernt Ansässigen ist ein Besuch in derselben ein großes Ereignis, und man entschließt sich zu demselben nur in den allerdringendsten Fällen. Ein solcher Fall tritt ein, wenn die Zeit der Konfirmation der Kinder heranrückt. In die Schule konnten dieselben nicht geschickt werden, denn auf viele Meilen in der Runde befindet sich keine. Der Bauer hat daher irgend einen beschäftigungslosen Handlungsgehilfen oder einen Schreiber, vielleicht auch nur einen vagabundierenden Musikanten in sein Haus genommen, und dieser hat sich ein Vierteljahr lang für einige Gulden Monatsgehalt bemüht, sein mehr oder minder großes Wissen zu verwerten, die Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten und zur Konfirmation vorzubereiten. Wenn dann der für diese bestimmte Tag gekommen, fährt die ganze Familie in einem mit Vorräten und Betten reichlich ausgestatteten Ochsenwagen nach der nächsten Stadt, wo der Prediger sofort die Konfirmation vornimmt, worauf die Familie unverzüglich zu ihrer Farm zurückkehrt.

Nun können auf einsam gelegenen Farmen Jahre vergehen, bevor die Familie wieder Gelegenheit findet, die Stadt zu sehen, in der ihr so manches seltsam vorkam und die ihr trotz der prächtigen Wohnungen der Stadtleute, in deren Stuben aller erdenkliche Luxus, sogar Teppiche und Wandspiegel vorhanden waren, im Grunde genommen doch nicht so gut gefiel wie ihre Farm. Diese hätten sie trotz aller Pracht der Stadtwohnungen gegen eine solche nicht umgetauscht. Wie gemüthlich war doch daheim die Wohnstube! Das Haus enthielt zwar nur diese eine Stube, und man nahm in derselben nicht nur die Mahlzeiten ein, sondern empfing dort Besuche und schlief auch in ihr, aber eben weil von der frühesten Kindheit an eine Menge Erinnerungen an sie sich knüpfte, war sie allen lieb und wert. Hier hatten schon die Großeltern gelebt, und die altertümlichen Möbel, welche die Stube enthielt, stammten von ihnen. Auf dem einen der aus geflochtenen Riemen verfertigten Stühle, dem Ehrensitz der Hausfrau, pflegte schon die Großmutter am Fenster zu sitzen, auf den

Hof hinauszusehen und dabei zu stricken und Kaffee oder Thee zu trinken. Der zweite Stuhl ist ein nicht minder ehrwürdiges Erbstück, denn er diente schon damals wie noch heute als Ehrenstuh für etwa sich einfindende Gäste. Zuweilen findet man zwar inbezug auf die Einrichtung etwas größern Luxus, indem in der Wohnstube etwa ein Halbdutzend Stühle und einige Bänke mit Rückenlehnen vorhanden sind, aber das sind Ausnahmen. Der Hausherr läßt sich in der Regel auf die riesige, mit Blumen und Vögel darstellenden rohen Malereien verzierte Kiste nieder, in welcher sein Geld und alle wertvolleren Gegenstände, auch die Sonntagskleider, verwahrt sind. In keiner Stube fehlt aber der in ihrer Mitte stehende altertümliche Tisch, an welchem die Mahlzeiten eingenommen werden und auf dem den ganzen Tag der dampfende Theekessel steht, da man als Ersatz für das schlechte Trinkwasser verdünnten Thee zu trinken pflegt. An den Wänden hängen die Gewehre des Bauers, Pulverhörner und Kugelbeutel, und unter diesen stehen die Betten, auf welchen die Eltern mit den Kindern — auch den erwachsenen — in demselben Raum zu schlafen pflegen. Von dieser Sitte weichen auch die wohlhabenderen Bauern, welche in ihrem großen Gehöft neben dem Wohnzimmer noch eine Schlafstube besitzen, nicht ab. Auch sie schlafen mit den Kindern in demselben Raum, und es erscheint dies umso weniger anstößig, da sie, wie schon oben erwähnt, sich vor dem Schlafengehen nicht auskleiden, sondern nur die Schuhe ablegen und sich dann auf der harten Matraze ausstrecken, welche nebst einem mit Schafwolle gefüllten Kissen ihr Lager bildet. Nirgends ist in den Wohnzimmern auch nur der geringste Luxusartikel zu erblicken, die Wände sind schmucklos, Bilder nirgends vorhanden, und höchstens hängt an einer der Wände ein kleiner schmutziger Spiegel. Dieser hat aber hier seinen Beruf verfehlt, denn niemand verwendet auf die Toilette solche Sorgfalt, daß er einen Spiegel braucht, und auch die Frauen ersparen sich die Mühe des Haarkämmens und verbergen ihr wirres Haar unter einer weiten Haube. Dagegen birgt die große Truhe stets eine kleine Hausbibliothek, welche nur aus der Bibel und einigen uralten religiösen Schriften besteht, welche wohl schon die ersten Kolonisten nach dem Kap brachten, an denen aber die Bevölkerung so zähe festhält, daß speziell für ihre Bedürfnisse immer noch neue Auflagen dieser Bücher veranstaltet werden, während dieselben in Holland kein Mensch mehr liest.

So prägt sich sowohl im Äußern und in der ganzen Lebensweise des holländischen Bauers als auch in seiner Wohnung jener streng konservative Geist aus, der ihn beseelt und dem es zuzuschreiben ist, daß die Bauernbevölkerung Jahrhunderte lang die Sitten der Väter rein und unverfälscht zu bewahren vermochte. Wenn wir den Lebenslauf des Bauers von der Wiege bis zum Grabe verfolgen, so hat sich in demselben seit den Zeiten der Urgroßväter nichts geändert.

Die Kinder des Bauers wachsen allmählich heran, der Sohn wird heiratsfähig, und die Eltern beginnen sich nach einer Schwiegertochter umzusehen. Jedes Kind des Bauers besitzt seine eigene Herde, denn sowohl bei der Geburt, als bei der Konfirmation werden ihm einige Fohlen, Kälber und Lämmer geschenkt, und diese vermehren sich im Laufe der Zeit so, daß der heiratsfähige Sohn oder die heiratsfähige Tochter bereits genug besitzt, um einen eigenen Hausstand zu begründen. Nachdem man nun zunächst festgestellt, wie groß die Herde des Sohnes sei, fragt man bei den Eltern des Mädchens, welches man diesem zur Braut auserkoren, an, ob ihnen ihr Sohn als Brautwerber genehm sei. Wenn die Anfrage bejahend beantwortet worden, zieht der Bursch seine besten Kleider an, wuschelt seine Stiefel blank, kämmt sorgfältig das Haar und setzt einen Zylinderhut auf, den er sich zur Brautschau verschafft hat. Dann sattelt er das beste Roß, wirft eine mit Troddeln und Schnüren reich geschmückte, neue Satteldecke über dasselbe und reitet nach der Farm der Auserwählten. Dort wird er sehr freundlich empfangen und in die Stube geleitet, wo alsbald Hammelfleisch und Schnaps aufgetragen werden, und rauchend und plaudernd sitzt man beisammen, bis die Stunde kommt, in der die Familie sich in das Schlafgemach zurückzuziehen pflegt. Nun fragt der Bursch, ob er mit der „Base“ noch beisammen bleiben (opzitten) dürfe, was ihm gern bewilligt wird. Man stellt eine neue Kerze auf den Tisch und läßt dann die beiden allein. Schweigend sitzen sie eine Weile am Tische, der Bursch stopft sich eine frische Pfeife, bläst den Qualm vor sich hin, spricht aber immer noch kein Wort. End-



Ochsenwagen in einer furt.



Ochsenwagen in einer Fahrt.

lich rückt er den Stuhl näher an jenen der „Base“, stopft die Pfeife zum drittenmal, scheint aber noch immer nicht Mut zu fassen, sein Anliegen vorzubringen. Er räuspert sich mehrmals, legt schließlich die Pfeife auf den Tisch und pläht plötzlich mit der Frage heraus: „Base, wollen wir unsere Schafe zusammen weiden?“ Die Base errötet verlegen, zögert ein Weilchen mit der Antwort, sagt aber schließlich doch: Ja! Damit hat die seltsame Liebeszene ihr Ende erreicht. Die Braut nimmt die schon tief herabgebrannte Kerze vom Tische, wünscht dem „Vetter“ eine gute Nacht und begiebt sich zu den Eltern in das gemeinsame Schlafzimmer, während der „Vetter“ das für ihn im Vorsaal bereitete Lager aufsucht.⁴⁶⁾ Am Morgen wird dann beim Frühstück zwischen den Eltern des Mädchens und dem Bräutigam die geschäftliche Seite der Angelegenheit besprochen, die Zahl der Pferde, Ochsen und Schafe bestimmt, welche die Mitgift des Mädchens bilden, und schließlich der Hochzeitstag festgesetzt. Nachdem er sich durch ein kräftiges Mahl gestärkt, nimmt der Bursch Abschied und reitet heim, wo er den Sonntagsstaat ablegt und wieder ruhig wie gewöhnlich seiner Arbeit nachgeht. Weder er noch die Braut treffen besondere Vorbereitungen für den Hochzeitstag. Sie werden zwar beide festlich gekleidet erscheinen, aber sie wissen, daß sie die ganze Festkleidung in der Stadt leicht im letzten Augenblick erhalten werden, und machen sich ihretwegen keine Sorgen. In gewöhnlicher Kleidung geht es, wenn der große Tag endlich gekommen, im sechsspännigen Ochsenwagen, den der Bräutigam zu stellen hat, der Stadt zu, und dort fährt man zunächst zu einer Trödlerin, welche Trauungsanzüge stets auf Lager hat. Das von der Braut gewählte Kleid wird in aller Eile, falls es nicht zufällig paßt, so gut als möglich passend gemacht, sie schmückt sich mit dem von der Trödlerin gelieferten Schmuck, mit dem Brautkranz und Schleier, während der Bräutigam in einem andern Gemach durch Frack und Zylinder aus einem Bauernburschen in einen Städter verwandelt wird. Nachdem Braut und Bräutigam mit der nötigen Festkleidung versorgt und auch die Trauringe ausgewählt sind, erteilt die Trödlerin dem Paar noch in aller Eile Anstandsunterricht. Sie erklärt ihm, an welchem Arm der Bräutigam die Braut führen müsse, wie sie gehen und was sie in der Kirche thun sollen, und dergleichen mehr. Unter dem Klang der Kirchenglocken bricht man endlich auf, um sich zur Kirche zu begeben. Dort vollzieht sich die Trauung ohne viele Zeremonien: der Prediger stellt an das Paar in geschäftsmäßigem, trockenem Ton die vorgeschriebenen Fragen, und nachdem sie ihr Jawort gegeben, legt er die Hände der Beiden ineinander, steckt ihnen die Ringe an, und sie sind Mann und Frau. Der Hochzeitszug bewegt sich aus der Kirche, nicht etwa in ein Wirtshaus, wo eine gedeckte Tafel die Vermählten erwartet, sondern zur Trödlerin zurück, denn der ganze Hochzeitsstaat war nur geliehen und muß nun wieder abgeliefert werden. Nachdem Braut und Bräutigam die Hochzeitskleider mit ihren gewöhnlichen vertauscht, steigt alles in die bereit stehenden Wagen, und es geht wieder der Heimat zu. Spät abends kommt man bei der Farm des Vaters des Bräutigams an, und dort findet nun erst der Hochzeitschmauß statt, der jedoch nur in einem Hammelbraten besteht. Nachdem die Männer noch einige Pfeifen geraucht, geht alles zur Ruhe, und die junge Frau schläft zum erstenmale unter dem Dache des Schwiegervaters, in der gemeinsamen Schlafstube.

Der älteste Sohn bleibt auf dem väterlichen Hofe, den er ja eines Tages erben soll. Jüngere Söhne dagegen gründen sich ihren eigenen Hausstand, indem sie mit den ihnen zugewiesenen Herden weiter ziehen und sich neue, noch freie Weideplätze suchen, auf denen sie eine Farm anlegen. Da kommen nun Tage schwerer Arbeit für den jungen Bauer, der sich tüchtig rühren muß, bevor sein neues Hauswesen in Ordnung ist. Zunächst muß, während er noch im Wagen kampiert, für das Unterkommen der Ochsen und Schafe gesorgt

⁴⁶⁾ Wenn ein junger Bauer auf die Brautschau geht, ohne daß ihm von seinen Eltern vorher eine Braut ausgesucht worden, wiederholt sich das „opzitten“, jedoch ohne die entscheidende Schlußfrage, auf jeder Farm, auf der er einkehrt, bis er endlich sich klar darüber ist, welches Mädchen ihm am besten gefällt. Zu diesem reitet er nun zurück, bleibt wieder mit ihr opzitten und bringt dabei seinen Antrag vor. Der Freier kann, trotzdem das Mädchen während des opzittens kein Wort spricht, doch erraten, ob er ihm genehm ist oder nicht. Gefällt ihm der Freier nicht, dann nimmt es gewiß eine kleine Kerze, um das opzitten so kurz als möglich zu machen, denn sobald die Kerze herabgebrannt ist, müssen beide Teile zu Bett gehen; will es ihm aber zu verstehen geben, daß seine Werbung gut aufgenommen wird, dann ist die Kerze groß und dick.

werden. Es wird ein genügend großer Raum mit aufeinander gelegten Steinen umschlossen, zwischen welchen nur ein schmaler Eingang bleibt, und in diesen Raum, der hier den Stall vertreten muß, treibt man die Herde am Abend, um zu verhindern, daß einzelne Tiere sich verlaufen. Nun erst wird der Bau des Wohnhauses begonnen, der ziemlich langsam fortschreitet, da die Bewachung der auf die Weide getriebenen Herden den Bauer und seine Knechte vollauf in Anspruch nimmt. Wenn der Boden dazu geeignet, legt der Bauer auch Saatsfelder an, die er jedoch mit Steinen und Hecken umgeben muß, da namentlich in den trockenen Monaten von der Herde fortgelaufene Tiere dem Acker gern einen Besuch machen, weil er ihnen besseres Futter bietet, als die dürre Haide. Ist das Glück nun dem Bauer günstig, so vermehren sich seine Herden, und er wird mit der Zeit ein wohlhabender Mann, aber Krankheiten und trockene Jahre mit Futtermangel können sein Vieh dezimieren, und er sieht oft in wenigen Tagen die Früchte jahrelanger Arbeit dahinschwimmen. Ihm selbst droht auf der einsamen Farm manche Gefahr. Räuberische Überfälle hat zwar der in den inneren Gebieten der Kolonie ansässige Farmer nicht zu befürchten, aber die vorgeschobenen Posten müssen gegen Buschmänner, Betschuanen und Kaffern stets auf der Hut sein. In einer trostlosen Lage befindet sich aber die überwiegende Mehrzahl der Bauern, wenn ein Familienglied erkrankt. Die nächste Stadt, in welcher ein Arzt ansässig ist, trennen mehrere Tagereisen von der Farm, und man denkt daher gar nicht daran, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Hausmittel, welche seit der Urväter Zeiten in Gebrauch sind, müssen da helfen, und auch die Nachbarn beeilen sich, sobald sie von dem Krankheitsfall Kenntnis erhalten, nach Kräften beizustehen. Männer und Frauen kommen auf die Farm, um den Kranken zu besichtigen und Rat zu erteilen, und die Krankenstube wird oft von Besuchern, welche alle ihre Kenntnisse verwerten wollen, den ganzen Tag nicht leer. Krankheiten sind übrigens bei den Bauern sehr häufig, und so unverwundlich sie auch aussehen, sind sie doch selten gesund. Namentlich die Frauen, unter denen man Fettkolosse von 300 Pfund trifft, leiden an den Folgen ihrer sitzenden Lebensweise und des Gebrauches des Kohlenbeckens, das sie an kalten Tagen unter ihren Sitz stellen.

Schlicht und einfach, wie er gelebt, wird der gestorbene Bauer zur Erde bestattet. Ein Knecht überbringt zu Pferde nach der nächsten Farm die Nachricht von dem Todesfall, welche dem Nachbar auf einem Zettel mitgeteilt wird, den dieser weiter sendet. So macht die Todesanzeige rasch die Runde in der ganzen Nachbarschaft, und an dem zum Begräbnis bestimmten Tage kommen die Bauern von nah und fern mit ihren Ochsenwagen angefahren. Man begiebt sich zu dem Strohschuppen, unter den man die Leiche gebracht hat und wo sie in einem Sarge ruht, der rasch aus einigen Brettern gefertigt worden ist. Jeder Bauer versteht einen einfachen Sarg zu verfertigen, und manche halten einen solchen unter dem Strohschuppen stets in Bereitschaft, um im Bedarfsfalle nicht erst einen solchen in Eile anzufertigen zu müssen. Die Begräbnisstätte, wo schon mehrere Vorfahren und Familienangehörige des Verstorbenen ruhen, ist nicht weit, ein Grab schon ausgeworfen. Der Sarg wird hinabgesenkt, und nachdem ein frommes Lied gesungen worden, rollen die Schollen auf denselben und man häuft die Erde zum Hügel, den man durch aufeinander gelegte Steine noch erhöht und befestigt, damit die Hyänen die Leiche nicht ausgraben können. Damit hat die Trauerfeierlichkeit ihr Ende erreicht, die Gäste begeben sich in den Hof, und nachdem sie sich durch ein tüchtiges Mahl gestärkt und einige Pfeifen geraucht, spannen sie ihre Ochsen ein und kehren heim.

So sind die Pioniere beschaffen, welche Süd-Afrika der Kultur erobert haben, ein kräftiges, biederes Volk, bei dem sich ein guter Kern unter der rauhen Außenseite verbirgt, welche es durch sein Nomadenleben und seine Abgeschlossenheit von der Welt erlangt hat. Wie der Hund seinem Herrn, so folgen seinen Spuren die ehemaligen Besitzer des Landes, die schier untrennbar von seinen Niederlassungen scheinen. Die Knechte des Bauers, welche seine Herde bewachen und auf die Weide treiben, sind Hottentoten, und wo sich um eine Kirche eine Niederlassung bildete, da tauchten auch alsbald unweit der Häuser der Kolonisten, die schmutzigen Hütten der Hottentotten und Kaffern auf, und an die „Stadt“ schloß sich als eine Art Vorstadt ein Eingeborenenort, dessen Bewohner als Arbeiter bei den Weißen Beschäftigung suchten.

Die fruchtbaren Ebenen, welche die Kapstadt umgeben, waren die alten Stammsitze der Hottentotten, aus denen diese durch die einwandernden Europäer allmählich immer weiter nach Norden zurückgedrängt wurden. Als im Jahre 1652 die ersten europäischen Niederlassungen am Kap gegründet wurden, fanden die Kolonisten dort ein Hirtenvolk, welches große Rinder- und Schafherden besaß. Die Kolonisten widmeten sich ebenfalls, den Ackerbau vernachlässigend, anfangs ausschließlich der Viehzucht und waren bald im Besitze nach Tausenden zählender Herden. Ein Betrieb der Viehzucht in so großem Maßstabe war nur möglich, wenn große Strecken Weideland und eine hinreichende Anzahl von Knechten oder Sklaven zur Verfügung stand, und Kämpfe zwischen den eingewanderten und den eingeborenen Nomaden, welche nur mit der Vernichtung des einen oder des andern enden konnten, waren unausbleiblich. Ein Stück Land nach dem andern wurde den Hottentotten genommen, hunderte derselben zu Knechten gemacht, und 150 Jahre nach der Ankunft der ersten Kolonisten gab es in der Kapkolonie keine freien Hottentotten mehr. Das 19. Jahrhundert traf zwar innerhalb der nach Nordwesten bereits bis zu ihrer heutigen Grenze ausgedehnten Kapkolonie noch einige Hottentottengemeinden, welche noch so wie ihre Vorfahren lebten, aber ihrem ungebundenen Nomadenleben wurde nun rasch ein Ende gemacht, da die Kapregierung alle solche Gemeinschaften aufhob, wenn sie nicht den Nachweis zu liefern vermochten, daß sie genügende Mittel zu ihrem Unterhalt besaßen. Die Zer splitterung der Hottentotten vollzog sich trotz der großen Zahl derselben ohne nennenswerten Widerstand, da der Mangel einheitlicher Führung auf ihrer Seite das Vordringen der Weißen begünstigte, und wo sie ihren Bedrängern hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, dort war es ein Verzweigungskampf kleiner Scharen, welche, in die Enge getrieben, keinen Ausweg mehr sahen. So waren denn am Anfang dieses Jahrhunderts die sieben großen Hottentottenstämme, welche noch 100 Jahre früher in der Kapkolonie vorhanden waren, vollständig vernichtet, ihre Angehörigen als Knechte der Europäer auf den Niederlassungen derselben zerstreut und südlich vom Oranje kein geschlossener Hottentottenstamm mehr vorhanden. Die letzte „Kapitänenschaft“ der südlich vom Oranje wohnenden Hottentotten, deren Häuptling David Stuurmann war, fand im Jahre 1810 ein Ende. Wohl erschien dann 18 Jahre später die »Ordinance« Sir Richard Bourkes, durch welche alle Hottentotten der Kolonie für frei erklärt wurden, aber die geschenkte Freiheit war kein Heil mehr für die Hottentotten, denen man alles Land genommen hatte, und sie beschleunigte nur noch den Zer setzungsprozeß. Man hat ihn durch eine den Reservationen der Indianer Nord-Amerikas ähnliche Einrichtung, durch die sogenannten Lokationen zu hindern gesucht, aber ohne großen Erfolg. Heute giebt es noch 17 Lokationen im Südosten und 7 im Südwesten der Kolonie. Als im Jahre 1829 um Philippton am Südabhange der Winterberge die ersten 12 Lokationen errichtet wurden, zählte man dort 6000 Hottentotten; seitdem hat sich ihre Zahl vermindert. Außer den beiden Gruppen der Lokationen trifft man heute Hottentotten als geschlossene Masse nur noch in dem Korps berittener Schützen, das als eine Art Grenzregiment aus ihnen gebildet wurde und etwa 6000 Mann stark ist. Vereinzelt trifft man die Hottentotten ferner, jedoch nur noch in geringer Zahl, als Diensthöten, Tagelöhner und dergleichen über das ganze Land verbreitet, jetzt Diener der Fremden, welche über das Land herrschen, das ihnen einst gehörte. Von den früher im Norden und Nordwesten der Kolonie ansässigen Hottentottenstämmen sind die Udiqua und Kochoqua, welche am untern Oranje ansässig waren, vollständig vernichtet worden, die Nama sind nach ihren jetzigen Wohnsitzen nördlich vom Oranje ausgewandert, und die Griqua haben sich ebenfalls unter Führung unternehmender Bastarde eine neue Heimat gesucht, teils in den Karubergen am Zof- und Olifantsfluß, teils in dem nach ihnen benannten Griqualand, welches nun ebenfalls der Kapkolonie einverleibt ist. Zwischen dieser und dem Oranjefreistaat eingekleilt, überdies stark mit Bastarden vermischt, haben diese Hottentotten einen viel höhern Grad von Zivilisation erreicht als ihre anderen Stammesgenossen. Sie sprechen nicht bloß kapholländisch, sondern haben auch viele Sitten und Gebräuche der Kolonisten angenommen. Sie verdanken diese Fortschritte der großen Zahl Bastarde, welche sie nach und nach aufgenommen haben. Diese geistig und körperlich hoch über den Hottentotten stehende Mischlingsrasse, welche, auf das in ihren Adern fließende europäische Blut stolz, in dem sonst so ver-

achteten Namen Bastard eine Bevorzugung erblickte, erlangte einen so großen Einfluß, daß eine zeitlang der Name Griqua vollständig vor dem Namen „Bastaards“ zurücktrat.

Die Rückwirkung der sogenannten „Bastaards“, d. h. der Sproßlinge aus weißem und hottentottischem Blute auf die neuere Geschichte der Hottentotten, sagt Prof. Raßel, ist nicht bloß einer der ethnographisch interessantesten Züge afrikanischer Völkergeschichte, sondern auch wohl der geschichtlich zukunftsreichste Zug in den ganzen Schicksalen des Hottentottenvolkes seit seiner Berührung mit Europäern. Es ist zum allererstenmal durch das an die Spitzetreten dieser halbzivilisierten Elemente etwas Selbstthätiges in die bis dahin leidende Geschichte der Hottentotten gekommen, das freilich noch manchmal scheitern könnte, ehe es sein Ziel erreicht. Indessen ist doch in den beiden einzigen beträchtlichen Resten der Hottentotten, den Griqua und Nama, unzweifelhaft Gutes durch diese Mischung geschehen, wenn auch die Mischlinge selbst in ihrer großen Mehrzahl zu abfälligen Urteilen der mit ihnen vielfach mit Recht unzufriedenen und öfters auf sie mit Unrecht eifersüchtigen Weißen herausgefordert haben. Auch hiervon abgesehen, verdienen die Griqua einfach in ihrer



Rawinen am Tafelberge.

Qualität als selbständiges Mischvolk, dessen Entstehung zu verfolgen ist, eine ganz besondere Beachtung, da sie ein wertvolles Beispiel darstellen für die Bildung eines eigenartigen Stammes durch mehrfältige Mischung heterogener Elemente.⁴⁷⁾ Hottentotten, Buschmänner und Europäer haben zum Entstehen der neuen Rasse beigetragen, welche an die Stelle des ehemaligen Hottentottenstammes getreten ist, aber im großen ganzen kann man die Griqua einteilen: in echte Griqua oder Mischlinge von Hottentotten und Buschmännern, und in die eigentlichen Bastaards. Letztere unterscheiden sich von den durchschnittlich kleinen, gelblichbraunen Griqua mit wolligem Har und vorstehenden Backenknochen durch ihre Größe und ihren kräftigen Körperbau, dunkle Hautfarbe, ziemlich langes, gekräuselttes Har und einen Gesichtstypus, welcher mehr oder minder dem europäischen ähnlich ist. Da die Erziehung des Mischlings der höhern geistigen und körperlichen Veranlagung desselben nicht entspricht, ist es selbstverständlich, daß er von dieser nicht immer den besten Gebrauch macht. „An geistiger Begabung, Energie und oft selbst an Körperkraft oder wenigstens an Lust und Trieb zur Ver-

⁴⁷⁾ Prof. Dr. Friedrich Raßel, Völkerkunde. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1885, 1. Band, Seite 115.
Europas Kolonien. IV. 14

wendung derselben den Farbigen überlegen, entbehrt er der Gabe der Zufriedenheit mit der niedrigsten, gedrücktsten Lage und der phlegmatischen Unempfindlichkeit gegen Entbehrungen jeder Art, welche jene auszeichnet und welche so viel dazu beiträgt, ihre wilden Instinkte unschädlich zu machen. Sehr oft teilt er aber mit ihnen die Anlust zu anhaltender Arbeit. So werden diese „Bastaards“ zwar die thätigsten und ausdauerndsten Wüstenwanderer, die besten Schützen, geschicktesten Jäger, verschlagensten Händler, aber zugleich die größten Spitzbuben, ärgsten Säufer und unter Umständen die gefährlichsten Verbrecher dieses Landes abgeben.“

Einen viel bedeutendern Widerstand als die Hottentottenstämme, welche nun längst vom Schauplatze abgetreten sind, leistete den europäischen Einwanderern das zweite Volk, das sie im Lande antrafen: die dunklen Stämme an der Ost- und Südostküste Afrikas, denen man den Namen „Kaffern“ beigelegt hat. Dieser Name ist eine Entstellung des arabischen Wortes Kaffir (Ungläubiger) und kann als Gesamtbezeichnung der von der Südostspitze Afrikas bis hinauf zum portugiesischen Gebiet am Sambesi ansässigen Eingeborenen gelten, da die einzelnen Stämme, die Swasi, Sulu, Pondo, Pondomisi, Baku, Tembu und Kosa zwar nahe mit einander verwandt sind, aber selbst sich keinen gemeinsamen Namen beilegen. Während dieselben einerseits sowohl linguistisch als ethnographisch nicht nur mit den nördlich vom Sambesi und am Nyassa ansässigen Stämmen, sondern auch mit den Stämmen des tropischen Afrika übereinstimmen, haben andererseits die Verhältnisse, unter denen sie leben, ihre ausschließliche Beschäftigung mit der Rinderrucht und ihre Berührungen mit den weißen Kolonisten Süd-Afrikas sie so beeinflusst, daß sie sich wesentlich von den äquatorialen Stämmen unterscheiden. Wir können sie heute in zwei große Gruppen teilen: die nördlicher wohnenden Sulu, welche ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, und die längst der Kapkolonie unterworfenen Südostkaffern, welche rings von europäischen Kolonisten umschlossen sind. Diese letzteren, welche bei Schilderung der Kapkolonie ausschließlich in Betracht kommen, bezeichnen sich selbst als Amakosa oder Amagosa. Der Präfix „Ama“ entspricht etwa dem Wa in Waganda, Wakuasi u. s. w. der nördlicher wohnenden Stämme, und bedeutet „Leute“, während Kosa oder Kosa der Name eines Häuptlings ist, so daß wir also in den Amakosa die Leute des Häuptlings Kosa vor uns haben. In diesem Namen erkennen wir leicht den Namen jener Kaffern wieder, mit denen die Europäer an der Südostküste zuerst in Berührung kamen, denn die schon im Jahre 1687 dort erwähnten Magosa waren zweifellos Amakosa.

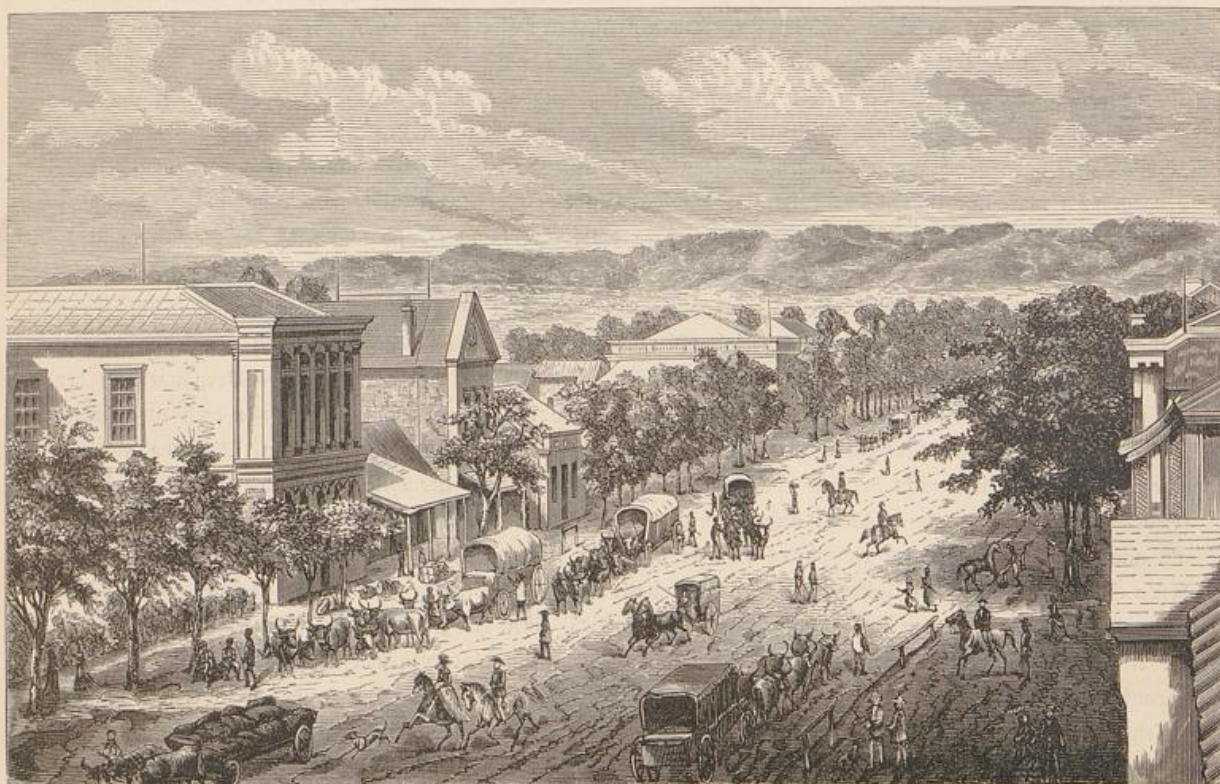
Da sowohl die Kaffern als die holländischen Bauern Viehzucht im Großen betrieben und bedeutende Landstrecken als Weiden für ihre Herden brauchten, war es unvermeidlich, daß zwischen beiden Streitigkeiten ausbrachen, sobald sie nur erst einmal Nachbarn geworden waren. Der Kaffernstrom wälzte sich von Norden und Osten nach Süden und Westen, während die weißen Einwanderer in umgekehrter Richtung vordrangen, und in dem heutigen Bezirk von Albany begegneten sich die beiden Ströme. Eine Zeitlang weideten Kaffern und Bauern ihre Herden friedlich nebeneinander, nachdem aber die Kapregierung das Gebiet der Kolonie einverleibt hatte, kam es bald zu Streitigkeiten, denn die Bauern betrachteten sich nun als Herren des Landes und wollten die Kaffern in demselben nicht länger dulden. Über die Kämpfe der Bauern mit den Kaffern wird so manches berichtet, was für dieselben nicht sehr ehrenvoll wäre, wenn man es für wahr halten müßte, aber die Berichte über die Grausamkeiten, die sie sich angeblich zu schulden kommen, sind zu wenig verbürgt, als daß man ihnen unbedingt Glauben schenken könnte. Erst 30 Jahre nach der Besitzergreifung des Gebietes, in welchem einst Kolonisten und Kaffern einträchtig nebeneinander gelebt hatten, fand die Kapregierung es für angezeigt, durch genaue Begrenzung des Kafferngebietes den endlosen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Der Gouverneur von Plettenberg bereiste im Jahre 1778 das Grenzgebiet, lud die Kaffernhäuptlinge zu einer Besprechung ein und vereinbarte mit ihnen, daß fortan der Fischfluß die Grenze zwischen ihrem Gebiet und der Kolonie bilden solle.

Der erste Abschnitt in den Kämpfen mit den Kaffern schloß also mit deren endgiltiger Zurückdrängung aus einem großen Gebiet, da sie einst weit über diese Grenze hinaus bis an den Fuß der Schneeberge wohnten.

Der Vertrag, den sie mit dem Gouverneur schlossen, war jedoch nur ein Waffenstillstand, denn an einen dauernden Frieden war bei dem großen Ausdehnungsdrang der stetig wachsenden weißen Bevölkerung nicht zu denken, solange es noch gute Weidegründe gab, die im Besitz der Kaffern waren. Zwistigkeiten und Spaltungen unter den Amafosa erleichterten das Vordringen der Weißen. Noch bei Lebzeiten des greisen Häuptlings Palo, der über alle Amafosa gebot, bildeten sich zwei Parteien, an deren Spitze die beiden Söhne des Häuptlings, Galeka und Hahabe (Kababe) standen. Der Erstere war der Sohn des Hauptweibes, also der rechtmäßige Nachfolger seines Vaters in der Häuptlingswürde, aber Hahabe übertraf ihn bedeutend an Fähigkeiten und wollte sich ihm nicht unterordnen. Ein Teil des Volkes schloß sich ihm an und zog mit ihm über den Kei, wo die dort ansässigen Hottentotten unterworfen wurden und in den Siegern aufgingen. Der Zerteilung des Volkes, welche dadurch geschaffen wurde, folgte eine weitere Zerspaltung, als Hahabe, dessen Anhänger sich Ama-Hahabe nannten, in einer Schlacht fiel. Da sein ältester Sohn Mlan schon vor ihm gestorben und von demselben jetzt nur ein 10 Jahre alter Sohn namens Gaika vorhanden war, wollte für den Unmündigen Mlans jüngerer Bruder Ndlambe die Regierung führen, fand aber nicht allgemeine Anerkennung, und diejenigen, die sich ihm nicht fügen wollten, wanderten aus. Sie verbanden sich mit den westlich vom Großen Fischfluß ansässigen Gonaqua, einem Mischlingsvolk, das aus Vermengung von Kaffern und Hottentotten hervorgegangen war, und unternahmen häufige Raubzüge in das Gebiet der Kolonie. Ndlambe herrschte über den Rest der Ama-Hahabe, bis Gaika das mannbare Alter erreicht hatte und nun selbst die Regierung übernehmen wollte. Da Ndlambe nicht zurücktreten wollte, kam es zum Kampf, Ndlambe wurde vertrieben und floh 1796 in das Gebiet der Kolonie, wo er sich zwischen dem Fischfluß und der Algoa-Bai mit seinen Anhängern niederließ, da die überraschten Kolonisten ihm keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Indessen hatten aber die Engländer (1795) das Kapland besetzt, und auf die Nachricht von den Vorgängen an der Ostgrenze sandten sie einen Kommissär dorthin, der die Ruhe wiederherstellen sollte. Dieser hielt auf Grund der eingezogenen Erkundigungen Gaika für das rechtmäßige Oberhaupt aller Kaffern, Ndlambe also für einen Rebellen, da ihm nicht bekannt war, daß bei den Kaffern mit der Herrschaft eines Häuptlings Unzufriedene sich häufig von dem Stamm abzusondern pflegten, indem sie auswanderten, worauf ihr Führer ebenso als unabhängig galt, wie der Häuptling, dem sie sich nicht fügen wollten. Die Engländer erkannten infolge dessen Gaika als König der Kaffern an, aber dieser hatte davon ebensowenig Gewinn wie sie selbst. Während er wegen eines Ehebruchs, den er sich zu schulden kommen ließ, einen großen Teil seiner Anhänger verlor, wuchs die Macht Ndlambes so an, daß er im Jahre 1799 sogar die Engländer in einem Treffen besiegte. Da bald darauf England die Kapkolonie an Holland, beziehungsweise Frankreich zurückgab und man nach der abermaligen Besetzung derselben (1803) zunächst anderweitig vollauf beschäftigt war, blieb die Niederlage der englischen Truppen ungerächt, und erst im Jahre 1811 rüstete die Kapkolonie eine Expedition zur Vertreibung der in ihr Gebiet eingedrungenen Kaffern aus. Ndlambe wurde über den Fluß zurückgetrieben, zur Abwehr künftiger Einfälle Grahamstown gegründet, und da man überdies mit „König“ Gaika einen Vertrag schloß, glaubte man die Ostgrenze hinreichend gesichert zu haben. Der Wahn, daß Gaika ein mächtiger Fürst sei, sollte sich bald schwer rächen. Ndlambe, der mit 20000 Flüchtlingen über den Fluß gegangen war, gewann nach und nach von Gaikas Unterhäuptlingen einen nach dem andern, und nach einer schweren Niederlage, welche Gaika 1818 am Chumiesflusse erlitt, mußte derselbe bei der Kolonie Schutz suchen. Die Engländer nahmen sich seiner an und sandten Truppen über den Fischfluß, welche das Land verwüsteten und tausende von Rindern forttrieben, aber die Kaffern rächten sich durch einen Einfall in das Kolonialgebiet, wobei Grahamstown sich mit Mühe ihres Angriffs erwehrte. Die Kämpfe, bei denen es sich auf beiden Seiten hauptsächlich um Verwüstung des Landes und Herdenraub handelte, hätten wohl noch lange gedauert, wenn man nicht endlich auf englischer Seite durch Missionäre auf den großen politischen Fehler, den man durch Gaikas Unterstützung begangen hatte, wäre aufmerksam gemacht worden. Nachdem man einmal erkannt hatte, wie unbedeutend Gaika im Vergleich mit Ndlambe sei, ließ man diesen fallen, und nun kam bald ein Friede mit den Kaffern

zustande, der ein dauernder zu werden versprach, da die Missionäre die Friedenszeit vortrefflich benutzten und Christentum und Kultur unter den Kaffern rasche Fortschritte machten.

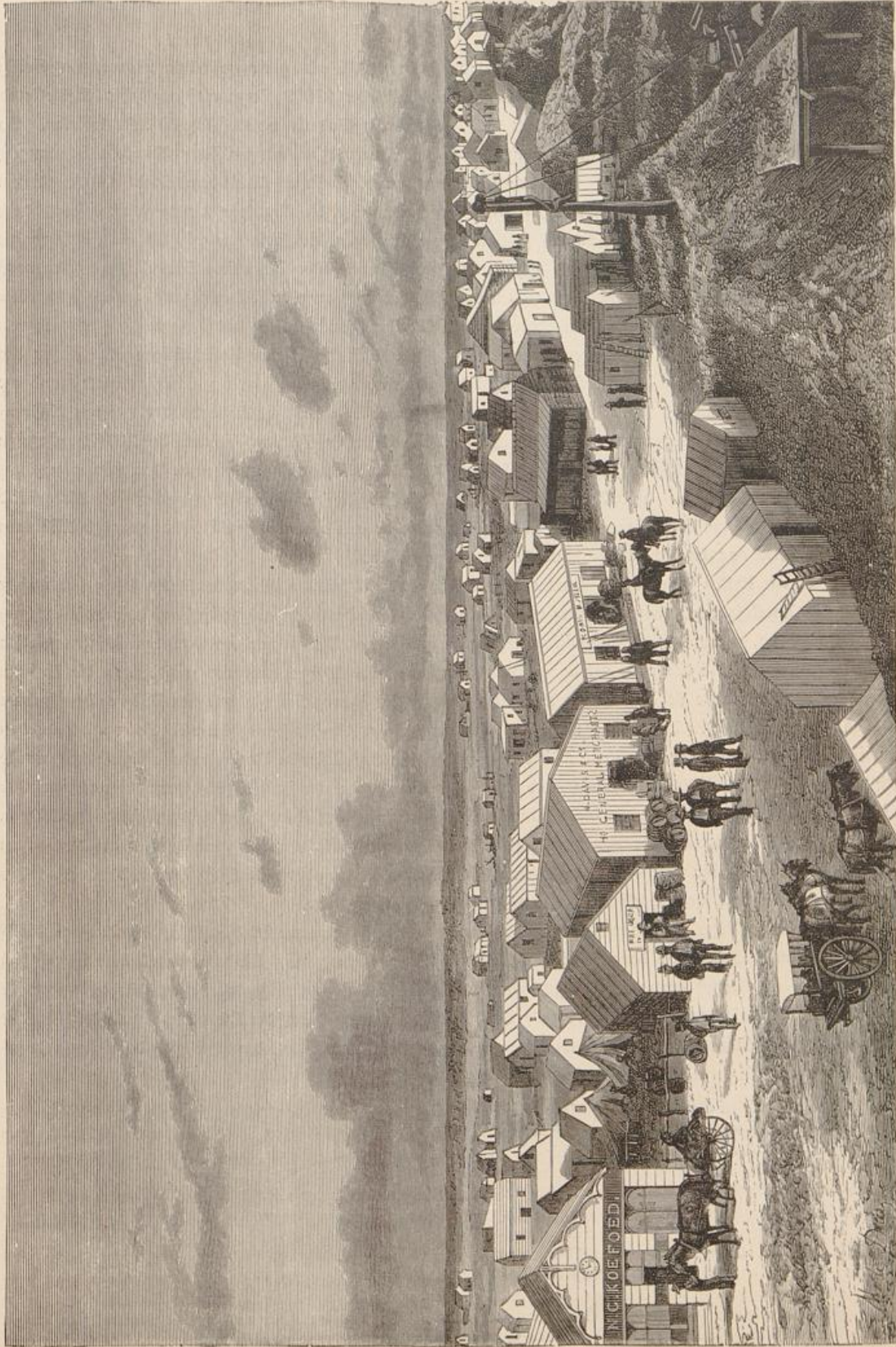
Als nach Ndambes Tode auch Gaika starb (1829), änderte sich mit einmal die Sachlage. Die Führer der beiden Hauptparteien waren tot, und einer von Gaikas Söhnen, Makoma, ein kühner und schlauer Mann, schwang sich zum Häuptling auf. Nach langer Zeit der Trennung war wieder der größere Teil der Kaffern unter einem Führer vereint, und das Bewußtsein ihrer vermehrten Macht äußerte sich bei ihnen bald durch neue Raubeinfälle in englisches Gebiet. Die Kaffernkriege begannen wieder, und die Jahre 1835 und 1846¹⁵⁾ waren reich an blutigen Szenen, welche auf beiden Seiten die Erbitterung immer mehr steigerten.



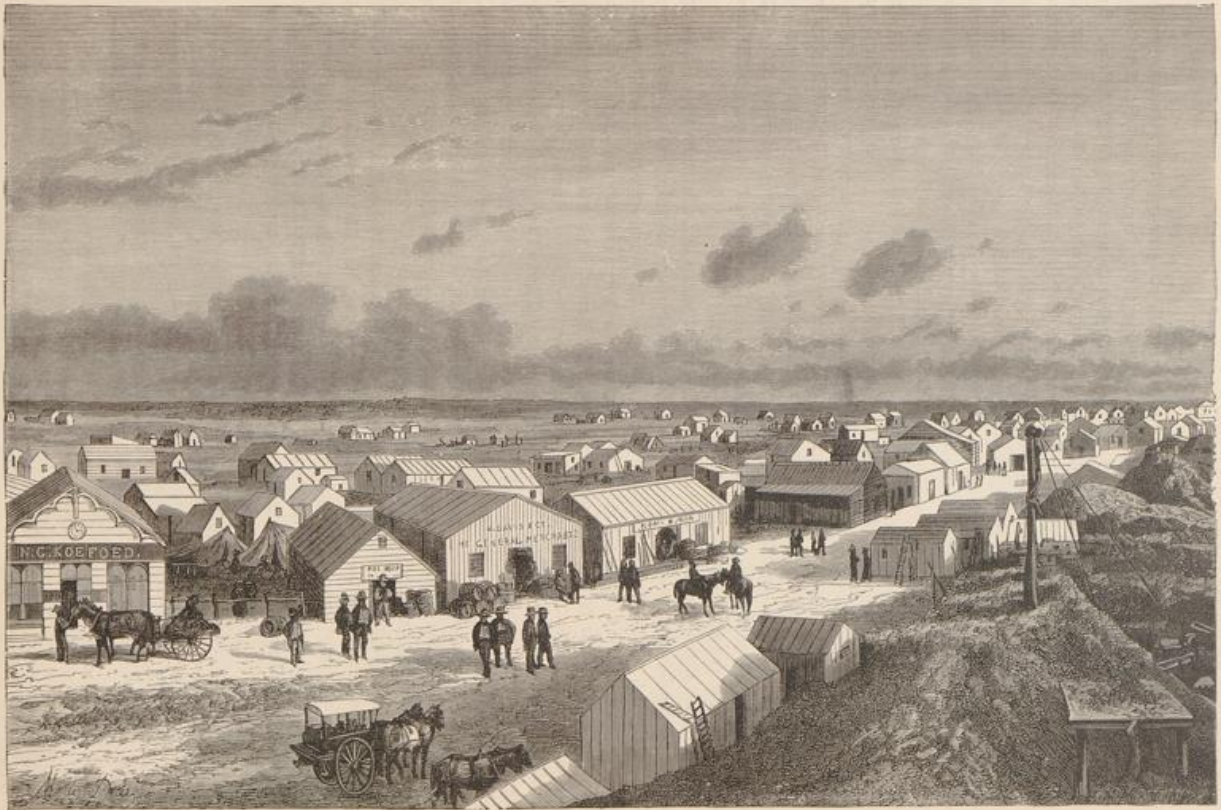
Straße in Durban.

Die Verluste, welche die Kolonisten erlitten, bezifferten sich nach Millionen, aber noch größer und empfindlicher waren die Verluste der Kaffern, die es nicht nur mit den Engländern allein zu thun hatten, sondern sich auch der Pondo, der Tembu und der Fingu erwehren mußten, mit denen die Engländer sich gegen sie verbündeten. Die Amamfingu (d. i. Wanderer), der Rest eines einst mächtigen Kaffernstammes, der durch einen

¹⁵⁾ Der Krieg des Jahres 1845 wird der „Beilkrieg“ genannt aus folgender Veranlassung: Ein Kaffer, der beim Stehlen von Rindern ertappt und gefangen genommen worden, sollte nach Grahamstown ins Gefängnis abgeliefert werden. Man hatte ihn mit einem Hottentotten, der gleichfalls ein Vergehen in Grahamstown büßen sollte, zusammengefesselt und einer kleinen Wache übergeben. Unterwegs wurde diese von Kaffern überfallen, welche den Dieb befreien wollten. Da sie seine Ketten nicht so schnell als nötig war zu lösen vermochten, hieben sie den Arm des mit ihm zusammengefesselten Hottentotten ab und waren mit ihrem Gefährten, an dessen Hand der Arm des Hottentotten hängen blieb, im Walde verschwunden, bevor die Wache sich noch von ihrer Überraschung erholt hatte.



Dutoitspan.



Daitoispatt.

andern nach Süden gedrängt worden, lebten bis zum Jahre 1835 als geringgeschätzte Sklaven im Gebiet der Amakosa. Während des Kaffernkrieges dieses Jahres flüchteten 16000 Fingu auf englisches Gebiet und wurden östlich vom Großen Fischfluß angesiedelt, wo sie den Engländern vortreffliche Dienste leisteten. So wurde endlich der hartnäckige Widerstand der nun auch mit Feuerwaffen ausgerüsteten Amakosa bezwungen, und sie wurden Schritt für Schritt bis über den Keiskama zurückgedrängt. Aus dem Land zwischen diesem und dem Kei bildete man eine neue Kolonie, Britisch-Kaffraria, aber die Amakosa waren zwar besiegt, doch ihre Macht nicht gebrochen, und noch einmal flammte der Haß gegen die Fremden auf, als ein Zauberer sie durch die Zusage höhern Beistandes (1850) zum Kampf begeisterte. Der Häuptling Sandili, dem man nebst anderen die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Britisch-Kaffraria anvertraut hatte, wurde selbst einer der Führer der Massenerhebung aller Eingeborenen Süd-Afrikas, durch welche die Kolonie sich plötzlich von allen Seiten bedroht sah. Nun begann erst der langwierigste und blutigste aller Kaffernkriege, und außer den Amakosa hatten die Engländer auch noch einen Teil der Tembu, der sich ihnen angeschlossen hatte, und die zum letzten Verzweiflungskampf sich erhebenden Hottentotten zu bekämpfen. Es bedurfte der größten Anstrengungen und eines Aufgebotes von 10000 Mann regulärer Truppen,⁴⁹⁾ um diesmal der Kaffern Herr zu werden, welche unter Führung der Häuptlinge Makoma, Sandili, Unta und anderer in den schwer zugänglichen Schluchten der Kroome- und Amatolaberge fast 2 Jahre den englischen Truppen zähen Widerstand entgegensetzten. Die Engländer gingen zwar schließlich als Sieger aus dem Kampfe hervor, aber 40 Millionen Mark und hunderte von Menschenleben hatte sie der Sieg gekostet.

In diesem Kriege wurden die Tembu fast vernichtet, die Widerstandskraft der Hottentotten für immer gebrochen, die Amakosa stark dezimiert, aber trotzdem war die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß diese „unverbesserlichen Wilden“, wie sie Sir Benjamin d'Urban nannte, eines Tages nochmals zu den Waffen greifen würden. Es gab, um die drohende Gefahr zu beseitigen, nur zwei Wege: entweder mußte man die Kaffern zivilisieren oder man mußte sie ausrotten. Der Gouverneur Sir Harry Smith hatte im Kriege des Jahres 1850 das Letztere versucht. Der Krieg war ein Vertilgungskrieg, die Kaffern sollten ebenso vom Erdboden verschwinden wie die Indianer Amerikas. Diese barbarische, einer zivilisierten Nation unwürdige Politik wurde jedoch glücklicher Weise bald aufgegeben, und Sir John Grey, der im Jahre 1854 zum Gouverneur der Kapkolonie ernannt wurde, versuchte die Lösung der Kaffernfrage auf dem andern, dem friedlichen Wege. Die konsequente Durchführung der von ihm vertretenen Prinzipien würde wohl auch dann zum erwünschten Ziele geführt haben, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis den Engländern zu Hilfe kam und sie ohne das geringste Eingreifen von ihrer Seite von dem gefürchteten Feinde befreite.

Was ein englisches Heer von 10000 Mann nicht zu erreichen vermocht, die Macht der Amakosa vollständig zu brechen, das bewirkte der Fanatismus blinden Aberglaubens. Ein Mädchen verkündete ihnen, daß die Geister sie beim Kampf gegen die Weißen unterstützen und ihnen zum Siege verhelfen würden, wenn sie vorher ihre Kinder schlachteten und verzehrten. Die Prophetin wurde durch die Häuptlinge unterstützt, welche wahrscheinlich beabsichtigten, das Volk durch Not zur Verzweiflung zu bringen, damit es sich dann umso unge-

⁴⁹⁾ Damals schrieb Cole über die Zustände in der Kolonie: Selten bietet eine Kolonie ein traurigeres Bild dar, als es gegenwärtig das Kap wirklich thut; jedes Schiff bringt Nachrichten von neuem Unglück, ich hätte beinahe geschrieben: von neuer Schande, denn ist es nicht eine Schande für die Blüte der britischen Armee, von elenden südafrikanischen Wilden in Schach gehalten zu werden? Zehntausend Soldaten — englische Soldaten — ausgesuchte Regimenter! Würde nicht jeder Landsmann denken, daß sie Mannes genug wären für jede 15, ja sogar 20 000 irgend welcher anderer Truppen in der Welt?(!) Würde man sie nicht gegen eine solche Zahl Franzosen ins Feld senden und seinen ganzen Kredit, Eigentum, ja sein Leben verwetten, daß sie Sieger blieben? Wie viel Sikhs und Afghanen würde man wert halten, es mit ihnen aufzunehmen? Wie viele Kosaken, Türken, Perfer, Hindus oder Chinesen? Und wie viele Kaffern? — Belästige dich nicht, mein Freund, mit arithmetischer Berechnung; etwa 20 000 der Letzteren sind Alles, was gegenwärtig gegen unsere tapferen Landsleute im Felde steht, und wenn sie auch noch nicht dieselben tüchtig geschlagen haben, so haben doch auch gewiß die Notröcke noch nicht die Ohneröcke zusammengehauen. — Alfred W. Cole, Das Kap und die Kaffern oder Mitteilungen über meinen fünfjährigen Aufenthalt in Süd-Afrika. Aus dem Englischen. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1852, Seite 268.

stümer auf die Europäer werfe. Der erste Teil dieses Planes wurde auch wirklich erzielt, aber der zweite blieb aus. Nachdem die Kaffern fast alle ihre Rinder, etwa 20 000 an der Zahl, geschlachtet und verzehrt hatten, brach bald eine Hungersnot aus, die furchtbar unter ihnen aufräumte. Nach dem letzten Kriege waren noch über 100 000 Seelen im Kaffernland vorhanden — das Hungerjahr 1857 verminderte sie auf 58 000. Ohne die Hilfe, welche Missionäre und Kolonisten ihnen leisteten, wären die Amakosa damals völlig vom Erdboden verschwunden, aber ihre Selbständigkeit ging dabei unter. Der Hunger unterwarf England den Rest des Kaffernvolkes. Von einigen unbedeutenden Häuptlingen abgesehen, die sich nicht fügen wollten und in die Berge flüchteten, wo sie ein Räuberleben führten, brachten die Engländer alle Führer der Kaffern zur Unterwerfung. Gaisas Sohn Makoma, ihr gefürchteter Gegner, der ihnen in den letzten Kriegen so viel zu schaffen gemacht, starb als Staatsgefangener auf der Robbeninsel, wo auch die gefangenen Hottentottenhäuptlinge in der Verbannung ihr Leben beschloßen; anderen Häuptlingen wurden, ebenso wie den Hottentotten, Reservationen angewiesen, und die Kapregierung setzte ihnen überdies je nach ihrer Bedeutung einen größern oder kleinern Jahrgehalt aus.

Ein einziger Kaffernstamm hatte sich noch nicht unterworfen: die Galeka, jener Teil des Volkes, der seiner Zeit zu Galeka, dem erbberechtigten Sohne Palos hielt, als Hahabe sich auflehnte (siehe Seite 107). Sie waren jedoch bereits zu schwach, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können, und Ende 1858 waren sie an die Meeresküste gedrängt, wo sie jetzt noch einen schmalen Landstreifen inne haben. Ihre Macht war für immer gebrochen, und auch die Tembu, mit welchen die Engländer noch schwere Kämpfe zu bestehen hatten, erlagen schließlich, sodaß die Südoskaffern im Gebiet der Kolonie aufgehört haben, eine Gefahr für dieselbe zu sein. Das Land, aus dem die Galeka verdrängt worden, überwies man den Fingu und Tembu, welche letzteren seit 1874 britische Unterthanen sind, und zwischen ihren Wohnsitzen siedelten sich, da noch viel freier Boden vorhanden, weiße Kolonisten an. Die Pondo, welche auch an den Kämpfen gegen die Engländer teilgenommen hatten, sind nun auch unter englischer Oberhoheit und gleich den Tembu und Fingu Regierungsbeamten unterstellt. Im südöstlichen Teil der Kapkolonie dürften jetzt noch etwa 60 000 Pondo und 73 500 Fingu (Zählung vom Jahre 1875) vorhanden sein.

Die anderen Kaffernstämme, mit denen die Engländer noch in jüngster Zeit blutige Kriege führten, ohne daß das Kriegsglück ihnen stets hold war, werden wir später kennen lernen, und werfen jetzt nur noch einen Blick auf die heutige Lage der Südoskaffern. Dieselbe kann als eine ziemlich erfreuliche bezeichnet werden. Die unermüdblichen Missionäre haben dem Christentum und der Zivilisation in immer weiteren Kreisen Eingang verschafft. Als ein vorzügliches Kulturelement haben sich die Fingu erwiesen, welche sich in dem ihnen überwiesenen Gebiet rasch vermehrten und durch gute Ausnutzung des Bodens wohlhabende Leute wurden. Sie können allen anderen Stämmen als Muster und Vorbild dienen, und ihre Erfolge sind auch nicht ohne Einfluß auf ihre Nachbarn geblieben. Sie besitzen große Herden, treiben aber neben der Viehzucht auch Ackerbau, wobei sie sich zum Bestellen der Äcker des Pfluges bedienen. Die alte Kafferntracht haben sie längst mit europäischer Kleidung vertauscht. Im Jahre 1874 befanden sich in ihrem Gebiet nicht weniger als 46 Schulen, und es waren damals durch dreijährige Sammlungen etwa 60 000 Mark zur Errichtung einer Industrieschule zusammengebracht worden. Die Bevölkerung findet immer mehr Gefallen am Betrieb von Handwerken, und die Zahl der jungen Leute, welche bei weißen Handwerkern als Lehrlinge untergebracht worden, ist in stetem Steigen begriffen. Die Fingu sind zwar noch nicht alle zum Christentum bekehrt, aber neben den Schulen sind auch schon zahlreiche Kirchen vorhanden, um welche sich die von Missionären geleiteten Christengemeinden sammeln. Solchen Fortschritten der Bevölkerung entsprechend, ist auch das ganze Aussehen des Landes ein erfreuliches. Gute Straßen durchziehen dasselbe, welche die Fingu selbst gebaut haben, und auf denen sie auf guten, von Ochsen gezogenen Wagen die Erzeugnisse ihres Feldbaues nach den Marktplätzen bringen. Da die Fingu sehr sparsam sind — ihre Sparsamkeit grenzt fast an Geiz — erwerben manche recht beträchtliche Geldsummen, welche sie entweder vergraben oder in einem Beutel, der mit einer Stahlkette an den Gürtel

befestigt ist, mit sich herumtragen. Mit ihren schwarzen Nachbarn treiben sie nicht unbedeutenden Handel und machen den weißen Händlern erfolgreich Konkurrenz, aber obwohl die Kaffern mit ihnen Geschäfte abschließen, so meiden sie doch sorgfältig jeden nähern Verkehr mit den Leuten, welche in ihren Augen nichts sind als entlaufene Sklaven, doppelt verabscheuenswert, weil sie den Weißen ihre Freiheit verdanken.

An die Amakosa haben Kapregierung und Missionäre viele Liebesmüh verschwendet, um der Zivilisation bei ihnen Eingang zu verschaffen, aber das Errungene war nie von langer Dauer. Man sandte einen Gaika-Häuptling nach England, wo ihm eine sorgfältige Erziehung zuteil wurde, und er machte die erfreulichsten Fortschritte, erlangte namentlich große Fertigkeit im Sprechen fremder Sprachen, aber kaum befand er sich inmitten seines Stammes, so legte er mit der europäischen Kleidung auch alle europäischen Sitten ab und war, nachdem er den Karof über die Schultern geworfen, wieder der wilde Kaffernhäuptling, der er früher war. Ein glänzendes Fiasco erzielte die Kapregierung mit den Geschenken, welche sie den Häuptlingen alljährlich zu senden pflegte, um sie bei guter Laune zu erhalten. Der Trödel und Flitterkram, der nördlich vom Äquator bei den Negern reisenden Absatz fand, entlockte den Kaffern nur ein spöttisches Lächeln. Man hatte ihnen kostbare Seidenkleider für ihre Frauen gesandt, in der Hoffnung, dieselben würden sich nach und nach ihr Eva-kostüm abgewöhnen, wenn sie an der prächtigen Kleidung Gefallen fänden, jedoch die Kafferfrauen schleppten die kostbaren Kleider nur lachend und spottend hin und her, und nicht einer fiel es ein, solch ein Kleid anzulegen. Ein englischer Beamte in Kaffraria lud zwei Kaffernhäuptlinge zu Tisch und ließ ihnen nach der Mahlzeit, während welcher sie sich wie gestittete Europäer benahmten und auch nach europäischer Art aßen, zwei Kräfte mit goldgestickten Krügen als Geschenk überreichen. Sie verbeugten sich mit vornehmer Grandezza dankend vor dem Beamten, aber für das ihnen zugedachte Geschenk hatten sie nur einen verächtlichen Blick und ließen es, als sie sich verabschiedeten, zurück.

Die durch die Missionäre bekehrten Amakosa kleiden sich vollkommen nach europäischer Art, ihre heidnischen Stammesgenossen aber gehen noch wie früher fast völlig nackt. Ein kleiner Lendenschurz, ein Streifen Fell oder ein rotes Band, welche diademartig um die Stirn geschlungen werden, und bei schlechtem Wetter eine als Mantel dienende Ochsenhaut oder das Fell irgend eines wilden Tieres, häufiger jedoch eine am Halse durch eine Agraffe zusammengehaltene Wolledecke, und aus Fellen verfertigte Sandalen — das ist ihre ganze Kleidung. In den Städten wohnende Kaffern haben sich jedoch schon bequemt, ein Baumwollhemd zu tragen und nicht mehr völlig nackt zu gehen. Die Mädchen tragen nur einen kurzen Lendenschurz, die Frauen dagegen widmen ihrer Kleidung schon mehr Sorgfalt: außer einem langen Lendenschurz gehört zu derselben eine um die Taille befestigte Ochsenhaut, welche sie über Schultern und Brust zusammenziehen, zuweilen auch noch ein Brusttuch, ein um den Kopf geschlungenes Tuch und ein über den Rücken herabhängender Sack, in welchem sie ihre kleinen Kinder mit sich herumtragen. Sie schmücken sich gern mit Glaskorallen, tragen zu Ketten aneinander gereihte Zähne wilder Tiere, selbstverfertigte Elfenbeinringe an den Armen und den Füßen, Ohr- und Finger- ringe, Streifen von buntem Fell um Waden und Knöchel, und Federn im Haar. Daneben tragen sie um den Hals gehängt allerlei Amulette, durch welche sie sich teils gegen Zauberei, teils gegen den Biß giftiger Schlangen zu schützen gedenken, und am Halse hängt noch gar mancherlei, die unvermeidliche Schnupftabakdose, die Pfeife, ein Lederfutteral, in dem sich einige Pfriemen befinden u. s. w.

Die vielen Amulette, welche die Kaffern am Halse tragen, hängen mit dem unter ihnen stark verbreiteten Glauben an Zauberer zusammen. Eine Menge „Regenmacher“ und andere Zauberkünstler mißbrauchen seine Leichtgläubigkeit. Wenn bei anhaltender Dürre Futtermangel sich fühlbar zu machen beginnt, wendet der Kaffer sich an einen „Regenmacher“, der nach allerlei Zeremonien ihm mitteilt, wann es wieder regnen werde. Wenn der Regen zur bestimmten Zeit sich einstellt, erhöht dies selbstverständlich das Ansehen des Charlatans bedeutend, wenn er aber ausbleibt, ist jener um eine Ausrede nie verlegen, und weiß den Fall stets so darzustellen, daß der seinen Rat und Beistand in Anspruch Nehmende als der schuldige Teil erscheint, da er die ihm erteilten Weisungen nicht genau befolgt und das Eine oder das Andere versäumt oder falsch aus-

geführt hat. Bei Krankheiten, die unter den Herden ausbrechen, zieht man den „Doktor“ zu Rate, der in ähnlicher Weise manipuliert wie der „Regenmacher“. An ihn wendet man sich auch, wenn irgend ein Stück der Herde verloren geht. Er soll dann angeben, wer es gestohlen hat, und obwohl er dies kaum jemals weiß, so gilt doch sein Ausspruch als unumstößliches Urteil, und der von ihm als Dieb Bezeichnete muß den Bestohlenen entschädigen. Dieser Glaube an die unbezweifelbare Richtigkeit der Angabe des „Doktors“ hat manchen Kaffer um sein ganzes Besitztum gebracht, da die „Doktoren“ gegen Bestechung nicht unempfindlich waren. Wer imstande war, den „Doktor“ zu bestechen, der konnte mit seiner Hilfe leicht einen reichen Stammesgenossen zwingen, ihm als Entschädigung für angeblich erlittene Verluste nach und nach seine ganze Herde zu überliefern.

Zuweilen traten unter den Kaffern auch Propheten auf. Wir erwähnten bereits ein Kaffernmädchen, das im Jahre 1856 ihren Landsleuten verkündete, auf welche Weise sie die Weißen besiegen könnten (siehe Seite 107). Auch nach dem Kaffernkrieg des Jahres 1846 durchzog ein Zauberer das Land, welcher prophezeite, die Engländer würden beim Ausbruch eines neuen Krieges sämtlich in Tiere und Pflanzen verwandelt werden und ihr Land dann den Kaffern zufallen. Als nun ein neuer Krieg ausbrach und die Engländer, anstatt sich in Vierfüßler zu verwandeln, die Kaffern überall zurücktrieben, da wußte der Prophet auch sofort anzugeben, weshalb seine Prophezeiung nicht eingetroffen sei: die Kaffern hatten sie dadurch zunichte gemacht, daß sie den ersten Schuß abfeuerten und dies nicht den Engländern überließen.

Für unternehmungslustige Häuptlinge waren die Zauberer stets willkommene Werkzeuge bei Durchführung ihrer Pläne. Sandili, der im Jahre 1850 den Krieg begann, welcher nach Versicherung des dings gewisse Krankheiten zu behandeln und kennen für dieselben angezeigte Heilmittel; auch Europäer haben Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit der von Kaffernärzten aus Kräutern oder Wurzeln bereiteten Arzneien kennen zu lernen, und Bleef behauptet sogar, daß die „Doktoren“ der Natalkaffern im Kriege erschlagene Menschen insgeheim zu sezieren pflegten, aber die meisten suchen nur durch übernatürliche Mittel zu wirken. Den Kern ihrer Kunst bildet der Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen, welche nach dem Glauben der Kaffern auf die Schicksale der Lebenden einen großen Einfluß ausüben können.

Einen Einfluß auf die Regierungsgewalt scheinen die Zauberer nicht ausgeübt zu haben. Der Häuptling, der an der Spitze des Stammes stand, verdankte seine Würde dem Erbrecht, war aber in seiner Macht beschränkt durch den Rat der Amapahati, welchem unter anderem auch die wichtige Aufgabe oblag, dem Häuptling die letzte Gattin auszuwählen, welche die „große Frau“ genannt wurde. Mochte der Häuptling mit anderen Frauen noch so viel Söhne erzeugt haben, die Häuptlingswürde ging auf jenen Sohn über, den ihm die „große Frau“ zuerst gebar und der den Titel „großer Sohn“ führte. Da die letzte Gattin stets erst gewählt wurde, wenn der Häuptling sich bereits in vorgerücktem Lebensalter befand, mußte der „große Sohn“ beim Tode seines Vaters noch unmündig sein, und die Amapahati hatten dann die Gewalt in den Händen.

Europas Kolonien. IV.



Kaffer.

Propheten so unheilvoll für die Engländer werden sollte, glaubte kaum selbst an die Prophezeiung, aber er bediente sich des Propheten, um sein Volk nochmals gegen die Engländer unter die Waffen zu bringen.

Für die Masse des Volkes sind die „Doktoren“ und die Zauberer, welche eine höhere Klasse der ersteren bilden, die Besitzer aller Kenntnisse, welche ein Mensch überhaupt erlangen kann. Ihr Wissen ist trotzdem ein verhältnismäßig sehr geringes. Einzelne verstehen aller-

Unter dem Volke gab es keine Standesunterschiede, und auch in ihrem Äußern unterschieden sich reiche Kaffern wenig von den armen. Der Reichtum bestand nur in Herden, und die Hütte des Besitzers von tausend Rindern sah nicht besser aus und war nicht besser eingerichtet als jene des ärmsten Mannes. Die Wände der bienenforbähnlichen Hütte waren mit Lehm bedeckt, den man mit Kuhmist überstrich, wodurch er hart und glatt wurde. Der Eingang in die Hütte war gerade nur so groß, daß ein Mensch auf Händen und Füßen hindurchkriechen konnte. Ein Rauchfang war in der Hütte nicht vorhanden, da man der Kälte wegen kein Feuer anzumachen brauchte und die Speisen außerhalb der Hütte zubereitete. Seine Vorräte, auch sein Pulver, verwahrt der Kaffer in kellerartigen Gruben, welche mit einer dicken Schicht Lehm verschlossen sind. Die Lebensmittelvorräte bestehen hauptsächlich aus Kafferkorn und Milch. Letztere wird in Körben aufbewahrt, welche aus Grashalmen oder dünnen Zweigen geflochten und so dicht sind, daß keine Flüssigkeit durchzudringen vermag. Diese Gefäße haben vor irdenen den Vorzug, daß die Milch in ihnen nicht so leicht sauer wird. Saure Milch genießt der Kaffer nur in Zeiten der Not, da dieselbe mehr sättigt. Seine gewöhnliche Nahrung ist außer reiner Milch ein Brei, der aus Kafferkorn und Milch bereitet wird, ferner aus Kafferkorn, das in einem hölzernen Mörser zerstampft wurde, bereitetes schwarzes Brot. Neben dem durch Zerstampfen des Kornes gewonnenen groben Mehl verwenden sie zum Backen des Brotes noch ein feineres, das sie dadurch gewinnen, daß sie das Korn zwischen zwei Steinen zerreiben. Außer von Milch und Kafferkorn lebt der Kaffer noch von verschiedenen Baumfrüchten, welche wild wachsen, und von selbst gezogenen Kürbissen und Wassermelonen. Fleisch wird nur dann gegessen, wenn irgend ein Wild erlegt worden oder Vieh geraubt worden ist. Nur die größte Not kann den Kaffer veranlassen, ein Stück Vieh aus seiner eigenen Herde zu schlachten, um es zu verzehren, wenn er aber irgendwo Rinder rauben konnte, ergiebt er sich dem Fleischgenuß mit zügelloser Gier und verschlingt unglaubliche Mengen Fleisch, häufig noch in fast rohem Zustand.

Als die ersten Europäer mit den Kaffern zusammentrafen, waren diese nur Rinderhirten, und recht viel Ochsen zu besitzen, war der sehnlichste Wunsch eines jeden. Die Kriegszüge in das Gebiet der Nachbarstämme wurden stets nur unternommen, um Ochsen zu erbeuten, und ein angegriffener Kaffernstamm suchte stets zunächst seine Herden in Sicherheit zu bringen, indem er sie ins Gebirge trieb. Wie die holländischen Bauern jedem Kinde bei der Geburt einige Tiere aus ihrer Herde schenkten, so schenkte auch der Kaffer seinen Kindern bei der Geburt Ochsen, und für solche war ihm alles feil. Auch der Kaufpreis der Frauen bestand in Ochsen, welche der junge Mann dem Vater des Mädchens in Tausch für dasselbe zu geben hatte. Sorgsam hütete der Kaffer sein Vieh, um es sowohl vor Feinden als vor wilden Tieren zu bewahren, und er legte zum Schutze gegen letztere große, mit Steinen und Dorngebüsch umgebene Hürden an, welche als Ställe dienten. Er liebte es, sein Vieh durch allerlei Verzierungen herauszuputzen, seine Hörner zu verdrehen, daß sie seltsame Figuren bildeten, oder auch Lappen aus der Haut zu schneiden, die wie Franzen von dem Körper des Tieres herabhängten.

Bei ihrer Lebensweise werden die Kaffern groß und stark. Sie sind ein schöngebauter Menschenschlag, schlank und hoch gewachsen, dabei muskulös, und auch ihre Gesichtszüge sind meist nicht unangenehm. Sie haben zwar hervortretende Backenknochen und wolliges Har, ähneln aber durchaus nicht den Negern. Nur vereinzelt trifft man unter ihnen den Negertypus. Charakteristisch ist der stark hervortretende Unterleib, den man nicht bloß bei den Amakosa, sondern bei allen Kaffernstämmen bemerkt. Ihre Nase gleicht mehr der kaukasischen als der abgeflachten der Neger, und der lebhafteste Blick ihrer braunen Augen verrät ein starkes Selbstgefühl und Mut.

Die geistigen Anlagen des Kaffers dürfen nicht unterschätzt werden; er ist nichts weniger als blöde oder dumm, und namentlich im Handel zeigt er sich dem schlauesten Händler gewachsen. Man muß allerdings einen Unterschied zwischen dem unter Weißen lebenden und im Dienste eines solchen stehenden Kaffers und einem solchen machen, der in seinem Lande inmitten seiner Stammesgenossen als freier Mann lebt. Der letztere entwickelt oft einen Grad von Verschlagenheit, dessen man ihn nicht für fähig halten möchte. Die Händler,

welche mit Kaffern verkehren, wissen davon zu erzählen, denn sie haben oft den schlauen Eingeborenen gegenüber einen schweren Stand, und müssen mit allen Eigenheiten derselben vertraut sein, wenn sie sich vor Schaden bewahren wollen. Die größten Schwierigkeiten verursachen die Preisschwankungen der Waren, da der Kaffer für solche kein Verständnis hat. Er begreift zwar sehr rasch, daß z. B. der Preis der Straußenfedern, welche er dem Händler anbietet, steigen kann, aber ein Fallen des Preises hält er für unmöglich. Wenn der Händler ihm weniger bietet, als er bisher erhielt, wird er sofort mißtrauisch und glaubt, man wolle ihn übervorteilen. Er läßt sich auch nicht gleich merken, daß ihm dies oder jenes unter den Waren des Händlers besonders gefällt, damit dieser nicht etwa einen höhern Preis verlange, wenn er sieht, daß dem Käufer an Erwerbung des Gegenstandes viel gelegen ist. Obwohl er vollständig mit sich über seine Einkäufe im klaren ist, fragt er doch zunächst stets nach dem Preise verschiedener Sachen, die er nicht zu kaufen beabsichtigt, und erst nach vielen Fragen kommt er auf den Gegenstand, um den es ihm zu thun ist.

Geduld ist ein Haupterfordernis für den Händler, der mit Kaffern ein Geschäft abschließen will, und außerdem ist eine tüchtige Dosis Grobheit ihm unentbehrlich. Der Kaffer bietet stets bedeutend weniger als der Händler verlangt. Wird sein Gebot nicht angenommen, so klagt er über seine Armut, beteuert nicht mehr geben zu können, weil er nicht mehr besitzt, und appelliert an die Großmut des reichen weißen Mannes. Wehe dem Händler, der sich durch solche Reden betören läßt und sich mit weniger zufrieden giebt als er ursprünglich verlangt. Sein Geschäft ist für immer verdorben, denn er mag sich wo immer hinwenden, überall fliegt ihm die Kunde voran, daß man ihm etwas abzuhandeln vermag, und er wird nie mehr in stande sein, den verlangten Preis zu erlangen. Wenn er dagegen fest bleibt und den Käufer ziehen läßt, kommt dieser sicher bald wieder und teilt ihm mit, daß ein Freund ihm etwas borgen wolle, sodaß er ein höheres Angebot stellen könne. Da dieses aber immer noch die Forderung des Händlers nicht erreicht, kann derselbe nichts Besseres thun, als den Käufer grob anzufahren und ihm zu bedeuten, er möge ihn mit seinen Besuchen verschonen, wenn er zu arm sei, um seine Waren zu bezahlen. Der Kaffer geht, um vielleicht schon nach einigen Stunden freudestrahlend zurückzukehren. Es hat sich noch ein Freund gefunden, der ihm den Ankauf der Ware ermöglichen will, und er besitzt nun soviel Ochsen, als der Händler für dieselbe verlangt. Die Herde wird vorgetrieben, aber nun zeigt es sich, daß zwar die verlangte Anzahl Tiere vorhanden, aber das gutgenährte Vieh, welches der Kaffer zuerst anbot, durch mageres ersetzt ist. Das Geschäft kommt also wieder nicht zustande, aber der Kaffer beginnt nun allmählich einzusehen, daß der Händler ein fester Mann ist, dem man nichts abhandeln kann, und im letzten Augenblick, wenn derselbe sich vielleicht schon zur Weiterreise rüstet, wird eine Herde herbeigetrieben, welche allen Anforderungen entspricht.

Der Händler muß sich auch hüten, dem Kaffer etwas anzubieten. Er muß ihn vollständig sich selbst überlassen und seine Wahl nicht zu beeinflussen suchen, denn eine Ware, die er ihm empfiehlt, kauft der mißtrauische Käufer sicher nicht, da er hinter der Anempfehlung einen Betrug wittert. Wenn dagegen ein Kaffer schon das halbe Warenlager durchstöbert und noch immer nichts gefunden hat, was ihm zusagt, pflegt der Händler zu einer List seine Zuflucht zu nehmen, welche stets rasch zum Ziele führt. Er nimmt den Kaffer beiseite und zeigt ihm z. B. eine Decke, welche 15 Mark wert ist, sagt aber zu ihm: „Hier habe ich Decken, welche 25 Mark kosten, ich will sie dir aber zu 20 Mark verkaufen, wenn du niemandem sagst, daß du sie so billig bekommen hast.“ Der Kaffer freut sich, ein so vorteilhaftes Geschäft abschließen zu können, und geht in die Falle.

Der Handel mit den Kaffernstämmen im Innern ruht in den Händen einer eigenen Gattung Händler, der sogenannten Traders. Wie der Smaus oder Tochtgänger von Farm zu Farm wandert, so zieht der Trader von einem Kaffernkraal zum andern. Auch er reist im Planwagen, der von Ochsen gezogen wird, aber sein Wagen muß viel dauerhafter sein, als jener des Tochtgängers, denn er hat auf seinen Fahrten größere Schwierigkeiten zu überwinden, ist viele Monate, oft ein ganzes Jahr in Gegenden unterwegs, in denen es weder Weg noch Steg giebt und wo man sich oft eine Straße durch die Wildnis erst selbst bahnen muß. Solch ein Wagen, der aus eisenhartem Holz gefertigt und mit einer doppelten, aus dem besten

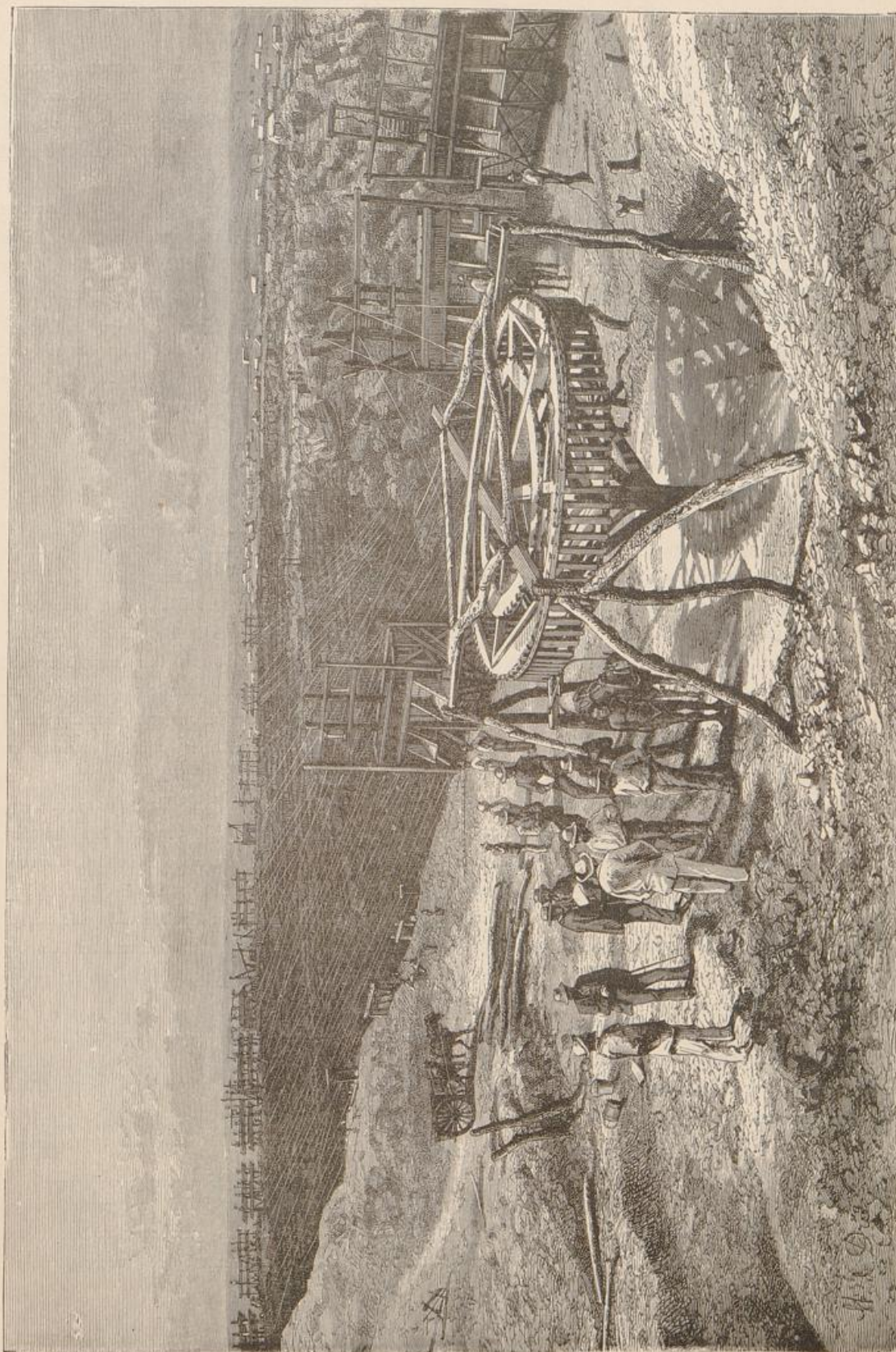
Segeltuch hergestellten Plane bedeckt ist, repräsentiert daher schon ohne die Waren, welche er enthält, ein kleines Kapital. Mit den 14 bis 16 Ochsen, welche als Gespann erforderlich sind, kostet ein Wagen in den Diamantfeldern etwa 4000 Mark, und es gab Zeiten, in denen der Preis desselben sich noch viel höher stellte.

Für die Trader, die nach dem Innern ziehen, ist Kimberley ein Hauptammelplatz. Dort befinden sich bereits mehrere große Firmen, von welchen der Trader seine Waren bezieht, sodaß er nicht mehr nötig hat, nach der Kapstadt zu wandern, um sich für seine Reise auszurüsten, und dorthin kommen auch mindestens einmal jährlich alle Trader, teils um die von ihnen bezogenen Waren zu bezahlen, teils um die Herden, welche sie gegen dieselben eingetauscht haben, zu verkaufen, da sich für Vieh in Kimberley stets am ehesten Käufer

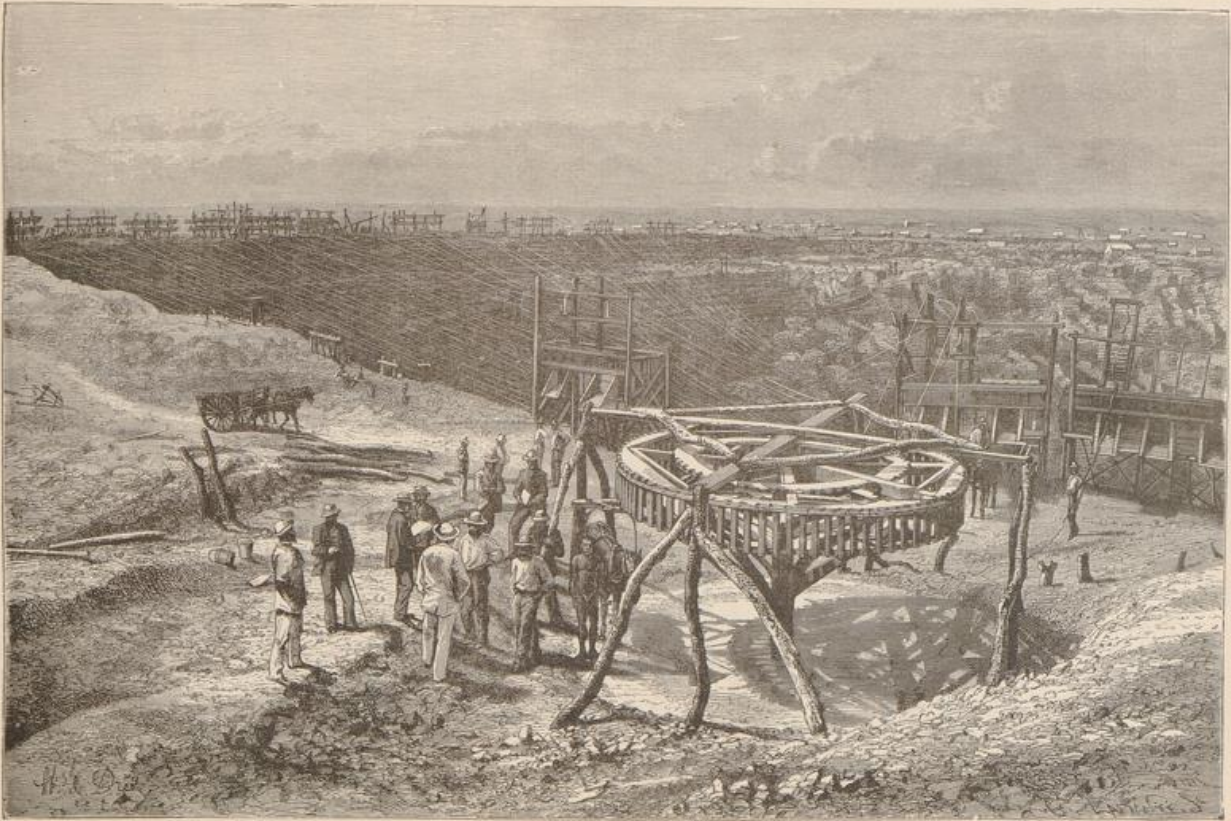


Diamantengräber in Kimberley.

finden lassen. Einzelne Firmen, welche das Geschäft bereits im großen betreiben, haben noch 200 Meilen nördlich von Kimberley Stationen angelegt, in denen die Traders sich mit Waren versorgen können, und dorthin kommen hauptsächlich die kleineren Händler, die Anfänger, während die Veteranen des Geschäftes, deren mancher 4 bis 5 Wagen besitzt, vorziehen, ihre Ein- und Verkäufe in Kimberley zu besorgen. Das Lager, in dem der Trader seine Einkäufe macht, muß die verschiedenartigsten Gegenstände enthalten, denn der Kaffer ist für alles, was er beim Europäer sieht, Käufer, auch wenn er von dem betreffenden Gegenstand keinen Gebrauch zu machen versteht. Seine Nachahmungssucht treibt ihn z. B. zum Ankauf einer Uhr, obwohl er keine Ahnung von einer Stundeneinteilung hat und auch nicht weiß, was die Zahlen auf dem Zifferblatte bedeuten. Das



Die Diamantengruben zu Kimberley.



Die Diamantengruben zu Kimberley.

Innere eines Traderwagens enthält eine wunderbare Kollektion, und man sieht darin so manches, wovon man nicht begreift, daß es unter Wilden verkäuflich sein kann. Auch hier muß jedoch der Händler, wie überall in Afrika, mit dem Geschmack seiner Leute — oder sagen wir richtiger: der Mode? — vertraut sein, denn die schönsten Stoffe, Tücher oder Decken sind oft unverkäuflich, ja der Kaffer nimmt sie nicht einmal als Geschenk an, weil Kleidungsstücke dieser Farbe von seinem Stamm nicht getragen werden.

Wenn das schwierige Geschäft der Auswahl der Waren beendet und der Wagen mit Waren im Werte von vielen tausend Mark gefüllt ist, rüsten sich der Händler und seine Leute zum Aufbruch. Das Geleite des wertvollen Wagens bilden gewöhnlich 2 bis 3 Weiße und etwa ein Duzend Kaffern. Die letzteren werden als Treiber, Packer u. s. w. für die ganze Fahrt angeworben, und müssen kräftige und geschickte Leute sein, da die Anforderungen, welche unterwegs an sie gestellt werden, nicht geringe sind. Wege giebt es, wie schon oben gesagt, im Innern nicht, Brücken auch nicht. Über Stock und Stein ziehen die Ochsen den Wagen, und kommt man an einen Fluß, so sucht man eine Furt, deren auch in den größeren Flüssen viele vorhanden sind. Die schwierigste Aufgabe ist nicht, die Furt zu finden, sondern von dem oft hohen und steilen Ufer mit dem Wagen zu ihr hinab und auf der andern Seite wieder hinauf zu gelangen.“ Man nehme einen Fluß an so breit wie die Elbe, mit 20 bis 30 Fuß hohen Böschungen, durch die Fluten ziemlich steil ausgewaschen und zerklüftet. In der Regel bildet irgend eine frühere Wasserrinne oder der alte Pfad des Wildes die Abfahrt für die oft schwer beladenen Wagen. Die Bremse wird mit großer Kraft angezogen, die stärksten Ochsen werden an die Stange genommen, die Joche doppelt und dreifach befestigt, und herunter gehts wie die wilde Jagd. Unten wird doppeltes Gespann angelegt, und dann beginnt oftmals erst die schwierigste Arbeit für den Händler, denn auf die Kaffern ist in solchen Fällen wenig Verlaß. Ist die Furt dem Händler unbekannt, so muß er sie erst zu Pferde untersuchen, ehe er sich mit dem Gefährt hineinwagen darf. Der Wagen schwankt hin und her, als wollte er jeden Augenblick umstürzen, es kommt auch vor, daß durch den Anprall an ein größeres Felsstück die Kette reißt, doch ist dieses von zwei Übeln immer noch das kleinste zu nennen, denn giebt die Kette nicht nach, so würde der Wagen entweder zerbrechen oder umstürzen und sämtliche darin befindlichen Güter durchnäht oder unbrauchbar werden, wenn nicht vollständig verloren gehen.“⁹⁰⁾ Zuweilen geht es auch über Felswände dahin, wo zur Seite ein schwarzer Abgrund gähnt, während nur knapp so viel Raum vorhanden ist als die Wagenräder erfordern. Da muß der Wagen, um sein Hinabstürzen zu verhindern, von der Begleitmannschaft an Seilen gehalten werden. Trotz aller Vorsicht kommen immer noch Unglücksfälle vor. Das lockere Erdreich giebt vielleicht plötzlich nach, der Wagen senkt sich an einer Seite und schwebt schon halb über dem Abgrund, in dem er auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden droht. Die Kaffern erheben ein höllisches Geschrei, denken aber nicht an ein rasches Eingreifen, und wenn der Trader nicht die nötige Ruhe und Geistesgegenwart besitzt, ist er in der nächsten Minute um viele tausend Mark ärmer, und der Wagen, der vielleicht auch noch die Ochsen mit fortreißt, liegt zerschmettert am Grunde einer tiefen Schlucht, in welche hinabzusteigen völlig unmöglich ist.

Er bedarf also während der Fahrt der größten Aufmerksamkeit seitens des Traders, um einen Unfall zu verhüten. Wenn er aber tagsüber den Wagen ohne Unfall durch die Wildnis geführt und endlich erschöpft von den Anstrengungen des Tages einer Wasserstelle sich nähert, muß er oft noch alle Kraft aufbieten, um zu verhindern, daß der Wagen umgeworfen wird. Die Zugochsen, welche unterwegs nicht viel zu trinken bekommen, sind stets kaum zu halten, wenn man eine Wasserstelle erreicht. Blindlings wollen sie auf dieselbe zustürzen, und wenn es den Treibern nicht gelingt, sie durch Geschrei und ausgeteilte Schläge von dem Wasserloch oder dem Fluß zurückzutreiben, dann reißen sie den Wagen hinab, daß er in Stücke zerschmettert wird. Dem Trader und seinen Leuten bleibt oft, wenn die beim Anblick des Wassers wild gewordenen Tiere nicht mehr zu halten sind und durch ihre wütenden Bewegungen ein Ausspannen unmöglich machen, nichts

⁹⁰⁾ A. Diesterweg, Aus meinem Traderleben in Süd-Afrika. — Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 9. Heft, Seite 296.

anderes übrig, als die Stränge zu zerschneiden und die Ochsen ohne Wagen vorwärts stürmen zu lassen. Wo nicht viel Wasser vorhanden ist, darf man auch die zuerst zur Tränke zugelassenen Tiere nicht zuviel trinken lassen, damit die später ankommenden auch noch Wasser finden. Da kommen zuweilen stürmische Szenen vor, wenn die Kaffern, mit der Peitsche aus Rhinoceroshaut auf die Ochsen einhauend, diese vom Wasser fortzutreiben versuchen, und die Tiere brüllend daselbe immer wieder aufs Neue zu erreichen streben. Und dabei kann der Trader vielleicht noch froh sein, daß er überhaupt Wasser in genügender Menge gefunden hat, denn in manchen Gegenden ist unter den Gefahren, die ihm unterwegs drohen, der Wassermangel keiner der geringsten.

Endlich bei einer Eingeborenen-„Stadt“ angekommen, muß der Trader zunächst vom Häuptling die Erlaubnis erlangen, dort sein Lager aufzuschlagen, sein Vieh zu tränken und zu weiden und seine Waren zu verkaufen. Das Letztere wird zuweilen verweigert, wenn ein Trader sich die besondere Gunst des Häuptlings nicht zu erwerben wußte und von diesem ein Monopol erlangt hat. Der Trader bleibt an dem Orte so lange als sich Käufer einfinden. Vielleicht verkauft er hier seine ganzen Vorräte und zieht statt mit einem Wagen mit einer Ochsenherde weiter, da er schließlich seinen Wagen auch noch feilbietet, um ihn nicht leer zurückführen zu müssen. Die Kaffern kaufen die starken Wagen der Händler sehr gern und zahlen hohe Preise für dieselben. Die Erwerbung eines Wagens gilt als ein so wichtiges Geschäft, daß der Kaffer stets seinen Häuptling hinzuzieht und nur in dessen Gegenwart den Kauf abschließt, was freilich zur Abkürzung der Verhandlungen nicht beiträgt, sie vielmehr vielleicht noch um einige Stunden verlängert.

Je weiter die Grenzen der Kapkolonie nach dem Innern vorgeschoben werden, desto tiefer dringen die Trader in dasselbe ein. Sie sind so recht die Pioniere der Kultur, und sie sind in manche Gegenden gelangt, bevor diese von Reisenden besucht wurden. Erst die englischen Waren, dann der englische Missionär, der englische Reisende und schließlich die englische Herrschaft — das ist die Stufenleiter, auf welcher die süd-afrikanischen Gebiete allmählich immer fester an die Kolonie gekettet werden, bis sie endlich völlig in derselben aufgehen. Immer weiter schiebt sich die englische Grenze vor, und wenn auch hinter ihr noch riesige Strecken der Kultur fähigen, aber un bebauten Landes zurückbleiben, so denkt das unersättliche Albion doch unablässig an neue Erwerbungen, denn ihm handelt es sich zunächst nur um Eröffnung und Sicherung neuer Handelsgebiete. So schließen sich denn an den mehr oder minder dicht von Europäern bevölkerten Kern der englischen Besitzungen in Süd-Afrika große Gebiete an, die an Kultur noch weit hinter jenen zurückstehen, und in denen es noch der Arbeit vieler Jahrzehnte bedürfen wird, bevor sie auch nur annähernd eine solche Entwicklungsstufe erreicht haben werden, wie die älteren englischen Besitzungen.

Der englische Kolonialbesitz in Süd-Afrika zerfällt jetzt in zwei Teile von sehr ungleicher Größe, welche seit dem Jahre 1856 administrativ vollständig von einander getrennt sind und sich wesentlich einer vom andern unterscheiden: die eigentliche Kapkolonie und die Kolonie Natal. Da beide durch das Kaffern- und Basutoland und den Oranje-Freistaat von einander getrennt waren und man befürchtete, es könne sich dort eine fremde Macht als Keil zwischen die beiden Teile hineintreiben und ihre Trennung zu einer dauernden machen, beeilte man sich, das Basutoland 1868 wenigstens nominell unter britische Herrschaft zu bringen, und 3 Jahre später folgte dann die tatsächliche Einverleibung des reichen Landes. Das unabhängige Kaffernland aber wurde Stück für Stück der Kolonie einverleibt. Nachdem 1877 der letzte Rest des Galesagebietes konfisziert, bald darauf der von den Fingu besetzte Teil von „Britisch-Kaffraria“ mit der Kapkolonie vereinigt, 1878 der Pondohäuptling Umkela seines Landes beraubt und in demselben Jahre das Land an der Mündung des St. Johnsflusses, das sogenannte St. Johns-Territorium, für englischen Besitz erklärt worden, war die Lücke zwischen der Kapkolonie und Natal ausgefüllt, obwohl die formelle Einverleibung des St. Johns-Territoriums in die Kapkolonie erst 1885 stattfand. Indessen hatte sich das Kolonialgebiet auch nach Norden erweitert. Die holländischen Bauern in Natal, welche nach der Annexion dieses Landes auswanderten, hatten den Oranje-Freistaat gegründet, aber auch dort waren sie vor der englischen Ländergier nicht sicher, und 1845

wurde ihr Gebiet kurzweg für einen Bestandteil der Kolonie erklärt. Der Bauernstaat erhielt zwar nach zehn Jahren seine Selbständigkeit wieder, da man fand, daß er für die Kolonie nur eine Last war und ihr mehr Kosten verursachte, als er Nutzen brachte, aber später raubte man ihm nochmals einen Teil seines Gebietes. Die Veranlassung zu diesem Gewaltstreich war die Entdeckung der Diamantfelder im nördlichen Grenzgebiet der Kolonie (1869). Im folgenden Jahre bewog England die Häuptlinge der mit Bastarden vermischten Griqua, welche am Vaal und Oranje rasch aufblühende kleine Staaten gegründet hatten, zur Unterwerfung und erklärte gleichzeitig den angrenzenden Teil des Oranje-Freistaates, der noch zum Gebiet der Diamantfelder gehörte, für annektiert. Der kleine Freistaat fügte sich in das Unvermeidliche, und ließ sich noch eine zweite „Grenzregulierung“, durch welche im Jahre 1881 das Basutoland vergrößert wurde, ruhig gefallen. Das den Bastarden und dem Oranje-Freistaat abgenommene Land wurde 1877 als West-Griqualand der Kolonie einverleibt. Im Jahre 1885 kam hierzu das Betschuanenland zwischen 20° östl. L. und der Transvaal-Republik bis 22° südl. Br., und unter britischem Schutz steht das 5900 □ Kilometer große Zulu Reserve Territory.

So besaß England bei Beginn dieses Jahrzehntes bereits den ganzen Süden Afrikas, der vom Ozean, dem Oranjefluß und dem Tugela begrenzt war. Ein gewaltiges Kolonialreich war dort entstanden. Schon allein die eigentliche Kapkolonie war mit ihren 517800 □ Kilometer Flächeninhalt (in runder Zahl) ziemlich so groß wie das Deutsche Reich. Durch die verschiedenen Anneze, das Transkeigebiet (Kaffraria), Basuto- und West-Griqualand und durch Natal wurde der englische Kolonialbesitz noch um etwa 160000 □ Kilometer vermehrt, so daß er heute Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz an Flächeninhalt gleichkommt. Die Bevölkerung ist in dem Kolonialgebiet allerdings noch sehr dünn gesät und steht weit hinter jener der genannten europäischen Länder zurück. Während diese in runder Zahl 58 Millionen beträgt, wohnen in den bis zum Jahre 1880 unter englische Oberhoheit gelangten Gebieten Süd-Afrikas nur etwa 1728000 Menschen. Die Bevölkerung des ganzen großen Gebietes entspricht also beiläufig nur jener der Provinz Posen, und überdies besteht sie noch überwiegend aus Eingeborenen. Gerade in den am dichtesten bevölkerten Gebieten, im Transkeigebiet, wo 10, und im Basutoland, wo 5 Einwohner auf den □ Kilometer entfallen, sind die Eingeborenen vorherrschend, und auch in Natal (7½ Einwohner auf den Quadratkilometer) bilden sie einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. Wo die Weißen vorherrschen und die Eingeborenen fast ausgerottet sind, wie in der eigentlichen Kapkolonie, dort sind die ersteren in kleinen Niederlassungen oder einzelnen Gehöften über das ganze Land zerstreut. Auf einem Gebiet, welches dem Deutschen Reiche an Flächeninhalt gleichkommt, wohnen dort nur etwa 780000 Menschen, also etwa soviel wie in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau.

Die eigentliche Kapkolonie zerfällt in einen westlichen und einen östlichen Teil, die westlichen und östlichen „Divisionen“, welche ihrerseits sich wieder in Distrikte gliedern. Zu den westlichen Divisionen gehören Capetown, Green-Point, Robben-Insel, Cap-Division, Stellenbosch, Pearl, Malmesbury, Piquetburg, Tulbagh, Clanwilliam, Klein-Namaqualand, Calvinia, Frasersburg, Victoria West, Beaufort, Worcester, Robertson, Caledon, Bredasdorp, Swellendam, Riversdale, Mossel-Bai, George, Knysna, Oudtshoorn und Prince Albert; die östlichen Divisionen sind Humansdorp, Nitenhage, Port Elizabeth, Alexandria, Backhurst, Peddie, Victoria East, Albany, Fort Beaufort, Stockenstrom, Queenstown, Alival North, Albert, Cradock, Bedford, Somerset, Graaff-Reynet, Murrayburg, Middelburg, Richmond, Colesberg, Hope Town. Die östlichen Divisionen umfassen den beiweitem kleinern Teil des Landes, sind aber verhältnismäßig besser bevölkert. Zu diesen gesellen sich nun noch die Transkeigebiete mit etwa 410000 Einwohnern auf einer Fläche von 40300 □ Kilometer, das in die Divisionen Hay, Barkeley und Kimberley eingeteilte West-Griqualand mit etwa 49000 Einwohnern auf rund 45300 □ Kilometern, Basutoland mit auf etwa 25200 □ Kilometer verteilten 128000 Einwohnern, und die Kolonie Natal mit (rund) 364000 Einwohnern und einem Flächeninhalt von 48600 □ Kilometer. Die letztere, deren Hauptort das im Innern des Landes gelegene Pietermaritzburg ist, war früher in 11 Divisionen geteilt, seit 1882 ist aber eine Einteilung in Countys durchgeführt.

Der westliche Teil des Kaplandes unterscheidet sich auffallend von dem östlichen. Dicht bevölkert ist zwar weder der eine, noch der andere, aber im Westen ist doch die Bevölkerung dünner gesät.⁵¹⁾ Die weiße Bevölkerung, welche hier, nachdem man die Hottentotten fast ausgerottet hat, die Hauptrolle spielt, sitzt nur an wenigen Stellen dicht beisammen, und die Eingeborenenbevölkerung bleibt an Zahl weit hinter jener der östlichen Gegenden zurück. Im Distrikt Worcester zählt man auf 20 000 englischen □ Meilen nur 2500 weiße Einwohner, und auf den 24 000 □ Meilen des Distriktes Clanwilliam gar nur etwa 2000. Ansiedlungen sind nur dort möglich, wo Wasser vorhanden ist, und da dieses ziemlich spärlich vorkommt, sind die Niederlassungen über das Land wie Oasen in einer Wüste zerstreut. Städte sind in der westlichen Hälfte des Kaplandes eine Seltenheit. Wir finden zwar auf der Karte eine Menge Ortschaften verzeichnet, welche uns als Towns oder Städte vorgeführt werden, aber auf den Namen „Stadt“ können im allergünstigsten Falle thatsächlich nur 5 einen Anspruch erheben: Malmesbury, Worcester, Tuldagh, Beaufort und Clanwilliam. Von diesen Städten bestehen jedoch die 3 zuletzt genannten nur aus einer einzigen Straße, während Malmesbury und Worcester mit ihren inmitten von Gärten gelegenen, weißgetünchten Häusern mit platten Dächern freundlichen Marktplätzen ähnlich sehen. Außer diesen 5 Städten befinden sich im westlichen Teil des Kaplandes noch eine Menge Ortschaften, welche als „Städte“ bezeichnet werden, aber nichts anderes sind, als Kirchdörfer mit zum Teil leerstehenden Häusern, welche den Farmern der Umgegend als Absteigequartier dienen, wenn sie Sonntags sich zum Kirchenbesuch einfinden. Solche Städte schießen noch immer wie die Pilze empor, aber viele gewähren an Wochentagen einen trostlos öden Anblick, da dann fast alle Häuser verschlossen sind und man kaum hier und da einen Menschen gewahr wird. Etwas Besseres vermochte dieser Teil des Kaplandes bisher auch nicht zu bieten, denn seine Hilfsquellen sind nicht derartige, daß er viel mehr Menschen ernähren kann, als jetzt dort leben. Man spricht zwar am Kap viel von den Hilfsquellen des Landes und der Erschließung derselben, aber niemand ist sich recht darüber im Klaren, welcher Art diese Hilfsquellen sind. Die hier überwiegend holländische Bevölkerung treibt hauptsächlich Viehzucht, daneben nur wenig Ackerbau.

Am besten besiedelt und bebaut ist der schmale Landstreifen, welcher die Kapstadt umgiebt, der Kapdistrikt. Dort reiht sich Dorf an Dorf, untermischt mit prächtigen Villen der reichen Bewohner der Kapstadt. Um Groß- und Klein-Constantia, im Süden der Kapstadt, gedeiht der beste Kapwein, sowohl weißer als roter. Die dichten Waldungen gewähren dort Schutz vor den Seewinden und machen den Aufenthalt in Groß- und Klein-Constantia zu einem sehr angenehmen. Wegen ihrer gesunden Lage sind die Ortschaften Rondebosch und Wijnberg berühmt und dienen als Sanatorien, zu denen sogar aus Indien Kranke kommen. An den schmalen Kapdistrikt reihen sich die Divisionen Stellenbosch und Paarl mit kultiviertem Land, das fruchtbarste Gebiet der westlichen Divisionen, und an der Simons-Bai liegt das überwiegend von Malayen bewohnte Städtchen Simonstown, bei dem sich eine Flottenstation und große Schiffswerfte befinden. Diese Distrikte sind der Kern der westlichen Kapkolonie, um den sich die weiten Gebiete lagern, in denen, je mehr nach dem Innern zu, desto mehr die Viehzucht über den Ackerbau überwiegt.

Ungleich günstiger ist der östliche Teil des Kaplandes gestellt. Hier ist die Kornkammer der Kolonie, hier wird viel Getreide gebaut, denn das feuchte Klima begünstigt das Gedeihen der Getreidesaat überall. Eine ackerbauende Bevölkerung wohnt selbstverständlich dichter als eine Viehzucht treibende, und so finden wir denn im Osten auch günstigere Bevölkerungsverhältnisse als im Westen. Dieselben beginnen schon in den Distrikten östlich von der Kapstadt, welche gleichsam eine Übergangsstufe bilden: auf 3050 englischen □ Meilen im Distrikt Swellendam wohnen über 20 000 Menschen, auf 48 000 □ Meilen des Distriktes George 11 600, sodaß etwa 2 bis 2 1/2 Einwohner auf die □ Meile entfallen. Diese Bevölkerung ist überwiegend englisch und

⁵¹⁾ Die Einwohnerzahl der größten Ortschaften des englischen Süd-Afrika betrug nach der Zählung im Jahre 1875: Kapstadt 33 239, Vorstädte derselben 12 001, Port Elizabeth 13 049, Vorstädte 5693, Grahamstown 6903, Paarl 5760, King-Williams-Town 5169, Worcester 3788, Simonstown 2447, East London 2134, Mossel-Bay 1361, Durban 14 198, Pietermaritzburg 8037.

unterscheidet sich von der holländischen des westlichen Kaplandes durch eine höhere Bildung, deren die seit Generationen auf sich selbst angewiesenen, von aller Welt abgeschlossenen holländischen Bauern nicht theilhaftig werden können, und während diese starr am Alten festhalten und allen Neuerungen abhold sind, findet man im Osten Sinn für den Fortschritt in jeder Beziehung, für Verbesserungen im Betrieb der Landwirtschaft ebensowohl wie für kaufmännische und industrielle Unternehmungen. Die „Stadt“ Swellendam, der Hauptort des einen Distriktes, besteht nur aus einer sehr langen Straße. Der Hauptort von George ist Georgetown, auch erst der Embryo einer Stadt.

Den Distrikt George durchfließt die Knysna, ein kleiner Fluß, mit dessen Ufern keine andere Gegend des Kaplandes an landschaftlicher Schönheit wetteifern kann. „Es ist ein unbedeutender Fluß von nur wenigen Meilen Länge, der sich jedoch in ziemlicher Entfernung von der See plötzlich zu einer breiten Bucht erweitert, an deren Ufern solch tausendfältige, romantische Pracht von Thal und Hügel, schroffem Felsvorsprung und reichem Blumenufer, grünem, sonnigen Waldweg und düsteren Baumgruppen zusammengedrängt ist, daß der Landschaftsmaler ein unerschöpfliches Material zu den interessantesten Studien vor sich hat. Man hat versucht, diese Bucht zu merkantilischer Bedeutung zu erheben, allein sie ist durch eine Felsenbank geschlossen, und überdem ist der Handel nach dem Binnenlande zu sehr durch Port Elizabeth bereits absorbiert.“

Der wertvollste Teil der Kapkolonie ist die Küste zwischen dem 25. und 27. Längengrad, deren Hinterland die östlichen Divisionen bilden. Dort liegt inmitten des schönen Distriktes Albany die Hauptstadt des Ostens, Grahamstown, eine wohlgebaute Stadt mit etwa 8000 Einwohnern, in welcher sowohl die eigentümliche Architektur der Häuser, als auch die eleganten Kaufläden und noch vieles Andere sofort verraten, daß die Einwohner Engländer sind. In den dreißiger Jahren standen an der Stelle, welche Grahamstown heute einnimmt, nur einige von Erdwällen umgebene Hütten, welche ein Fort darstellten, das die Kaffern im Zaum halten sollte. Um das Fort ist allmählich die Stadt entstanden, und daher kommt es, daß die Lage derselben keine günstige ist: die Gegend, welche für die Anlage eines Forts günstig war, weil die kahle Ebene plötzliche feindliche Überfälle unmöglich machte, ist nicht günstig für die Entwicklung einer Stadt, umsoweniger, da Trinkwasser nicht sehr reichlich vorhanden ist. Grahamstown ist heute noch das Hauptquartier der Truppen in der östlichen Kapkolonie, und da von hier aus während der Kaffernkriege Truppenmassen nach allen Richtungen dirigiert werden mußten, hat man auch für gute Landstraßen gesorgt. Die Bevölkerung des Distriktes ist heute sehr wohlhabend, aber während der Kaffernkriege hat sie böse Zeiten überstanden, da hunderte von Farmen niedergebrannt, hunderttausende von Rindern, Schafen und Ziegen weggetrieben und allein in dem Kaffernkriege des Jahres 1834 an 7000 Menschen an den Bettelstab gebracht wurden. Die Ortschaften in den nach dem Innern zu gelegenen Distrikten sind mehr oder minder unbedeutend. Graaf Rynett, der Hauptort des gleichnamigen Distriktes, zählt etwa 3800 Einwohner, Uitenhage etwa 3400. Alle diese Distrikte sind verhältnismäßig neue Erwerbungen, und obwohl sie in raschem Aufblühen begriffen sind, so merkt man doch, daß der Werdeprozeß sich noch in seinen ersten Stadien befindet. Eine Ausnahme bildet nur das an der Algoa-Bai ungemein günstig gelegene Port Elizabeth, welches wohl berufen sein dürfte, eines Tages der größte Handelsplatz Süd-Afrikas zu werden.

Was die Kapstadt im Westen, das ist Port Elizabeth im Osten der Kolonie. Diese Stadt, welche ihren Namen der Lady Elizabeth Donkin verdankt, deren Gemahl Sir R. S. Donkin sie im Jahre 1820 gründete, entwickelt sich immer mehr zu einer gefährlichen Rivalin der Kapstadt, aber landschaftlich kann sie sich mit derselben nicht messen. „Vom Dampfer aus gesehen, machen im Gegenteil die langen, breiten Straßen, die regelmäßigen Häuserblocks, sowie das Grau der Gebäude im Grau des Seestrandes und einer niederen Hügelreihe, auf welcher der größte Teil der Stadt erbaut ist, bei der Abwesenheit zierlichen Grüns einen recht wenig einladenden, echt afrikanisch staubig-heißen Eindruck. Sobald man indessen von einer der über 240 Meter langen Landungsbrücken die Stadt betreten hat und durch die von stattlichen Gebäuden eingefasste Jetty-Straße den durch einen Brunnen und Obelisken geschmückten Marktplatz erreicht, wo zur Linken das groß-

artige Rathaus sich erhebt, während zur Rechten die breite, mit Pferdebahn und Dampfwalze vollkommen europäisch aussehende Hauptstraße sich beinahe zwei Meilen lang erstreckt, dann vergißt man Afrika und kann sich in eine belebte, reiche Handelsstadt versetzt glauben. Der überraschend angenehme Eindruck wird noch verstärkt, wenn man in die obere Stadt gelangt, wo die villenartigen Privatwohnungen der Kaufleute, die Klubbs und Schulen, nicht zum wenigsten eine Menge Kirchen in malerischen Gruppen durcheinanderstehen.⁵²⁾ Die obere Stadt besitzt schöne, breite Straßen, welche mit Bäumen bepflanzt sind, und hübsche Gärten, von immergrünen Hecken eingefast, umgeben die villenartigen Häuser. Hier ist der vornehme Stadtteil, dessen ländliche Stille lebhaft an unsere Badeorte erinnert.

Die Stadt genießt den Ruf, die gastlichste und freigebigste von ganz Afrika zu sein, und die Bevölkerung bestrebt sich, durch die größte Zuvorkommenheit gegenüber den Fremden diesem Rufe gerecht zu werden. Der Aufenthalt daselbst wird als ein sehr angenehmer geschildert. In Unterhaltung fehlt es nicht, da zahlreiche Klubbs bestehen, unter denen der englische der vornehmste ist und die Elite der deutschen und englischen Gesellschaft vereint. Auch eine „Deutsche Liedertafel“ besteht in Port Elizabeth, deren Gebäude sich durch Schönheit auszeichnet. Zu Spaziergängen laden zwei an die Stadt grenzende Parks ein, die gut gehalten sind. Trotz alledem ist aber Port Elizabeth eine Stätte ernster Arbeit, und auf Schritt und Tritt wird man daran erinnert, daß man sich in einer rasch aufstrebenden Handelsstadt mit unternehmender kaufmännischer Bevölkerung befindet, welche den Wert der Zeit wohl zu schätzen weiß.

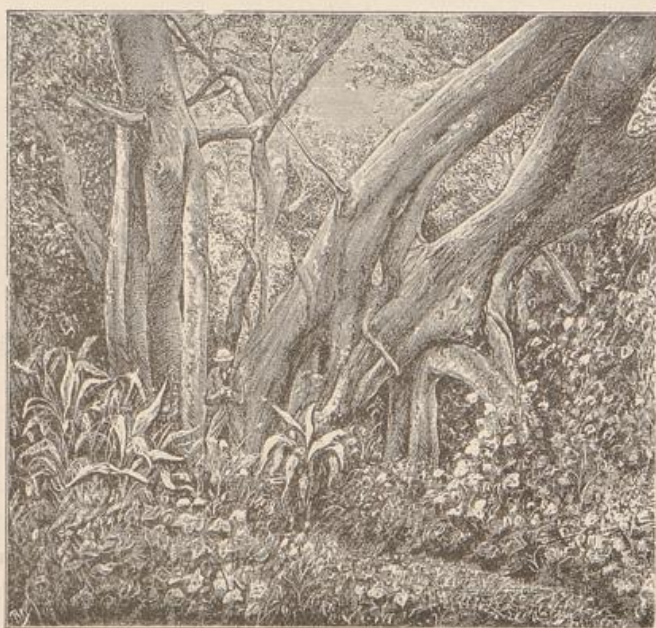
„Einen anziehenden Anblick bietet auf der Düne das Land der Kutter, welche die Waren von den Schiffen bringen, das Ausladen derselben durch hunderte von schwarzen, nackten Hüfengestalten. Die Seefahrzeuge, deren oft mehr denn 30 in der Bucht liegen (die Dampfschiffe etwa der Mündung des Vaal-River gegenüber) können nicht bis zum Ufer gelangen, die riesigen Stein- und Pallisadenbrücken (Piers), die man ins Meer hinausgebaut, um das Anlegen der Schiffe zu ermöglichen, erweisen sich als nutzlos, da sie einerseits nicht den hinreichenden Schutz bieten, teils zur Versandung führten, sodaß noch immer jene überseeischen Fahrzeuge weit auf offener Rhede ankern müssen. Namentlich von der Höhe aus gesehen bieten die Fahrzeuge, wie sie sich auf der dunkeln Flut hin- und herwiegen, einen interessanten Anblick; oft kann man die mit vollen Segeln auslaufenden Segelschiffe, die großen ozeanischen Dampfer aus- und einlaufen sehen, ein Anblick, der den Beobachter unwillkürlich mehr denn als Viertelstunden zu bannen vermag. Von den Schiffen werden die Waren in unbeholfen aussehende, einmastige Kutter geladen und in den letzteren nach der sandigen Uferstelle, den Lagerhäusern gegenüber, gebracht. In einem „Nu“ ist der Kutter von einem Schwarm Schwarzen umringt, die an ihm emporkletternd sich die Waren reichen; es währt nicht lange, und die Ladung ist gelöscht, das heißt in die Lagerhäuser getragen.“

In Port Elizabeth finden wir eine starke deutsche Kolonie, in deren Händen sich ein großer Teil des Handels der Stadt befindet. Einen nicht unbeträchtlichen Teil der deutsch redenden Bevölkerung bilden Juden, welche teils aus Deutschland, teils aus Polen eingewandert sind. Einige besitzen angesehene, große Handelsfirmen in Port Elizabeth, aber die Mehrzahl führt die Absicht hierher, sich dem sehr lohnenden Hausierhandel mit dem Innern zu widmen. Der Jude, der als Tochtergänger das Land durchziehen will, braucht kein Kapital und wenig Intelligenz, wird aber doch in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. So kommt es, daß auch heute noch fast jeder Dampfer einige Juden nach Port Elizabeth bringt, die sich dort dem Hausiergeschäft widmen wollen, außer welchem auch noch der Diamantenhandel viele anzieht. Die jüdische Gemeinde in Port Elizabeth besitzt auch bereits eine Synagoge.

Die Deutschen bilden heute einen wichtigen Bestandteil der Bevölkerung des Kaplandes. Etwa der vierte Teil der weißen Einwohner, an 60 000 Seelen (?), ist deutscher Abstammung. Ihre Einwanderung begann erst unter englischer Herrschaft, als die unaufhörlichen Kämpfe mit den Kaffern es wünschenswert erscheinen

⁵²⁾ W. Joest, Um Afrika etc., Seite 46.

ließen, das Kolonialgebiet durch eine Art Militärgrenze gegen die Einfälle derselben zu sichern. Eine aus Deutschen bestehende Fremdenlegion, welche während des Krimkrieges angeworben wurde, jedoch auf dem Kriegsschauplatz nicht zur Verwendung kam, wurde nach dem Kap gesandt und in den grasreichen Ebenen am Kei und Buffalo angesiedelt, aber die deutschen Legionäre kamen nie in die Lage, gegen die Kaffern kämpfen zu müssen. Es blieb übrigens nur ein Teil derselben in der Kapkolonie, über welche sie jetzt zerstreut sind, während viele bald fortzogen und sich in Ostindien und an anderen Orten niederließen. Man mochte jedoch erkannt haben, daß deutsche Ansiedler ein wertvoller Zuwachs für die weiße Bevölkerung des Kaplandes waren, denn im Jahre 1858 ließ die englische Regierung an 2000 Bauern aus Norddeutschland, welche auswandern wollten, auf ihre Kosten nach dem Kap überführen, wo sich die meisten in Britisch Kaffraria, in der Umgegend von King Williamstown und East London niederließen. Eine Menge Ortschaften mit deutschen Namen — Berlin, Hamburg, Braunschweig, Potsdam, Breitbart, Wartburg, Petersburg u. s. w.



Sycomorus capensis. Aus Fritsch, „Süd-Afrika“.

— ist dort entstanden, und die Bewohner dieser hübschen Dörfer erfreuen sich eines beneidenswerten Wohlstandes.

Eine dritte Masseneinwanderung Deutscher in das Kapland fand erst 20 Jahre später statt, obwohl in der Zwischenzeit der Zuzug Einzelner nie aufhörte. Damals wurden von Hamburg aus auf deutschen Schiffen etwa 1000 Einwanderer nach Afrika befördert, welche teils am Kap, teils an der Ostküste gelandet wurden. Die deutsche Einwanderung in das Kapland bewegt sich seitdem in gleichen Bahnen, ohne jemals wieder eine große Ziffer erreicht zu haben, aber trotzdem sind unsere Landsleute, sowohl was ihre Zahl anbetrifft, als — und dies ganz besonders — in bezug auf wirtschaftliche Bedeutung nächst den Holländern das wichtigste Element der Koloniebevölkerung, und im Handel haben sie sich sogar die erste Stelle erobert.

Bei einem Teil der älteren Einwanderer hat die Entdeutschung große Fortschritte gemacht. Man begegnet hier derselben Erscheinung wie in Nord-Amerika, daß das Deutsch der Kolonisten allmählich durch



Auf dem Wege nach den Diamantensfeldern: Bains Kloof in den Draffensteinbergen.



Auf dem Wege nach den Diamantfeldern: Vains Kloof in den Draakensteinbergen.

Aufnahme einer Menge englischer oder holländischer Wörter so entstellt wurde, daß es für uns kaum mehr verständlich ist. So hört man z. B. von älteren Deutschen Sätze wie die folgenden: „Man muß immer try-on seine customers zu pleasch. Es ist kein use darüber zu talken. Das roof unseres Hauses hat gelitten.“ Solche Durchspickung der deutschen Sprache mit Fremdwörtern ist der erste Schritt zur Entnationalisierung, und die nächste Generation geht bereits dem Deutschtum vollständig verloren und spricht nur englisch oder holländisch. Seit 1870 ist jedoch auch hier ein erfreulicher Umschwung eingetreten. Die deutschen Siege haben auch am Kap das Nationalgefühl erweckt, und es ist mächtig aufgelodert.⁵³⁾ Den neueren Einwanderern aber kann man nachrühmen, daß sie unerschütterlich an deutscher Sprache und Sitte festhalten, was den Engländern nichts weniger als angenehm ist, da sie es lieber sehen würden, wenn durch Anglisierung der deutschen Kolonisten das gegenüber den Holländern sehr in der Minderheit befindliche englische Element in der Kapkolonie gestärkt würde. Der Vorsitzende des wandernden Gerichtshofes im Distrikt King-Williamstown, wo die meisten deutschen Kolonisten ansässig sind, hat schon darüber geklagt, daß jetzt bei den Gerichtsverhandlungen fortwährend aus dem Englischen ins Deutsche, Holländische und die Kaffersprache übersetzt werden müsse. Er hat die Hoffnung ausgedrückt, daß demnächst wenigstens die Übersetzungen ins Deutsche werden überflüssig werden, denn wenn die Deutschen in Nord-Amerika sich rasch die Kenntnis der englischen Sprache aneignen, so könne man dies auch von den deutschen Kolonisten am Kap verlangen.⁵⁴⁾ Der Wunsch des guten Richters wird jedoch kaum in Erfüllung gehen, denn das Selbstbewußtsein der Deutschen im Kapland ist im Steigen begriffen, und die Stellung, welche sie sich errungen haben, erfordert, daß man ihnen mehr Beachtung schenke als bisher.

Um die Wahrung des Deutschtums hat sich die seit etwa 2 Jahren in der Kapstadt erscheinende deutsche Zeitung „Das Kapland“ bereits große Verdienste erworben, und es ist lebhaft zu wünschen, daß das aus bescheidenen Anfängen rasch zu einer geachteten Stellung emporgestiegene Blatt bald in die Lage komme, sich aus einem Wochenblatt in ein täglich erscheinendes zu verwandeln. Während der Verhandlungen wegen der deutschen Erwerbungen nördlich vom Oranje hat „Das Kapland“ wiederholt Gelegenheit gehabt, die deutschen Kolonisten gegen ungerechtfertigte Vorwürfe der englischen Presse in Schutz zu nehmen, zugleich aber auch dem übertriebenen Chauvinismus gewisser Kreise, die nichts weniger als das wahre Interesse des Kaplandes im Auge hatten, entschieden entgegenzutreten.

Nächst der Presse wirkt die Errichtung zahlreicher Schulen für die Erhaltung und Pflege deutscher Gesinnung. Wo eine größere Anzahl deutscher Kolonisten sich zusammengefunden hat, dort fehlt sicher die Schule nicht, in welcher die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, und was auf diesem Gebiete von den Kolonisten bisher geleistet worden, ist umso aner kennenswerter, als sie die Kosten der Schule, den Gehalt des Lehrers, die Miete des Schullokals fast vollständig aus eigenen Mitteln bestreiten müssen. Die St. Martini-Schule in Kapstadt war vom Juli 1884 bis Juli 1885 von 169 Kindern besucht. Bei Beginn des neuen Jahrganges zählte man in den 5 Klassen der Schule 146 Kinder, darunter nur ein nichtdeutsches. Die Gehalte für 2 Lehrer und 2 Lehrerinnen betragen 6700 Mark, und außerdem wurden im Vorjahre noch etwa 8560 Mark für Lehrmittel und für Vergrößerung der Schule ausgegeben. Diesen bedeutenden Ausgaben standen als Einnahmen an Schulgeldern nur 2900 Mark gegenüber, der Rest wurde aus der Kirchen-

⁵³⁾ Der infolge der deutschen Siege erwachte Patriotismus hat unter der Kapbevölkerung schon gar manche seltsame Erscheinung hervorgerufen. „Ja die Besserung ist bei zwei kindlichen Gemütern in der Kapstadt bereits soweit gediehen, daß sie eine Bittschrift an den Fürsten Bismark bei den Deutschen in Umlauf setzten, in welcher nichts Geringeres verlangt wurde, als die Annexion der Kapkolonie an Deutschland! Welch herzerquickende Underschämtheit! Und so etwas ist jetzt schon möglich bei Deutschen, bei Leuten desselben Stammes, der heute noch in Osterreich gegen Czechen, Ungarn, Slovenen u. s. w. im Zurückweichen ist. Leider berichten die Zeitungen nicht, wie viele jene famose Bittschrift unterzeichnet haben.“ Derartige Schritte sind nicht minder lächerlich, als die infolge der Erwerbungen des Herrn Lüderitz unter der Kapbevölkerung plötzlich erwachte Furcht, daß England durch Deutschland aus seiner Stellung in Süd-Afrika verdrängt werden könnte.

⁵⁴⁾ Dr. A. Sick, Die Deutschen in Süd-Afrika. Bericht aus Richmond, Kapkolonie, im „Export“, 1885, Nr. 3, Seite 84.

kasse der St. Martinikirche, durch einen Unterstützungsbeitrag des Gouvernements in Höhe von 1500 Mark und durch freiwillige Beiträge gedeckt. Die Gemeinde Wijberg bei Kapstadt hatte bisher noch kein eigenes Schulhaus, obwohl auch dort bereits eine mit einem Aufwand von 2200 Mark erhaltene deutsche Schule bestand, welche im vorigen Jahre von 30 Knaben und 23 Mädchen besucht wurde. Eine von Paster G. W. Wagner einberufene Versammlung der Deutschen vlakte-Bewohner hat nun vor kurzem beschlossen, in der Mitte der vlakte ein deutsches Schulhaus zu bauen, und es ist sofort ein größerer Betrag für dasselbe gezeichnet worden, der die Baukosten decken dürfte, da Baumaterial, Steine, Lehm, Dachdeckung u. s. w. von den Gemeindemitgliedern geliefert und auch die nötigen Bauarbeiten unentgeltlich geleistet werden.⁵⁵⁾ In ähnlicher Weise sind auch in den anderen deutschen Ansiedlungen Schulen gegründet worden, welche teils durch den Ertrag des Schulgeldes, teils durch freiwillige Beiträge erhalten werden. Die Schule ist das beste Mittel, der Entdeutschung entgegenzuarbeiten und zu verhindern, daß, wie dies früher geschah, die Nachkommen von Kolonisten, welche selbst kein Wort englisch oder holländisch verstanden, sich nur englisch oder holländisch auszudrücken verstehen und die Sprache ihrer Eltern nur radebrechen. Solche Fälle werden hoffentlich immer seltener werden und endlich gar nicht mehr vorkommen.

Leider besucht immer noch ein gar nicht unbedeutender Prozentsatz deutscher Kinder weder die vorhandenen deutschen Schulen, noch überhaupt eine Schule, wie denn im allgemeinen die Verhältnisse am Kap noch sehr im Argen liegen. Die Zahl der Schulen hat sich zwar im Kapland in einem Zeitraum von 20 Jahren (1860 bis 1880) vervierfacht (von 225 auf 908), und die Zahl der sie besuchenden Schüler ist im gleichen Verhältnis (18757 auf 73338) gestiegen, man hat ferner 1874 in der Kapstadt eine Universität errichtet, aber der des Lesens und Schreibens Unkundigen sind noch immer mehr als eine halbe Million, und darunter mehr als 70000 Weiße. Allerdings stellen zu den letzteren die holländischen Bauern, deren einsames Farmerleben den Schulbesuch der Kinder erschwert und die auch kein Verständnis für die Vorteile der Schulbildung besitzen, das Hauptkontingent, aber sie sind ja auch das zahlreichste Element der Bevölkerung. Jedenfalls ist das Bildungsbedürfnis im Kapland noch kein so großes, daß es durch die vorhandenen Mittel und Kräfte nicht vollauf befriedigt und etwa einwandernden Deutschen eine günstige Aussicht für ihr Fortkommen eröffnet würde. Von den „Studierten“ wird wohl noch lange Zeit nur der Arzt günstige Existenzbedingungen vorfinden, und auch dieser nur dann, wenn er sich nicht scheut, sein Glück in der Wildnis und Einöde, in den von der Kultur noch unbelebten Gegenden im Innern zu suchen. Günstiger waren früher die Aussichten des Kaufmanns, und deutsche Kaufleute haben am Kap so festen Fuß gefaßt, daß auch die schlechten Jahre, welche sie in letzter Zeit zu überstehen hatten, ihre Stellung nicht zu erschüttern vermochten. In Port Elizabeth, welches von Jahr zu Jahr der Kapstadt ihre bisherige Stellung als Haupthandelsplatz der Kolonie entschiedener streitig macht, finden wir eine lange Reihe der angesehensten Handelsfirmen, darunter auch englische, in den Händen von Deutschen, so z. B. Bracht & Lehmann, Hansen & Schrader, Hirsch, Eoubser & Ko., Mosenthal & Ko., von Rönne, Schumhoff & Gutthery u. s. w. Jetzt haben sich allerdings infolge lang anhaltenden schlechten Geschäftsganges und infolge der Nachwehen des Gründerschwindels, der auch am Kap schöne Blüten trieb, die Verhältnisse so verschlimmert, daß man einem Kaufmann, der nicht über große Mittel verfügt, entschieden abraten muß, ein Geschäft irgend welcher Art in der Kapstadt anzufangen. In den kleineren Orten im Innern wird es ihm noch leichter glücken, sich eine Existenz zu gründen. Auf den Hausierhandel, der noch großen Gewinn abwirft, darf der deutsche Einwanderer nicht spekulieren, denn derselbe ist ausschließlich in den Händen von deutschen und holländischen Juden, von denen manche mit der Zeit zur reformierten Kirche übertreten und dadurch ihre dominierende Stellung in ihrem Geschäftszweig noch befestigen.

Bessere Aussichten eröffnen sich dem Bauer und dem Viehzüchter. Anbaufähiger Boden, auch in guten Gegenden, ist noch zur Genüge vorhanden, aber an Kalamitäten, welche dafür sorgen, daß das Bild

⁵⁵⁾ Nach Mitteilungen im „Kapland“ vom 4. Juli 1885.

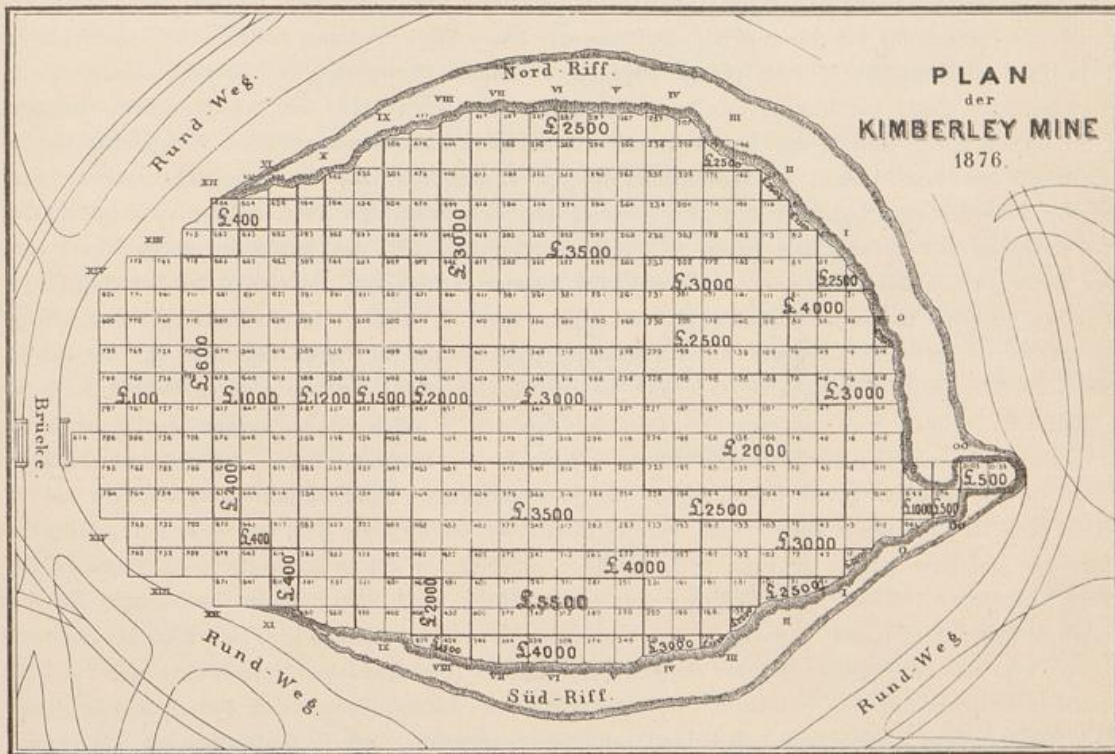
nicht in zu rosigem Lichte erscheint, fehlt es auch hier nicht. Heuschreckenfraß kann die Ernte vernichten, monatelange Dürre Futtermangel erzeugen und den reichsten Viehstand dem Verderben preisgeben. Die Farmer haben einmal schon 3 bis 4 schlechte Jahre hintereinander überstehen müssen, bevor ein gutes Erntejahr sie in den Stand setzte, ihre inzwischen bedeutend angewachsenen Schulden abzubezahlen. So schlechte Jahre wie am Anfang dieses Jahrzehntes sind jedoch seit Menschengedenken am Kap nicht vorgekommen, und unter normalen Verhältnissen, wenn gute, mittelmäßige und schlechte Jahre in regelmäßigerem Wechsel aufeinander folgen, ist der fleißige Farmer leicht imstande, dem Boden soviel abzugewinnen, daß er bald ein wohlhabender Mann wird. Ein Übelstand, der auch nicht unerwähnt bleiben darf, die schlechten Verbindungswege, welche dem Landmann die Verwertung seiner Erzeugnisse durch Transport derselben nach größeren Ortschaften erschweren, schwindet von Jahr zu Jahr mehr, da überall Straßen gebaut werden und auch schon Eisenbahnen das Land durchziehen.

Sehr häufig trifft man im Innern des Landes Deutsche als Storekeepers, Krämer. Das ist ein sehr einträgliches Geschäft, das recht wohl seinen Mann nährt und vor anderen den großen Vorzug hat, daß es auch dann geht, wenn in allen anderen Geschäftszweigen sich ein Rückgang oder Stillstand bemerkbar macht. Geld für Branntwein und andere geistige Getränke ist immer vorhanden, und leider müssen wir erwähnen, daß es auch unter den Deutschen, namentlich in der Kapstadt, viele giebt, welche sich dem Trunk in einer Weise ergeben, die bei dem kapischen Klima selten ohne Folgen bleibt. Solche verkommene Subjekte sind gute Kunden für den Storekeeper, aber es fehlt ihm auch an anderen nicht, denn auch der Holländer und noch mehr der Hottentotte und Kaffer liebt ein Gläschen Branntwein, und trotzdem die Kapregierung jede Bar (Schantisch) hoch besteuert, wirft dieselbe doch soviel ab, daß selten ein Storekeeper es unterläßt, mit seinem Krämergeschäft eine solche zu verbinden. Er hat dann zwei Goldgruben nebeneinander, denn was er in seinem Krämerladen feilbietet ist der Bevölkerung unentbehrlich, und er läßt sich alles gut bezahlen. Das Land erzeugt fast gar nichts als Rohprodukte, und Kleidungsstücke, Möbel, Hausgeräte u. s. w. müssen, abgesehen von den allerprimitivsten Erzeugnissen, über das Meer eingeführt werden. Dasselbe gilt von allen Lebensmitteln, welche ein verfeinerter Geschmack beansprucht und die nicht zu den gewöhnlichen Erzeugnissen der Farm gehören. Alles dies aber hält der Storekeeper auf Lager, und der große Gewinn, den er beim Verkauf erzielt, macht ihn zum reichen Mann. Während die ackerbautreibende Bevölkerung ihn nicht zu entbehren vermag und unweigerlich die von ihm verlangten hohen Preise zahlen muß, schützt er sich gegen etwaige Repressalien dadurch, daß er selbst etwas Garten- und Ackerbau treibt, Vieh hält, und daher nicht gezwungen ist, die zum eigenen Unterhalt nötigen Lebensmittel zu kaufen.

In ihrem Fach tüchtige Handwerker werden am Kap leicht lohnende Beschäftigung finden, aber sie müssen, wenn sie nicht über ausreichende Mittel verfügen, darauf gefaßt sein, unter Umständen auch einen andern Beruf zu ergreifen, den ersten besten, der ihnen gute Bezahlung in Aussicht stellt. Da ist, schreibt ein Berichterstatter aus dem Distrikt Clanwilliam, ein früherer „Buchhalter“, welcher nun bei wohlhabenden Farmern als Stubenmaler wirksam ist. Ein umherziehender Photograph hat dieses Gewerbe erst später gelernt, und nun ist er nebenbei auch noch Uhrmacher. Es heißt eben im Kapland, ebensogut wie in Amerika, keine Arbeit zu scheuen, und wer sich dort niederlassen will, muß mit dem Entschluß kommen, das Glück, das seiner vielleicht dort harrt, sich zu erarbeiten und zu erkämpfen. Die Zeit ist vorbei, in welcher das Kapland, wie weiland Kalifornien, das Eldorado von allerlei Glücksrütern und Abenteurern war, und nur Arbeit macht heute dort Einwanderer reich. Rasch soviel Geld zu verdienen, daß er bald in die Heimat, deren kultivierte Zustände er schwer entbehrt, zurückkehren und von seinen Ersparnissen dort leben kann, gelingt nicht vielen von denen, welche nach dem Kap kommen. Viele geben auch früher oder später den Gedanken an Rückkehr in die Heimat auf und assimilieren sich mit der Kapbevölkerung. Nachdem sie einige Jahre bei einem Farmer gearbeitet, holländisch gelernt, mit der Bodenkultur, Viehzucht und den Landesverhältnissen vertraut geworden, bauen sie sich selbst ein einfaches Haus, heiraten irgend eine Farmerstochter und gehen damit vollständig in die

afrikanische Bevölkerung auf. Daher stammt im Kapland die Masse Mynheers mit Namen, welche unbestreitbar auf deutsche Abstammung hindeuten.

Wie die Verhältnisse heute liegen, ist der Süden Afrikas noch der einzige Teil des dunkeln Erdteils, welcher für eine deutsche Bauernwanderung geeignet ist. Die Kapkolonie, Natal, die Burenrepubliken und der größere Teil der unter deutschen Schutz gestellten Gebiete liegen außerhalb der Tropen und besitzen ein Klima, in welchem der Deutsche ohne Nachteil für seine Gesundheit leben kann. Im deutschen südafrikanischen Schutzgebiet sind augenblicklich die Verhältnisse noch nicht derart, daß die Einwanderung dorthin geleitet werden könnte, aber in den anderen südafrikanischen Gebieten hat bereits das Gedeihen der dort entstandenen deutschen Kolonien gezeigt, daß dieselben für deutsche Ansiedler sehr gut geeignet sind. Millionen Deutsche können dort



Nach den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“.

noch ein Unterkommen finden, ohne einem so schwierigen Kampf ums Dasein entgegenzugehen wie in Nord-Amerika. Hier bietet sich unseren Kolonialvereinen ein weites Feld für segensreiche Thätigkeit. Durch Aus-sendung von Sachverständigen müßten jene noch freien Gegenden des englischen und Buren-Gebietes erforscht werden, welche für unsere Auswanderer besonders geeignet sind, und dann müßte man trachten, wenigstens einen Teil unseres Auswandererstromes dorthin zu lenken. Die großen Vorteile, welche Deutschland daraus erwachsen würden, liegen auf der Hand. Von den Auswanderern, welche alljährlich Deutschland verließen, um in den Vereinigten Staaten sich eine neue Heimat zu suchen, ist ein großer Teil dem Vaterlande verloren gegangen, und mit ihnen ihr ganzes Eigentum, ihre ganze Produktions- und Konsumtionskraft. Zu der heutigen Größe und Bedeutung der Vereinigten Staaten hat Deutschland einen ungeheuren Beitrag sowohl an Nationalvermögen als an volkswirtschaftlichen Kräften geliefert. Ein großer Teil dieser Einwanderer ist

schon in der zweiten Generation vollständig entdeutscht, denn während das deutsche Element in romanischen und slavischen Ländern, deren Bevölkerung weniger fortgeschritten ist, eine ziemliche Widerstandskraft entwickelt, erweist es sich dem kräftigen englischen Wesen gegenüber nicht gewachsen. Die starke Vermehrung unseres Volkes, das sich durchschnittlich in 75 Jahren verdoppelt, kann daher nie zu einer dauernden Vermehrung seiner Kraft und zur Festigung seiner Weltmachtstellung führen, wenn nicht verhindert wird, daß Millionen Deutsche als fruchtbarer Völkerdünger für die den ganzen Erdkreis umspannende anglikanische Rasse dienen. Nur durch für Einwanderung geeignete eigene Kolonien oder durch Ableitung des Auswandererstromes nach Ländern, in welchen keine Entnationalisierung zu befürchten ist, kann dem abgeholfen werden.

Das deutsche Volk in seinen heutigen, engen Grenzen, sagt Ernst von Weber, gleicht eben einem jungen Strauße, der etwa fortdauernd in einem Hühnerkäfig gehalten werden sollte. Sein Wachstum wird durch die engen Käfigstangen gewaltsam unterdrückt, während seine Nachbarn, die im freien gehaltenen Strauße (i. e. der russische und die englischen Volksstämme) den vollsten Spielraum haben, um sich zu kräftigen Riesenvögeln zu entwickeln. Ebenso passend ließe sich die heutige Ausdehnung des Deutschen Reiches einem eng ummauerten Teiche vergleichen, aus dem fortwährend alles Wasser, das auf der einen Seite einströmt, auf der andern wieder abfließt und überläuft, während die angelsächsischen und russischen Volksstämme für die fortwährend aus dem Boden quellenden Ströme ihres Volkszuwachses jeder ein weites und ungeheuer ausgedehntes Seebecken offen haben, in dem ihre kontinuierlich neu zuströmenden Menschenfluten unbehindert Platz zur Ausbreitung und Ansammlung haben und daher mit der Zeit riesig anschwellen und große Meere ausfüllen werden, neben denen das in seiner Räumlichkeit konstant engbegrenzte Wohnbassin des deutschen Volkes mit jedem Jahrzehnt kleiner und unbedeutender erscheinen wird. Es würde also höchst wahrscheinlich, infolge notgedrungenen kontinuierlichen Abflusses der überzähligen Millionen durch Massenauswanderung, die deutsch redende Bevölkerung in Europa selbst nach 100 Jahren schließlich wohl schwerlich mehr als höchstens 80 bis 90 Millionen betragen, und diejenige des eigentlichen heutigen Deutschen Reiches, wenn dasselbe bis dahin noch nicht durch friedliche Konföderation Deutsch-Österreich, die deutsche Schweiz, Holland und Nämisch-Belgien an sich gezogen haben sollte, infolge des so engbegrenzten Nahrungsspielraums vielleicht nur 60, allerhöchstens 70 Millionen! Nimmt man nun hiergegen die mutmaßliche Zahl der englisch redenden Bevölkerungen auf dem ganzen Erdballe nach der oben aufgeführten und in keiner Weise übertriebenen Berechnung im Jahre 1975 auf 900 Millionen an, die außerdem wohl auch noch um einen großen Teil der späteren deutschen Massenauswanderung sich vermehren würden, so ist allerdings nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht nur der künftige Sieg der englischen Sprache als Weltsprache über die deutsche und über alle anderen europäischen Sprachen (mit Ausnahme der russischen) entschieden, sondern auch das allmähliche Herabsteigen der deutschen Nation von dem hohen, politischen Standpunkte, den sie heute einnimmt, eine unvermeidliche Notwendigkeit der Zukunft! Nur ein vollständiges Aufgeben ihrer traditionellen, friedlichen Politik und das Einlenken in die Pfade einer erobernden Nation könnten dieses leidige Zukunftsprognostikon ändern und dem deutschen Volke durch Zuführung neuer Territorien, sei es in den dünn bevölkerten Teilen von Südost-Europa oder West-Asien, oder in Süd-Amerika und Süd-Afrika die nötige Erweiterung des Nahrungsspielraums geben, welche es ermöglichen würde, daß sein alljährlicher, so reicher Bevölkerungszuwachs innerhalb der Grenzen des deutschen Reichesverbandes, respektive einer zukünftigen deutsch-nationalen Staatenkonföderation verbleiben könnte.⁹⁶⁾

Fernliegen muß uns aber dabei der Gedanke, durch eine stärkere deutsche Einwanderung allmählich auf eine Kostrennung der betreffenden Länder aus ihrem jetzigen Verbandsverbande und ihren politischen Anschluß an Deutschland hinarbeiten. Ein Großdeutschland in diesem Sinne kann nicht das Ziel unseres Strebens sein. Durch ein so illoyales Vorgehen würden wir nur einen Widerstand gegen deutsche Einwanderung hervorrufen,

⁹⁶⁾ Ernst von Weber, Vier Jahre in Afrika, 1871—1875. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878, zweiter Teil, Seite 253.

nie aber einen Boden gewinnen, auf welchem der Deutsche Garantien für Erhaltung seines Volkstums findet. Eine nach dem nichtdeutschen Süden Afrikas geleitete Auswanderung würde daher auch die Bevölkerungszahl eines fremden Staates vermehren, aber es würde durch dieselbe doch mit der Zeit eine neue Stätte jenseits des Ozeans geschaffen werden, an welcher der Deutsche eine zweite Heimat fände. Das Kapland gehörte zwar früher auch zu jenen Ländern, welche die deutsche Auswanderung aufsaugten und in denen der Deutsche seine Nationalität verlor, aber seit der Gründung des Deutschen Reiches haben sich dort die Verhältnisse wesentlich geändert.

Die Deutschen stehen dabei im Kapland in gutem Ansehen, wenigstens bei der englischen Bevölkerung, denn die holländischen Bauern sind ihnen nicht grün, da sie durch die deutsche Konkurrenz in ihrer bequemen Lebensweise gestört werden. Die deutschen Niederlassungen können in vieler Beziehung den anderen Kolonisten als Muster dienen, und man trifft im Kapland von Deutschen bewohnte Ortschaften, welche sich des trefflichsten Gedeihens erfreuen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Der Leser folge uns in einige dieser Ortschaften, und er wird sich überzeugen, daß die Lage der Kolonisten eine gute ist und das, was sie durch Fleiß und Ausdauer geschaffen haben, hohes Lob verdient.

Das von Deutschen bewohnte King Williams Town ist unstreitig die schönste unter den kleinen südafrikanischen Städten, und der ganze Distrikt, in dem es liegt, ist der blühendste der Kolonie. In den deutschen Gemeinden Berlin, Frankfurt, Hannover, Breitbach und Stutterheim wohnen teils die nach dem Krimkriege ans Kap gesandten deutschen Legionäre, teils die 1858 auf Kosten der englischen Regierung übergeführten norddeutschen Bauern und die Nachkommen derselben, und alle sind wohlhabend, einzelne reich. Die Landwirtschaft wird hier zwar nur in kleinem Stile betrieben, der Einzelne besitzt nur 20 bis 50 Acres, aber von diesem Land ist jedes Stückchen unter Kultur. Kein englischer Kolonist vermöchte mit einem so kleinen Grundstück auszukommen, aber dem deutschen Bauer genügt es und macht ihn sogar wohlhabend, obwohl er wenig Maschinen auf seiner Farm verwendet und seine Felder so bestellt wie daheim. Daß er eine so hohe Ertragsfähigkeit seines Bodens erzielt, verdankt er dem Umstand, daß alle Familienangehörigen vom achtjährigen Buben bis zum grauhaarigen Großvater tüchtig zugreifen und fleißig arbeiten. King Williams Town ist der Markt für diese deutschen Kolonien, und es erfreut sich nicht nur eines lebhaften Kleinhandels, sondern besitzt auch bedeutende Großhandelsfirmen, deren Inhaber Deutsche sind.⁵⁷⁾

Einer der Hauptübelstände, mit denen die Kolonisten hier zu kämpfen haben, ist der leidige Wassermangel. Bei reichlichem Regen ist die Ertragsfähigkeit des Bodens eine große, aber die trockene Zeit hat auch schon eine Dauer erlangt, daß alle Hoffnungen der Farmer vernichtet wurden. Eine erfreuliche Erscheinung ist es, daß es ihnen nicht an Unternehmungsgeist gebricht, um diesem Übelstand abzuhelfen. Der Sunday River ermöglicht die künstliche Bewässerung des angrenzenden Landes, und es hat sich auch bereits ein unternehmender Kolonist gefunden, der die Wassermenge desselben verwerten will. Er hat nach und nach alles Land am Fluße in einer Länge von etwa 10 Meilen käuflich erworben und will nun große Bewässerungsanlagen herstellen. Nachdem er alle Farmen am Fluße im Werte von etwa 1 Million Mark angekauft und die umliegenden Berge von der Regierung zur Viehweide erworben, ging er an die Bildung einer großen Farming Company, wobei er jedoch auffälliger Weise bei der Regierung nicht im geringsten jene Unterstützung fand, welche sein Unternehmen verdiente. Der Plan geht dahin, wird darüber berichtet, den Fluß dort, wo er mit ziemlich starkem Gefäll aus den Bergen tritt, durch einen Damm aufzustauen und das Wasser zu einem Kanal das ganze Thal entlang zu leiten, welches in eine Anzahl Parzellfarmen geteilt wird, deren jede durch einen Seitenast des Hauptkanals mit Wasser versorgt werden kann. Zur Besiedelung der Farmen waren vor 2 Jahren deutsche Ansiedler ausersehen. Es wird dieses Projekt nunmehr ohne Zweifel zur Ausführung kommen und nicht nur die großartigste künstliche Bewässerungsanlage in Süd-Afrika sein, sondern

⁵⁷⁾ Bericht aus Queenstown im „Export“, 1884, Nr. 12, Seite 195.

auch bei der Nähe der Bahn nach der großen Handelsmetropole Port Elizabeth sich als sehr rentabel erweisen.

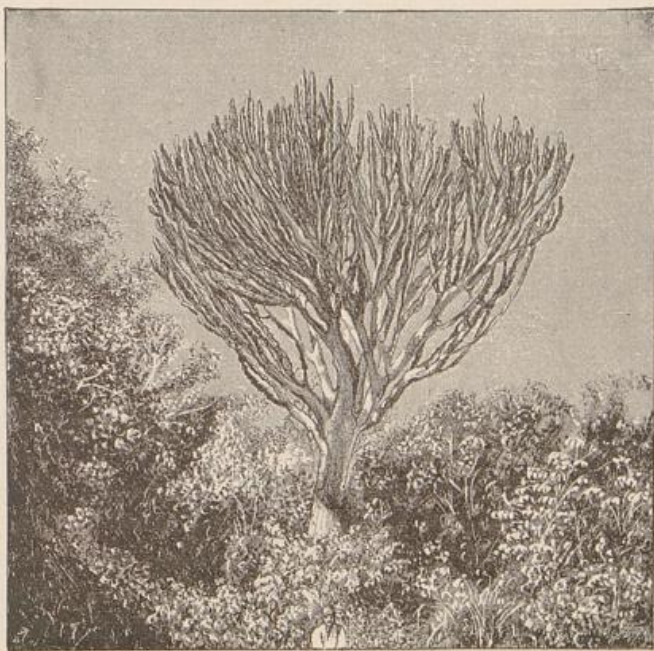
Ernst von Weber besuchte die Kolonie Pinetown bei Durban, auch Christiansburg oder Neudeutschland genannt, wo mehrere Hundert Kolonisten aus Norddeutschland, namentlich Hannoveraner, ansässig sind. Er entwirft eine begeisterte Schilderung der Gegend, in der die Kolonie angelegt ist. Von Pietermaritzburg kommend, durchfuhr er eine im höchsten Grade malerische Landschaft. „Herrliche Felsenpartien,“ erzählt er, „und hohe, in vielfachen Zickzackwindungen hinanzukletternde Berge wechseln fortwährend mit weiten, prächtigen Ausichten, buschbewachsenen Klüften und breiten Prärien. Am zweiten Tage bereitete mir die jede Stunde tropischer werdende Vegetation eine außerordentliche Augenweide. Die Landschaft wurde bedeutend bevölkerter, und die Häuser, woran ich vorbeifuhr, waren von den prächtigsten Gärten umgeben. Ganze Wäldchen von



Warturmähnlicher Termitenbau. Aus Fritsch, „Süd-Afrika“.

riesenblättrigen Pfirsang und die regelmäßigen Reihen schmucker Kaffeepflanzungen erschienen, und üppig wogende Zuckerfelder erfreuten das Auge mit ihrem glänzenden und sonnenschimmernden Grün. Ich fühlte mich ganz glücklich, daß sich mir nun wieder die Thore der paradiesischen Tropenwelt öffneten, deren glühendster Verehrer ich mein Leben lang gewesen bin. Am Mittag — es war ein Sonntag — kam ich nach Pinetown, einer weiterstreuten Ortschaft von großer Ausdehnung, bestehend aus lauter einzelnen, von Gärten umschatteten und in elegantem Baustile errichteten Villen. Ein wunderbar schöner Baum, der in allen Gärten eine Hauptfigur spielte, fesselte meine Augen; er erschien in seiner ganzen Lauboberfläche vollkommen scharlachrot, was von den sehr großen, feuerroten Blumen herkommt, womit er sehr zahlreich überdeckt ist. Es ist dies die sogenannte Mauritius- oder Madagaskarpflanze, die in Form eines hohen, baumähnlichen Strauches wächst und einen unvergleichlichen Schmuck für Gärten abgibt. Ich ließ bei dem schmucken Hotel Murray

ausspannen, welches das Beste von Pinetown ist, und war hier freudig überrascht von der herrlichen Lage und Aussicht, dem schönen Garten und einer reich mit bunten, tropischen Vögeln angefüllten Volière.“ Die kleine, freundliche Kirche des Ortes liegt etwa dreiviertel Stunde von dem Hotel entfernt, umgeben von schattigen Bäumen. Orgel und Glocken für dieselbe sind aus Deutschland gebracht worden, und der Pastor ist nicht bloß der Seelenhirt der deutschen Gemeinde, sondern auch als Missionär unter den Kaffern thätig. Manche Kolonisten haben einen weiten Weg zurückzulegen, um zur Kirche zu gelangen, denn die Ansiedlungen sind über einen so großen Raum zerstreut, daß Pinetown streng genommen kein Dorf, sondern ein mit Villen, Gärten und Plantagen bedeckter Distrikt ist. Den Baumwollbau, der von anderen Kolonisten immer noch betrieben wird, haben die Deutschen in Pinetown aufgegeben und pflanzen vorzüglich Kaffee, Zuckerrohr und Mais.



Euphorbia grandidens. Aus Fritsch, „Süd-Afrika“.

So bilden die Deutschen ein in jeder Beziehung schätzenswertes Element der Kapbevölkerung, dessen Wert jezt, nachdem die Zeit des fieberhaften Jagens nach Reichtum auch am Kap ein in seinen Nachwehen heute noch nicht überwundener „Krach“ beendet hat, immer mehr zu Tage tritt. Nachdem die im Innern des Kaplandes entdeckten Schätze daselbe in wenigen Jahren in seiner Entwicklung um ein Jahrhundert gefördert, muß das rasch Gewonnene durch ruhige, solide Arbeit gewahrt und weiter ausgebildet werden, und dabei werden sich die deutschen Kolonisten des Kaplandes gewiß als sehr brauchbare Mitarbeiter an einem Werke erweisen, welches drei germanische Stämme in regem Wettstreit vereint. Sie verbleiben dem Lande, während der kolossale Einwandererstrom, welcher infolge der Entdeckung der Diamantenfelder das Land überschwemmte, längst wieder zurückgerollt ist. Diese Augenblicksbevölkerung hat jedoch in der neuern Geschichte der Kolonie eine so wichtige Rolle gespielt, daß wir bei ihr und ihren Schöpfungen länger verweilen müssen. Die Geschichte der Diamantenfelder ist das interessanteste und lehrreichste Kapitel in der Geschichte Süd-Afrikas.

Der Zufall, der bei Entdeckung der Goldlager Kaliforniens eine so wichtige Rolle gespielt, führte auch zur Erschließung der Diamantensfelder Süd-Afrikas. Ein Trader namens O'Reilly sah 1867 auf der 17 Stunden westlich von Hopetown in Albany am Oranje-Ström gelegenen Farm des Bauers Jacobs, wie die Kinder desselben mit einem glänzenden Steinchen spielten. O'Reilly meinte, der Stein erinnere ihn an die weißen scheinenden Steine, von denen in der Bibel zu lesen sei, und bat den Bauer, ihm denselben zu schenken, was dieser auch lachend ohne Bedenken that. O'Reilly hielt den Stein für wertvoll, und als er nach Colesberg kam, zeigte er ihn im dortigen Hotel den Gästen und sprach die Vermutung aus, daß es ein Diamant sei. Man lachte ihn aber aus und einer der Anwesenden warf den Stein durchs Fenster auf die Straße. Es gelang O'Reilly, ihn wiederzufinden, und er begab sich mit ihm nach Grahamstown, wo Sachverständige seine Vermutung bestätigten. Der Stein war in der That ein Diamant, 22½ Karat schwer, und der Generalgouverneur der Kapkolonie, Sir Philipp Woodhouse, kaufte ihn für 10000 Mark. Bald darauf brachte O'Reilly, der sofort zu dem Bauer Jacobs zurückgekehrt war, dem Gouverneur einen zweiten, 8⅞ Karat schweren Stein, für den er 4000 Mark erhielt.⁵⁸⁾

Die nächste Folge der Entdeckung O'Reillys war, daß die Eingeborenen die Kieselablagerungen am Ufer des Oranje zu durchsuchen begannen, weil sie glaubten, daß die Weißen die glänzenden Steine als Talismane gebrauchten. Nachdem in kurzer Zeit noch zehn wertvolle Steine gefunden worden, fanden sich immer mehr Diamantensucher ein, aber erst ein großartiger Diamantensfund am Anfang des Jahres 1869 bewirkte jenen Massenzustrom von Glücksjägern und Abenteurern aller Art, welcher die Ufer des Oranje und des Vaal, an welchem ebenfalls noch im Jahre 1868 Diamanten gefunden wurden, ebenso überschwemmte, wie seiner Zeit die Gebirge Kaliforniens. Ein Kaffer namens Swartsboy hatte am Oranje einen großen Stein gefunden und brachte ihn nach Hopetown, wo er ihn im Geschäft eines Herrn Gers zum Verkauf anbot. Der Chef war nicht zugegen, und der junge Commis wollte nicht auf eigene Verantwortung den von Swartsboy verlangten Preis von 4000 Mark in Waren zahlen, weshalb der Kaffer sich auf die Farm des Herrn Niekirk begab und diesem den Stein anbot. Obwohl er hier das Doppelte, 8000 Mark, verlangte, gab ihm dieser doch sofort 500 Schafe, einige Pferde und einen Posten Waren, welche dem verlangten Preise entsprachen, da er erkannt hatte, daß der Stein von großem Wert sein müsse. Er hatte sich nicht getäuscht, denn noch an demselben Tage kaufte ihm die Firma Ellensfeld & Brüder den außergewöhnlich großen und prächtigen weißen Diamanten für 224000 Mark ab! Dieser so rasch im Preise gestiegene Stein, der 85½ Karat schwer und dabei vom reinsten Wasser war, ist derselbe, der unter dem Namen „der Stern von Süd-Afrika“ weltberühmt geworden ist. Die Kronjuweliere Hunt & Ko. in London kauften ihn für 250000 Mark, ließen ihn in Amsterdam schleifen, und der geschliffene Stein ging für eine halbe Million Mark in den Besitz des Earl of Dudley über, der ihn einer der schönsten Frauen Englands, seiner jungen Gattin schenkte.

Das ungeheure Aufsehen, welches dieser Fund erregte, bewog den Londoner Diamantenhändler Emanuel, einen bekannten Geologen an den Oranje zu senden, der das Land untersuchen und ihm über den angeblichen Diamantenreichtum genauen Bericht erstatten sollte. Der gelehrte Herr sprach sich zwar nach seiner Rückkehr sehr abfällig über das Diamantenland aus, erklärte alles für Schwindel, das Vorhandensein von Diamanten in Süd-Afrika für ganz undenkbar, und behauptete, die dort gefundenen seien hingebacht worden, um in das dünn bevölkerte Land Menschen zu locken, aber die Thatfachen widerlegten ihn fast so rasch als er sein Urteil ausgesprochen hatte. Die Diamantensunde mehrten sich in so großer Zahl, daß der Einwand einer absichtlichen Täuschung nicht mehr stichhaltig sein konnte. Man hatte angefangen, anstatt wie bisher bloß an der Oberfläche Diamanten zu suchen, nach solchen zu graben, und die Ausbeute war so groß, daß bald tausende mit Diamantengraben beschäftigt waren, und immer neue Diamantensfelder entdeckt wurden. Im Jahre 1870 waren um Pniel und Klipdrift bereits gegen 9000 Diamantengräber thätig, die dort einen kleinen Staat

⁵⁸⁾ Siehe Näheres in Weber, Vier Jahre in Afrika. — Anthony Trollope, South-Africa, Leipzig, E. Cauchnitz, 1878. — Madame P., Voyage aux Mines de diamants dans le sud de l'Afrique, 1872—1877. Le Tour du Monde, XXXVI, 1878.

organisiert hatten, an dessen Spitze als „Präsident“ der Seemann Parker gestellt wurde, der für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen hatte. Das that er auch mit solcher Entschiedenheit, daß in der ersten Zeit die größte Ruhe und Ordnung auf den Diamantefeldern herrschte, aber er wahrte auch nach auswärts sein Recht als Präsident der neuen Diggerrepublik. Als Prätorius, der Präsident der Buren-Republik, die Oberhoheit derselben über das Diamantengebiet geltend machen wollte und mit 600 bis 800 bewaffneten Bauern am Vaal erschien, überzeugte er sich bald, daß es nicht klug wäre, mit den 9000 Diggers, welche Parker befehligte, sich in einen Kampf einzulassen, und er zog vor, sich mit ihnen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen und gemeinsam mit ihnen nach Diamanten zu graben. Unter den Diggers wurde indessen für Unterzeichnung einer Petition agitiert, durch welche die englische Regierung ersucht werden sollte, das Diamantengebiet zu annektieren. Obwohl sich unter 10000 Diggers nur 1756 bereit finden ließen, ihre Unterschrift unter die Petition zu setzen, leistete die englische Regierung derselben doch sofort Folge, sandte berittene Polizisten nach Klipdrift und ließ dort am 7. November 1871⁵⁹⁾ die englische Flagge aufziehen. Der Präsident Parker legte ohne Widerspruch seine Würde nieder, und die Annexion war vollzogen.

Inmitten der Diamantfelder wuchsen nun rasch mehrere Städte empor, Pniel am linken Ufer, ihm gegenüber Klipdrift (Barlly), weiter flugaufwärts am rechten Ufer Hebron. Im Dezember 1870 wurden auf der 11 Stunden südöstlich von Pniel gelegenen Farm Dutoitspan Diamanten entdeckt. Die Frau des Farmers Wyf zeigte dem Digger Robinson eine Flasche, in welcher sich verschiedene von ihren Kindern gesammelte Steinchen befanden, und er fand unter diesen 22 kleine Diamanten. Durch weitere Nachforschungen wurde festgestellt, daß in dem Lehm und Sand, der zum Bau der Farm verwendet worden, eine Menge kleiner Diamanten enthalten war, und bald darauf fand ein Engländer, der eine hübsche Zwiebelblume aus dem Boden zog, um sie mit nach Hause zu nehmen, zwischen ihren Wurzeln einen 40 Karat schweren Diamanten, den er für 16000 Mark verkaufte. Sofort strömten nun tausende von Diggers zu der Farm, und binnen kurzem war rings um dieselbe eine Zeltstadt entstanden. Der Besitzer der Farm glaubte ein gutes Geschäft gemacht zu haben, als er seine Farm englischen Spekulanten für 100000 Mark verkaufte, denn er ahnte nicht, welche Schätze sein Boden barg, und war froh, aus einer Gegend fortziehen zu können, deren bisherige Ruhe durch den Lärm der in endlosen Wagenzügen ankommenden Diggers gestört wurde. Die Zeltstadt vergrößerte sich immer mehr, und wenige Monate später besaß sie auch schon einen Marktplatz, der von hölzernen und eisernen Häusern eingefast war, mehrere Kirchen und Hotels (siehe Seite 109). Das rasche Wachstum der Stadt lockte Handwerker und Gewerbetreibende aller Art herbei, Fleischer, Bäcker, Zimmerleute, Schmiede, Kaufleute und Schankwirte, die alle vortreffliche Geschäfte machten, denn die Diamantengruben waren ungemein ergiebig, und das Geld lag förmlich auf der Straße.

Immer weiter dehnte sich das Diamantengebiet aus. Auch auf der an die ehemalige Farm Dutoitspan grenzenden Farm Bultfontein und der Farm Old de Beers wurden Diamanten entdeckt, und der Bauer Du Plooy, der sich schon seit Jahren vergebens bemühte, seinen Besitz zu veräußern, sah sich plötzlich von Kauflustigen bestürmt. Seine 9000 Acker gingen in den Besitz der durch die Firma Webb & Eilensfeld gegründeten Hopetown Diamand Company über. Das war im März 1871, und im Juli wurde schon wieder ein neues Diamantefeld entdeckt, bei der Farm Vooruitsicht, ebenfalls auf dem Gebiete des Bauers de Beers, 5 Meilen südöstlich von Pniel. Auch dieses Gebiet wurde für einen geringen Preis, 130000 Mark, von englischen Kapitalisten angekauft, und sofort strömte die Hauptmasse der Diggers dorthin. Zum Unterschied von den Diggings de Beers wurden diese neuen Gruben de Beers New-Rush genannt und jene hießen fortan Old de Beers.

De Beers New-Rush — oder wie die dort entstehende Stadt seit 1873 nach dem damaligen englischen Kolonialminister genannt wurde: Kimberley — war der reichste aller Diamantensundorte, mit dem keiner der

⁵⁹⁾ Dieses Datum giebt Weber an; Trollope nennt als Tag der Flaggenhissung den 27. Oktober.

anderen sich vergleichen konnte, und es wurde bald der Hauptort des Diamantengebietes. „Sechs Kirchen,“ schrieb E. v. Weber schon im Mai 1875, „drei große, für Konzerte, Theater Vorstellungen und Bälle bestimmte Gebäude, ein Kunstreiterzirkus, eine Anzahl von massiven Gebäuden für die Regierungsbehörden, den Magistrat, die Gefängnisse und das Postamt, ein sehr großer Marktplatz und breite, von zahlreichen Droschken belebte Straßen lassen ganz vergessen, daß hier noch vor 2 Jahren eine menschenleere Wüste war, wo nur Herden von Springböcken und Straußen sich tummelten. In der römisch-katholischen und der anglikanischen Kathedrale — beide sehr geschmackvoll aus Eisen gebaut — hört man Sonntags harmonische Gesangsaufführungen von Sängerschören, und in der letztern wurden sogar schon (an bedeutenden feiertagen) große Oratorien, wie Händels „Messias“, unter der Leitung des Musikdirektors Barrat aufgeführt.“ Unter den Wohnhäusern gab es fünferlei Sorten. Die einfachsten und billigsten waren die Canvass Houses, welche aus einem mit Segeltuch überspannten Holzgerippe bestanden, kein angenehmer Aufenthaltsort, da man darin bei Tage fast ersticke und bei Nacht froh, überdies beständig der Gefahr ausgesetzt war, daß das leichte Gebäude in Flammen aufging. Gegen Einbrecher bot solch ein Segeltuchhaus gar keinen Schutz, denn diese brauchten bloß, wie es Holub gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in den Minen passierte, mit einem Messer ein Loch in die Hauswand zu schneiden, und das Innere lag offen vor ihnen. Die große Billigkeit, nicht minder die Leichtigkeit des Weitertransportes machten diese Häuser trotzdem sehr beliebt, und man sah in Kimberley Hotels aus Segeltuch, welche mehrere hundert Fuß front hatten, und auch Kirchen. Etwas besser war das Galvanized iron House, das aus einem Holzgeripp bestand, an welches lange, meist gewellte Eisentafeln festgenagelt wurden. Ein solches Haus bot allerdings Sicherheit gegen Diebe, aber bei Tage war es in ihm nicht minder heiß, bei Nacht nicht minder kalt als in den Zelthäusern. Wenn die Sonne auf die Eisenplatten schien und die an Orgelpfeifen erinnernden Wände hell funkelten, bot das Haus einen prächtigen Anblick. Es wurde stets soweit fertig nebst allen Bestandteilen, Thüren, Fenstern u. s. w. gekauft, daß man die Eisenteile bloß an das Holzgerippe zu nageln brauchte, aber das letztere war nicht billig, und ein Eisenhaus kostete daher immerhin einige tausend, manche sogar 10000 Mark und darüber. Der hohe Preis dieser Häuser wurde dadurch bewirkt, daß man zu ihrer Errichtung den Beistand eines Zimmermannes brauchte, der sich wie alle Handwerker in den Minen sehr gut bezahlen ließ, und daß Bretter ein sehr kostbarer Artikel waren. Deshalb waren auch die ganz aus Holz bestehenden Häuser nicht billig. Man importierte die zerlegbaren Bestandteile in großen Kisten aus Norwegen und Nord-Amerika und setzte sie in Kimberley zusammen. Die dortigen Kaufleute hatten stets solche Häuser auf Lager, welche je nach ihrer Größe 1000 bis 4000 Mark kosteten. Vor den anderen bisher genannten hatten sie den Vorzug, daß es in ihnen bei Tag kühl, bei Nacht warm war. Eine vierte Sorte Häuser, die aus Lehm erbauten, war zwar billiger, der Aufenthalt in solchen Häusern auch sehr angenehm, aber die Diggers fanden doch wenig Gefallen an ihnen, weil sie nicht transportierbar waren und ihr Bau sehr viel Zeit erforderte. Aus Baumstämmen wurde auch in diesem Falle das rohe Gerippe eines Hauses hergestellt, die Wände mit Rohr bedeckt und dieses dann mit Lehm beworfen, der überall vorhanden war. Das Dach bestand aus zusammengebundenen Grasbüscheln. Von außen gesehen glich solch ein Lehmhaus den Hütten, die man auf ungarischen Pustten findet, im Innern aber herrschte häufig die größte Eleganz. Da gab es einen Drawing Room, der mit den feinsten, aus Europa eingeführten Möbeln ausgestattet war und in dem fauteuils, Sophas und Spiegel mit Goldrahmen ebensowenig fehlten wie ein Pianino, und an den Drawing-Room schlossen sich mehrere kleinere Gemächer mit nicht minder luxuriöser Ausstattung. Es ging aber auch zuweilen, wenn die Diamantenausbeute groß war, in solchen Häusern hoch her, und der Champagner floß dann dort in Strömen. Außerdem gab es endlich noch Häuser, welche ausschließlich aus an der Sonne getrockneten Backsteinen hergestellt waren, aber solche Häuser eigneten sich nur für schönes Wetter, der erste große Regen konnte die Lehmwände so erweichen, daß das Dach sich senkte, und der Bewohner des Hauses schleunigst sein Heil in der Flucht suchen mußte, wenn er nicht unter den Trümmern seines Besitztums begraben werden wollte.

In den Straßen einer Diamantensfelder-Stadt herrscht ein interessantes Leben und Treiben. „Es ist Mittag, die belebteste Stunde; von allen Seiten strömen die durch den grauen Staub der Diamantengruben fast zur Unkenntlichkeit entstellten Digger von der Arbeitsstätte nach ihren Wohnungen, um hier für kurze Zeit Ruhe und Erholung zu suchen. Diese Digger (Diamantengräber) sind — dies verrät ihr ganzes Benehmen und Auftreten — teils selbständige Besitzer kleiner Claims (Gruben), welche die Arbeit in diesen selbst beaufsichtigen, oder Aufseher (Overseer), welche im Dienste einer Gesellschaft oder eines reichen Claimbesitzers stehen. Ein Troß von Eingeborenen aller Farben-Nüancen, bald schreiend und lärmend oder sogar tanzend, bald stille wie eine gedrillte Truppe, folgt den Diggern, ihren Herren; die verschiedenen Hautschattierungen verschwinden für den flüchtigen Blick unter der monotonen grauen Staubkruste, die alle gleichmäßig bedeckt, nur das äußere Kostüm läßt hier und da auf die inneren Neigungen des Einzelnen schließen. In das Gewühl der bunten Menge von Passanten mischt sich ein Troß von Fuhrwerken aller Art, hier zwei-



Farm eines holländischen Bauers.

und mehrspännige, zweirädrige Scotchkarren mit der diamantenhältigen Grubenerde beladen, dort die von 8—10 Ochsenpaaren gezogenen Ungeheuer von Cabwägen — alle diese Vehikel, zwischen welchen sich die leichten zweirädrigen Kaleschkarren mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit durchwinden, bilden oft einen dichten Knäuel, dessen Entwirrung kaum möglich scheint. In das Gejohle der Grubenarbeiter mischen sich dann die gegenseitigen höflichen Komplimente der Fuhrleute in allen europäischen und südafrikanischen Sprachen. Dieses rege Leben erklärt sich aber nicht nur aus der Natur und dem leitenden Motiv der Beschäftigung in den Diamantensfeldern, sondern auch aus der Zahl der Beschäftigten. In den auf einer verhältnismäßig engbegrenzten Fläche sich ausbreitenden vier wichtigsten Fundorten Kimberley, Old de Beers, Dutoitspan und Bultfontein finden außer den häuslich und in den Warengeschäften bediensteten Eingeborenen sechs- bis zwanzigtausend Schwarze, Hottentotten, Griqua, Koranna, Betschuana und Sulu lohnende und dauernde Beschäftigung.“ Ein besonders interessantes Schauspiel bieten die öffentlichen Auktionen, Morning-markets, welche täglich mit Ausnahme der Sonntage auf dem Marktplatze abgehalten werden. „Der ganze, von eisernen und leinenen

Häusern umgebene, ungepflasterte Marktplatz ist in den Morgenstunden von 6—8 Uhr mit einer fast unabherrschbaren Masse der bekannten Ochsenwagen förmlich bedeckt, die Mehl, Früchte, Gemüse, Kartoffeln, Mais, Schlacht- und Federvieh aller Art, aber auch Brennholz, Fourage, Schilfrohr zur Bedachung u. s. w. zuführen. Der Verkauf geschieht ausschließlich durch Auktion. Von dem Markterlös erhält der Staat 5 Prozent, der Marktmeister 2 Prozent. Die Preise der Waren sind ungemein schwankend und hängen ganz von der Größe der Zufuhr ab, der Preis eines Sackes Kartoffeln schwankte auf dem Markte in Kimberley zwischen 15 Schillingen und 3 bis 4 Pfd. St. Außer diesen Morning-markets werden noch an allen Orten und Ecken mit Ausnahme der Feiertage in dazu errichteten Hallen, sowie Abends in den Kantinen öffentliche Versteigerungen von Privatsachen sowie anderer sonst unverkäuflicher Geschäftsartikel abgehalten. Um die Kauflust anzufachen, wird auf riesigen Plakaten nebst den zur Veräußerung gelangenden Artikeln hervorgehoben, daß während der Versteigerung liquors gratis an das kaufslustige Publikum abgegeben werden. Die Mehrzahl der Kantinen waren die ersten Jahre hindurch zumeist nur wahre Lasterhöhlen und bildeten eine der traurigsten Schattenseiten der Diamantfelder; in letzterer Zeit macht sich indessen eine starke Abnahme dieser Lokale bemerkbar. Die hier und da in den Straßen oder am Rande der Niederlassung errichteten hohen Ziehbrunnen mit dem sie umkreisenden bunten Gewirre sind eine andere Spezialität. Das Herausziehen der Wasserkübel wird von Kaffern oder Pferden besorgt, das Wasser aber verkauft. Hunderttausende von Gulden werden jährlich in den Zentral-Diggings für dieses so notwendige, namentlich auf den Sortierplätzen unentbehrliche Element verausgabt."

Morgens bei Sonnenaufgang, erzählt W. Joest, ruft eine Glocke die Schwarzen zur Grubenarbeit. Im Gänsemarsch klettern die Leute — es werden heute wohl noch 8000 Kaffern in den Minen beschäftigt — die steil abfallenden Wände hinab, nachdem sie vorher ihre eigenen Kleider ausgezogen und dafür einen Arbeitsanzug angelegt haben; wie Eidechsen scheinen sie sich an die schwindelnden Pfade zu heften. Unten angekommen, graben sie mit Pickel und Schaufel den blauen Grund an den Stellen aus, wo am Abend vorher mit Dynamit gesprengt worden ist, und laden denselben in runde eiserne Behälter von 16 bis 32 Kubikfuß Inhalt, die an Drahtseilen nach dem Rande der Mine hinaufgezogen worden. Diese Behälter schweben an einem Gestell von vier Rädern, die ihrerseits wiederum auf zwei parallel gespannten Drahtseilen ruhen. Oben am Rande der Mine sind Maschinen errichtet, durch welche vermittelt einer Trommel der geladene Behälter hinaufgezogen wird, während ein leerer auf einem zweiten Drahtseilpaar herabrollt. In halber Höhe sind sogenannte „Springer“ angebracht, auf denen die Drahtseile ruhen, weil sie ihrer eigenen Schwere wegen nicht vollkommen straff gezogen werden können. Auf dem Grunde der Mine sind diese Drähte mit äußerster Vorsicht verankert und vermauert. Natürlich unterließ ich nicht, in die Minen hinabzufahren, wobei ich von mehreren Landsleuten, die nicht nur die Elite der Kaufmannschaft, sondern auch der Gesellschaft Kimberleys darstellen, in freundlichster Weise begleitet wurde. Das Gefühl, in einem schmutzigen, schwankenden eisernen Bottich einige hundert Fuß über Felsen zu schweben und seine Existenz nur von der Haltbarkeit eines viertelzölligen Eisendrahts oder einiger Schrauben abhängig zu wissen, ist kein angenehmes, für Leute, die an Schwindel leiden, aber ein wahrhaft grausiges. Man denke sich die Kreuzblume des Kölner Domes durch zwei Drahtseile mit einem Pfeiler der Rheinbrücke verbunden. Oben auf der Turmspitze klettern wir in den eisernen Kästen und sehen unter uns die scheinbar bodenlose Tiefe. Scheinbar bodenlos kam mir aber auch der Bottich selbst vor, weil der Boden desselben siebartig durchlöchert war. Nun gehts los, der Bottich rasselt und wackelt und stößt wie eine alte Postkutsche, eine halbe Minute gebrauchen wir von der Kreuzblume bis zur Spitze des Dachreiters, wo ein „Springer“ angebracht ist — dem wir denn auch einen ganz bedenklichen Sprung verdanken — eine weitere halbe Minute, und wir landen am Ufer des Rheins. Die Erlaubnis, die Gruben zu besuchen, wird selbstverständlich nur sehr wenigen erteilt; ich glaube sogar, das Benutzen der Fahrkörbe ist gesehlich verboten; ich selbst bekam einen Erlaubnisschein, auf dem vermerkt stand: „Diese Erlaubnis schließt den Betreffenden nicht von der Verbindlichkeit aus, jederzeit untersucht zu werden.“ Auch der

Aufenthalt unten in der Grube ist durchaus nicht gemüthlich: da rasseln hunderte solcher riesiger Eimer auf und ab; stets glaubt man, einer derselben müsse einem ohne Fehl auf das werthe Haupt fallen; Dynamit liegt in unheimlichen Mengen zum Schuß bereit, bei jedem Tritt stolpert oder tritt man in einige Kubikmeter Schlamm und Wasser; dabei hatte ich stets ein Gefühl, ich kann es nicht anders als mit Furcht bezeichnen, das in dem Wunsche seinen Ausdruck fand: „Wenn Du erst einmal wieder glücklich oben wärest!“, aber dennoch muß ich wiederholen, daß der Anblick, den man hier unten genoß, ein so großartiger, dermaßen überwältigender war, daß ich überzeugt bin, jedermann, der einmal die Kimberley-Mine besucht hat, wird diesen Augenblick in seinem Leben nie wieder vergessen. Ich habe auf meinen Reisen neun thätige Vulkane bestiegen und in die tiefsten Krater der Erde geschaut, aber die Löcher in Kimberley haben mir mehr imponiert als selbst die mächtigsten Ventile unseres Erdinnern, gerade weil ich wußte, daß sie in so wenigen Jahren von Menschenhand gegraben sind.

Inbezug auf die Ausbeutung der Gruben wurde gesetzlich festgesetzt, daß an jeder Seite eines Claims ein $7\frac{1}{2}$ Fuß breites Stück Boden unbearbeitet bleiben müsse, um Raum für Wege zwischen den einzelnen Claims zu behalten, aber dieses Gesetz wurde bald nicht mehr beachtet. Mancher hatte einen schlechten Claim erworben, der diamantenhaltige Grund desselben war bald erschöpft, und er mußte die Arbeit einstellen, während er rechts und links in den Zwischenwänden noch Diamanten finden konnte, und andere gruben so tief, daß die Zwischenwände einstürzten. Spekulantente kauften nun mehrere an einander grenzende Claims auf und rissen die Scheidewände nieder, sodaß aus einem Duzend und mehr Gruben eine einzige entstand und nur die Außenwände stehen blieben. In solchen erweiterten Gruben konnte man auch tiefer graben, ohne einen Einsturz befürchten zu müssen, aber nun wurden auch, da die Ausbeutung der Gruben immer mehr in die Hände der Kapitalisten überging, die weißen Arbeiter fast völlig durch Schwarze verdrängt, und da das Herauschaffen der ausgegrabenen Erde in Körben, welche an langen Seilen hingen, mit Hilfe der Kaffern zu langsam ging, bediente man sich dazu anfangs der Pferdekraft und ließ schließlich Maschinen aus Europa kommen. So gewann die Mine allmählich ihr heutiges Aussehen. Sie glich wegen der ungleichmäßigen Bearbeitung der einzelnen Claims einer tausendfach zerklüfteten Felspartie, auf deren Grund man, da nach und nach alle Karrenwege abgegraben wurden, nur auf aus Stricken oder Riemen verfertigten Leitern hinabsteigen konnte. Um den ausgehobenen Grund an den Rand der Kopje zu befördern, spannte man lange Drahtseile vom Grubenrande bis hinab zum Boden und zog an diesen mit Hanfseilen die in Eimer oder Körbe gefüllte Erde empor. An der Westseite der Kopje hatte ein Unternehmer auf einer geneigten Fläche eine Drahtseilbahn mit Dampftrieb angelegt, deren sich auch die benachbarten Grubenbesitzer bedienten. Der Betrieb wurde, je tiefer man grub, desto teurer, sodaß der „Kleine Diamantengraber“ die Arbeit nicht mehr fortsetzen konnte und dem Großkapital und den Aktiengesellschaften schließlich die Ausbeutung allein verblieb. Schon als Weber im Jahre 1871 in Kimberley arbeitete, waren die Kosten nicht gering. Er hatte einen halben Claim von 450 □ Fuß Oberfläche für 22 000 Mark. erworben, und die Einrichtung des Betriebes, die Stahlseil- und Windenmaschinerie kostete ihn noch 2000 Mark. Solche Kosten waren aber noch unbedeutend im Vergleich mit jenen, welche die Minenarbeit verursachte, als man tiefer kam. Im Jahre 1874 hatten einige Digger den Boden schon bis zu 55 Meter Tiefe ausgegraben, im nächsten Jahre gab es einzelne Gruben, welche 75 Meter tief waren, und 1877 waren fast alle bis zu einer Tiefe von 70 Metern gelangt. Im Jahre 1879 erreichte dann eine Grube bereits 100 Meter Tiefe. Nun stieß man auch auf reichliches Grundwasser, die steil abgegrabenen Wände stürzten, vom Regen unterwühlt, häufig ein und verschütteten die Gruben, Dampfpumpen mußten aufgestellt werden, um die Gruben trocken zu halten, die Ausgaben für Seile, Göpel, Dampfmaschinen zur Förderung des Stoffes, für Waschmaschinen u. s. w. stiegen ins Unendliche, die Masse der Arbeiter, die man brauchte, stellte immer höhere Anforderungen, und auch die Abgaben, die der Digger zu entrichten hatte, stiegen. Schon im Jahre 1877 war es nur noch Kapitalisten möglich, die Gruben auszubeuten, die fieberhafte Jagd nach Reichthümern, welche Tausende in den Minen vereint hatte, nahte ihrem

Ende, und ein ruhigeres, geschäftsmäßiges Ausbeuten trat an ihre Stelle. Dr. Lilienfeld, der fast 30 Jahre als Arzt in der Kapkolonie lebte, behauptet, daß im Jahre 1879 ein Kapital von mindestens 2 Millionen Mark erforderlich war, wenn man mit nur einiger Aussicht auf Erfolg nach Diamanten graben wollte. Nun war die Zeit der Aktiengesellschaften gekommen, welche ein Duzend Claims erwarben und sie mit den besten Maschinen ausbeuteten, und es begann eine Schwindelperiode, bei welcher der „Krach“ nicht lange ausbleiben konnte, denn die Aktien solcher Minen standen oft schon am Tage der Emission 1000 über Pari!

Das heutige Kimberley ist kein angenehmer Aufenthaltsort. Die drückende Hitze, die dicken Staubwolken in den Straßen verleiden dem Fremden, den nicht Geschäfte an die Stadt fesseln, rasch den Aufenthalt, trotzdem all die verschiedenen afrikanischen Plagen, die Fieber, die Moskitos u. s. w. hier gar nicht vorkommen. Der Anblick aber, den die Diamantenminen bieten, ist, obwohl sie ihre Glanzperiode längst hinter sich haben, immer noch ein hochinteressanter, und dem Besucher der Minen eine Fahrt in die Tiefe sehr zu empfehlen.



Gestrüpp des Niederwaldes (Uddo-Busch). Aus Fritsch, „Süd-Afrika“.

Die Kontrolle der in den Gruben beschäftigten Kaffern wird sehr streng gehandhabt, aber trotzdem verschwinden alljährlich in den Minen eine Menge Diamanten. Die Kaffern hatten von Anfang an aus dem diamantenthaltigen Grund, der durch ihre Hände ging, gar manchen Stein verschwinden lassen, ohne daß der Besitzer des Claims es bemerkte, weshalb schon die ersten Digger eine strenge Polizei einführten und Diebstahl schwer bestrafte, aber die Verlockung war zu groß, und der Diamantendiebstahl dauerte fort. Bei allen Minen hielten sich Leute auf, welche nur in der Absicht kamen, von Kaffern gestohlene Diamanten billig zu kaufen, und dieses Gewerbe besteht, obwohl in geringerem Umfange als früher, auch heute noch. Das Gesetz bedroht zwar jeden, der gestohlene Diamanten kauft, mit mehrjähriger Zwangsarbeit, aber der erwischte Händler sßt die ihm zuerkannte Strafe ab und ist dann, wenn er mit den schon früher erworbenen Diamanten nach Europa zurückkehrt, vielleicht ein reicher Mann, denn er hat Steine, welche viele Tausende wert sind, für höchstens ebensoviele Hunderte gekauft. Der riesige Unterschied zwischen dem Ein- und Verkaufspreis lockt immer wieder zu Versuchen, sich Steine durch Minenarbeiter zu verschaffen, und trotz der vortrefflichen Geheimpolizei, welche in den Minen alle verdächtigen Personen überwacht, gelingt es oft nicht, einen als Käufer

gestohlener Diamanten bekannten Händler in flagranti zu erwischen und der Bestrafung zuzuführen. Solche Leute kennen alle Schliche und Kniffe der Geheimpolizisten und gehen nicht so leicht in die Falle, wie ein „Grüner“. Um letztern abzufassen, genügt es oft, daß der Geheimpolizist ihm durch einen Kaffer, mit dem er im Einvernehmen ist, angeblich gestohlene Steine zum Kauf anbieten läßt, aber ein mit dem Geschäft vertrauter Diamantenhändler ist zu vorsichtig, um sich mit dem ersten Besten, den er nicht kennt, einzulassen, und er merkt sofort, daß man ihm eine Falle stellt. Man behauptet, daß in den letzten 12 Jahren für mehr als 150 Millionen Mark in Kimberley gestohlen wurden, und unter denen, welche wegen Ankaufs gestohlener Diamanten zu 5 bis 10 Jahren Zwangsarbeit in den Steinbrüchen der Kapstadt verurteilt wurden, befanden sich Personen aus der „besten“ Gesellschaft. Auf manchen in der „Gartenlaube“ veröffentlichten Aufruf an jahrelang Vermißte kann man, wie W. Joest schreibt, einfach mit den drei Buchstaben J. D. B. antworten, deren bloße Aussprache die Erregung so manchen bösen Gewissens zur Folge hat, denn diese drei Buchstaben bedeuten: Illicit diamond buying, d. i. unerlaubter Diamantenkauf. Der „Vermißte“ kommt erst zum Vor-



Küstenwald in Natal. Aus Fritsch „Süd-Afrika“.

schein, wenn er seine Strafe überstanden hat, vielleicht aber auch nie, weil er indessen der schweren Arbeit, welche er, Tag und Nacht mit einem Kaffer oder Buschmann zusammengefettet, unter glühender Sonne vom Morgen bis zum Abend verrichten muß, erlegen ist.

Man hat dem unbefugten Diamantenkauf auch durch ein Verfahren zu steuern gesucht, welches nicht bloß die Ausfuhr, sondern schon den Besitz von Diamanten unter Kontrolle stellt. Infolge derselben kann man auch dann, wenn man einen Stein von einem Minenbesitzer selbst erworben, jedoch den für den Verkauf von Diamanten vorgeschriebenen Förmlichkeiten nicht entsprochen hat, in Gefahr kommen, wegen J. D. B. in Untersuchung gezogen und verurteilt zu werden. Der gekaufte Diamant stand nämlich in diesem Falle nicht in der Liste, welche jeder Minenbesitzer, Diamantenhändler oder Makler zu führen verpflichtet ist, und in der alle größeren Steine, welche auf seiner Mine ausgegraben oder von ihm ge- oder verkauft wurden, verzeichnet und genau nach Aussehen, Farbe und Gewicht beschrieben sein müssen. Eine solche Beschreibung ist unerläßlich für jeden Stein, der mehr als 2000 Mark wert ist, bei kleineren Steinen dagegen wird bloß das Ge-

santgewicht — wie viel Karat von dieser oder jener Sorte — angegeben. Diese Listen müssen monatlich einer zu ihrer Prüfung eingesetzten Behörde überreicht werden. Die Anzahl der im Handel befindlichen Diamanten muß genau den Unterschied zwischen der Zahl der gewaschenen d. h. ausgeführten und wieder eingeschriebenen Steine bilden, sodaß die Behörde inbezug auf jeden Stein, der bei irgend jemandem gefunden wird, mit absoluter Sicherheit feststellen kann, ob derselbe rechtlich erworben oder gestohlen ist. Ein Stein, dessen Fundort durch den Stammbaum, den die Listen bilden, nicht nachgewiesen werden kann, ist zweifellos gestohlen.

Angeichts der riesigen Summen, welche die im Laufe der letzten 12 Jahre gestohlenen Diamanten repräsentieren sollen, drängen sich unwillkürlich die Fragen auf: wie viel Diamanten liefern die Minen heute noch, und wohin kommen die Unmassen kostbarer Steine, mit denen die Minen seit ihrer Entdeckung den Markt überschwemmt haben? E. von Weber schätzt den Ertrag der Colesberg-Kopje seit ihrer Entdeckung im Juli 1871 bis zum Januar 1875 auf mindestens 140 Millionen Mark, wobei zu bedenken ist, daß infolge der kolossalen Überproduktion seit 1871 die Preise der Diamanten auf dem Londoner Markte beständig sanken. Von der ersten ernstlichen Inangriffnahme im Jahre 1869 bis 1876 sollen sämtliche Diamantengruben von Westgriqualand für etwa 300 Millionen Mark Steine geliefert haben. Die Diamanten werden von Kimberley in Blechdosen per Post versandt. Nach den offiziellen Angaben des Raport on the Blue Book betrug der Wert der auf dem Postamt in Kimberley aufgegebenen Diamanten in den Jahren

1876 (in runden Zahlen)	37 Millionen Mark
1877 " " "	43 " "
1878 " " "	55 " "
1879 " " "	58 " "
1880 " " "	69 " "
1881 " " "	86 " "
1882 " " "	82 " "
also von 1876 bis 1882	430 Millionen Mark

Rechnet man dazu den mutmaßlichen Ertrag der Jahre 1869 bis 1876 mit	300 " "
jenen der Jahre 1883 bis 1885 mit etwa	240 " "
und schätzt man die in den letzten 12 Jahren gestohlenen Diamanten auf	150 " "
so erhält man als Ertrag der einzigen Mine in Kimberley etwa	1120 Millionen Mark

Die Diamantenausfuhr von Kimberley repräsentiert jedoch nur einen Teil der Diamantenproduktion Süd-Afrikas, denn es werden auch noch von anderen Postämtern in Westgriqualand Diamanten versendet, ebenso aus dem Oranje-Freistaat und von verschiedenen Postämtern der Kapkolonie und Natal's. Die Gesamtsumme der Ausfuhr von diesen Postämtern übersteigt jene von Kimberley noch um 4 bis 6 Millionen Mark!

Alle diese Massen Diamanten nehmen von der Kapstadt ihren Weg nach London, aber vorher sind sie schon durch viele Hände gegangen, da die Diamantenkäufer nicht immer direkt vom Minenbesitzer beziehen, sondern sich auch der Vermittlung der Makler bedienen. In den Diamantenstädten sieht man den ganzen Tag die Makler geschäftig von Händler zu Händler eilen. „In Büreaus, die oft nicht größer als eine Theaterloge sind, sitzen diese hinter einem mit weißem Löschpapier überzogenen Schreibtisch, auf dem sie die Steine prüfen, wiegen, sortieren und abschätzen. Die Diamanten werden dann in Paketen wie Brausepulver eingefaltet und in Blechdosen verpackt, in welchen sie, nachdem die Dosen noch in Leinwand eingnäht worden sind, mit der Post alle nach London gesandt werden; erst von dort aus zerstreuen sie sich über die ganze Welt.“ Die Preise der Kapdiamanten auf dem Weltmarkte sind aber heute sehr gedrückt, und es ist fraglich, ob sie

sich jemals wieder zu ihrer einstigen Höhe emporschwingen werden. Der gelbe Diamant war zwar ein Lieblingsstein der Kaiserin Eugenie, aber seitdem diese mächtige Gönnerin ihren Einfluß auf die Mode verloren hat, sind auch die Kapdiamanten ziemlich aus der Mode gekommen. Ein etwas gelblicher Kapdiamant von 80 Karat ist heute nur noch 4500 bis 5000 Mark wert, während sein Preis noch in den Jahren 1873 und 1874 sich auf etwa 150 000 Mark stellte. Sic transit gloria mundi!

Geübte Diamantenhändler vermögen auf den ersten Blick zu sagen, aus welcher Grube ein Stein stammt. Die Flußsteine, zu denen auch der berühmte „Stern von Süd-Afrika“ gehört, zeichnen sich durch schöne weiße Farbe aus. Unter den Steinen der trockenen Gruben sind die wertvollsten die glassy stones, Glassteine, welche, wenn sie weiß sind, den besten Flußsteinen an Wert nicht nachstehen. Ihren Wert beeinträchtigt aber sehr der Umstand, daß sich zuweilen in dem Stein feine Risse bilden und dieser dann, schon wenige Stunden nachdem er der Einwirkung der Luft ausgesetzt worden, zerspringt. Der Käufer von Glassteinen muß daher große Vorsicht anwenden, um einen Stein, welcher tadellos gut ist, von einem, welcher Anlagen zum Zerspringen besitzt, zu unterscheiden. Die Glassteine werden sorgfältig von allen Seiten durch die Lupe betrachtet, um zu entdecken, ob sich nicht an den Kanten und Winkeln eine bräunliche Färbung zeigt, die ein untrügliches Anzeichen sich bildender Risse ist. Selbstverständlich sind diese Steine, trotz des großen Wertes, den sie vielleicht haben, schwer an den Mann zu bringen, und je mehr der Funder drängt, sie loszuschlagen, desto mißtrauischer wird der Käufer. Der Gefahr des Zerspringens sind die frosted stones, Froststeine, nicht ausgesetzt, und sie haben daher gleich den (auch am Fluße vorkommenden) weißen Steinen in Dodekaederform stets einen hohen Wert. Unter den letzteren sowohl als unter den Froststeinen, deren Farbe jener eines Wassertropfens gleicht, die aber nicht durchsichtig sind, findet man prachtvolle Exemplare. Die meisten Diamanten, die dort gefunden werden, sind jedoch von unreiner Farbe (Off coloured stones) gelblich, zuweilen auch braun oder grau. Außer ihnen kommen am häufigsten die chips oder splints, Diamantsplitter von 20 und mehr Karat vor, deren Wert davon abhängt, wie viel Brillanten sich noch aus ihnen scheiden lassen. Sehr häufig findet man in Kimberley auch an der Mittelfläche zusammengewachsene flache Diamanten, sogenannte Macklesteine, deren Wert schon ein sehr geringer ist, da man aus ihnen höchstens noch Rosetten schneiden kann. Die im Preise am niedrigsten stehende Diamantensorte ist die boart, vollkommen undurchsichtige, zuweilen schmutzige Steine, die höchstens beim Glaschneiden, beim Schleifen von Diamanten u. s. w. Verwendung finden können. Zuweilen findet man auch Stücke von verschiedener Krystallisation, bei denen ein Teil undurchsichtig, ein anderer durchsichtig ist und als Brillant aus der minderwertigen Masse ausgeschnitten werden kann.

Wie alle diese Kohlenstoffkrystalle entstanden sind, läßt sich auch mit annähernder Sicherheit nicht sagen. Die meiste Wahrscheinlichkeit kann die von Prof. Dr. Emil Cohen in Heidelberg aufgestellte Theorie beanspruchen. Nach demselben ist der diamantführende Boden Süd-Afrikas ein Produkt vulkanischer Thätigkeit, „welches wahrscheinlich in Form einer durchwässerten Asche, vergleichbar mit den Auswurfsmassen der Schlammvulkane, zur Eruption gelangte und später durch die einsickernden atmosphärischen Niederschläge mannigfaltigen Veränderungen und Neubildungen unterworfen gewesen ist. Die trichterförmigen isolierten Becken, in denen in Süd-Afrika allein die Diamanten gefunden werden, sind demgemäß wirkliche Krater, welche teils durch die Auswurfsmassen selbst angefüllt, teils durch Zurückschwemmung der über die Krater fortgeschleuderten Massen bedeckt wurden. In der Tiefe ausstehende Granite und andere ältere krystallinische Felsarten lieferten das Material zur Tuffbildung, wovon noch Reste in Tuff gefunden werden. Bei der durch vulkanische Kräfte erzeugten Zerstückung dieser krystallinischen Gesteine blieben die Diamanten, die sich in ihnen gebildet hatten, teils vollkommen erhalten, teils wurden sie in Bruchstücke zersprengt. In beiden Formen wurden sie mit dem Tuff ausgeworfen.“ Die Steine der sogenannten River-Diggings, wo man die Diamanten durch Waschen aus dem aufgegrabenen Kies gewinnt, sind nach Prof. Cohen nicht andern Ursprungs als die in den Dry-Diggings (trockene Gruben) gefundenen, sondern nur eine sekundäre Ablagerung, wahrscheinlich durch Wasser aus den Kratern ausgeschlemmt und dann im Geröll niedergefunken.

Gegen diese Theorie des Prof. Cohen lassen sich gleichwohl doch schwerwiegende Einwände vorbringen. Gegen die gleiche Abstammung der River- und Dry-Diggings spricht der Umstand, daß es bisher nicht gelungen ist, in den River-Diggings Splints zu entdecken, die in den Dry-Diggings zahlreich vorkommen. Die wertvollsten Steine, die Glassteine, kommen in den River-Diggings niemals vor, in letzteren gelbliche Steine nur vereinzelt, während die schön weißen, unter denen man Steine von reinstem Wasser findet, eine Eigentümlichkeit der River-Diggings sind. Solcher Unterschiede zwischen den Steinen der beiden Fundstätten kennen die Digger noch mehr. Die Möglichkeit erscheint daher nicht ausgeschlossen, sagt G. Fritsch, daß die Flußdiamanten zum Teil wenigstens aus höher am Fluße anstehenden Gesteinen, von denen ja doch Trümmer unzweifelhaft weit stromabwärts gefunden werden, durch das Wasser ausgewaschen wurden, Dr. Cohens Theorie über die Zusammengehörigkeit des beiderlei Vorkommens ist aber jedenfalls die wahrscheinlichere.⁶⁰⁾

Mögen die Diamanten woher immer stammen, ihr Vorhandensein ist für die Kapkolonie ein großer Segen. Seit der Entdeckung der Diamantfelder hat sie in einem Jahrzehnt einen größern Aufschwung genommen, als in den früheren Jahrhunderten. Ende der sechziger Jahre war die Lage der Kolonie eine nichts weniger als erfreuliche, und man behauptete bereits, sie läge in den letzten Zügen. Das hat sich sozusagen über Nacht geändert. Einerseits wurde die Verbindung mit Europa verbessert, und an die Stelle der einen Dampferlinie mit monatlich zwei Dampfern waren schon 1878 zwei Linien getreten, welche monatlich fünfmal nach dem Kap führen, und andererseits wurde durch Eisenbahnen und bessere Straßen der Verkehr mit dem Innern erleichtert. Sieben Jahre nach Entdeckung der Kimberley-Mine waren die 40 Miles Eisenbahn, welche die Kolonie früher besaß, bereits auf 300 Miles angewachsen, und 600 Miles befanden sich im Bau. Der Herstellung guter Fahrstraßen, Brücken u. s. w. war die größte Sorgfalt gewidmet worden, und 1876 besaß die Kolonie bereits 2672 Miles Telegraphenlinien.⁶¹⁾ Die Diamantfelder haben Süd-Afrika der Kultur erschlossen, und tief ins Innere hinein sind durch die Digger die ersten Anfänge der Zivilisation getragen worden. Die gut bezahlte Arbeit in den Minen lockte immer neue Scharen von Eingeborenen herbei, auf welche der rege Verkehr mit den Europäern nicht ohne wohlthätigen Einfluß blieb. Allerdings hatte dies auch seine schlimme Kehrseite: die Feuerwaffen fanden unter den Eingeborenen eine Verbreitung, welche sich später unangenehm bemerkbar machte. Die Arbeiterbevölkerung fluktuierte ununterbrochen. Blitsschnell hatte sich über ganz Süd-Afrika die Nachricht verbreitet, daß man in den Minen durch dreimonatliche Arbeit sich eine Flinte erwerben könne, und da der Besitz einer solchen der sehnlichste Wunsch eines jeden Wilden war, traten sofort neue Arbeiter an die Stelle der alten, wenn diese nach Ablauf der 3 Monate in die Heimat zurückkehrten. Es dürften anfangs etwa 80 000 Eingeborene jährlich den Diamantfeldern zugewandert sein, welche nach E. von Webers Berechnung in den ersten vier Jahren etwa 36 Millionen Mark an Löhnen erhielten und etwa 300 000 Schießgewehre in ihre Heimat mitnahmen. Dieser Nachteil fällt jedoch nicht schwer ins Gewicht gegenüber dem Umstande, daß in wenigen Jahren rasch große Bevölkerungen in Berührung mit europäischer Gesittung kamen, zu denen dieselbe sonst nur sehr langsam hätte vordringen können. Aber auch auf die holländische Bevölkerung des Binnenlandes, welche, durch Generationen von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen gewesen, völlig verbauert und verwildert war, ist der Verkehr mit den Diamantfeldern nicht ohne Einwirkung geblieben. Der ungeheure Bedarf der Minenbevölkerung an Lebensmitteln, an Brenn- und Bauholz u. s. w. eröffnete den angrenzenden Gebieten reiche Einnahmequellen und rüttelte die trägen Bauern aus ihrer apathischen Ruhe auf. Der Einfluß der Diamantfelder zeigte sich auch im Oranje-Staat und der Transvaal-Republik, welche letztere ihr bisher nur 12^o/₁₀₀ des Nominalwertes geltendes Papiergeld plötzlich auf pari steigen und bares Geld in Gegenden in Umlauf kommen sah, welche solches bisher noch gar nicht kannten.

⁶⁰⁾ Dr. Gustav Fritsch, Süd-Afrika bis zum Zambesi. Prag, J. Tempsky, 1885, 1. Band, Seite 70.

⁶¹⁾ E. Kippert, Die Diamantfelder Süd-Afrikas. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 1876 - 1877. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1878, Seite 338.

Welchen gewaltigen Aufschwung der Handel der Kolonie nahm, beweisen am besten die nackten Zahlen. Der Handelsumsatz betrug in den Jahren 1868 bis 1876 in Mark berechnet:

	Einfuhr	Ausfuhr
1868	39 123 080	44 517 620
1869	39 461 820	42 793 780
1870	47 640 840	49 075 360
1871	51 705 960	68 172 600
1872	87 774 560	93 521 420
1873	102 601 500	75 226 200
1874	111 164 200	82 776 760
1875	114 626 380	81 762 500
1876	111 121 540	67 994 900

Die Einfuhr hatte sich demnach von 1869 bis 1872 verdoppelt, in den folgenden 5 Jahren verdreifacht; die Ausfuhr verdoppelte sich, doch geben die obigen Zahlen nicht die Ausfuhr der Diamanten an, durch welche der Prozentsatz der Steigerung ganz bedeutend erhöht wird. Für die Konsumtionsfähigkeit der Diamantenerfelder-Bevölkerung zeugen am deutlichsten die großen Summen, welche dort für Wein und Braumwein verausgabt wurden. In dem einzigen Jahre 1875 wurde dort für 936 000 Mark Braumwein und für 504 000 Mark Kapwein verbraucht, also nur für Braumwein und Wein 1 440 000 Mark ausgegeben! Der Transport aller Waren, welche in den Diamantenerfeldern verbraucht wurden, und die Verzollung derselben brachten viel Geld in die Kapkolonie. Der Zoll für die eingeführten Waren betrug (nach Weber) 1 600 000 Mark jährlich, und der Transport im Ochsenkarren, welcher überwiegend (92%) von Port Elizabeth, East London und Port Natal erfolgte, während nur ein kleiner Bruchteil (8%) von der Kapstadt aus expediert wurde, kostete in 4 Jahren nahezu 29 Millionen Mark! In dieser Riesensumme waren die Kosten des Transportes von Getränken allein mit 6 Millionen Mark vertreten.

Außer dem Zoll für die eingeführten Waren und der monatlichen Abgabe von 10 Schilling für jeden Erlaubnisschein zur Ausbeutung eines Claims bildete eine bedeutende Einnahme der Regierung die Kantinentsteuer, welche alle Verkäufer geistiger Getränke in den Minen zu entrichten hatten. Dieselbe betrug über 4 Millionen Mark jährlich! Schließlich wurden auch noch von allen Lebensmitteln und sonstigen Waren, welche auf den Märkten der Minenstädte täglich versteigert wurden — und es vollzog sich dort jeder Verkauf im Wege der Versteigerung — 5% des Verkaufspreises als Gebühren für den die Versteigerung leitenden Marktmeister erhoben, welche etwa 1/4 Million Mark jährlich betrug und ebenfalls zum großen Teile in die Regierungskasse flossen.

Die Zolleinnahmen stiegen von Jahr zu Jahr, denn die Einfuhr in die Kolonie erhielt sich nicht nur auf der Höhe, welche sie infolge des Aufschwunges der Diamantengrüberei rasch erreicht hatte, sondern sie nahm auch noch zu, als die Glanzperiode der Minen längst vorüber war. Die Kapkolonie ist auch heute noch überwiegend Ackerbaukolonie, ihre Industrie unbedeutend, und die Bevölkerung daher gezwungen, alle Industrieerzeugnisse aus Europa zu beziehen. Im Jahre 1880 zählte man in der ganzen Kolonie nur 113 Eisenwerke, 13 Schmelzöfen, 263 Wagenfabriken, 176 Ziegel-, 190 Sattler- und 150 Schuhfabriken. Außer den Erzeugnissen dieser Fabriken wurde alles von England bezogen, sogar die Kohle, welche man zum Betrieb der vorhandenen Fabriken, für die Eisenbahnen und zu sonstigen Zwecken brauchte. Das Kapland könnte selbst soviel Kohle liefern, als seine Bevölkerung braucht, in Woodhouse liegt z. B. Kohle zu Tage und die Bewohner der Umgegend verwenden sie schon seit Jahren, aber die Kohlenlager werden noch nicht in dem Maße ausgebeutet, daß sie den ganzen Bedarf der Kolonie decken könnten. „Die bedeutendste der Kohlenminen in der östlichen Provinz d. h. die an Quantität momentan ergiebigste ist die fachmännisch betriebene Cyphergate-Mine, die sich unmittelbar an einer neuen Bahnlinie befindet, aber unter den 3 Minen jener

Gegend die schlechteste Kohle liefert. Ihre Kohle ist so stark mit Erde u. s. w. vermischt, daß sie ohne Zusatz von etwas Holz oder Kuhmist ein schlechtes Material für Kesselfeuerung bildet, und die Bahnverwaltung hat sich die Mühe genommen, besonders große Feuerbüchsen für ihre Güterzuglokomotiven bauen zu lassen, um diese Kohle verwenden zu können. Trotz diesem Mangel an Qualität ihrer Kohle hat die genannte Mine wenigstens auf Jahre hinaus infolge rationeller Ausbeute und günstiger Lage eine gewisse Prosperität zu erwarten. Dagegen liefert die im relativ kleinsten Maßstab betriebene Indwe-Mine in dem aufblühenden District zu demselben Preis wie die obige eine wirklich gute Kohle, die jener an Wert um mindestens 50% überlegen.⁶²⁾ Der Ausbeutung der meisten Kohlenlager stand bis in die neueste Zeit als Haupthindernis der schwierige und kostspielige Transport der Kohle im Wege, da die Seefracht von England ans Kap fast billiger war als der Landtransport, und englischerseits suchte man auch die Kohलगewinnung im Lande selbst möglichst zu hindern, um der englischen Kohle den Markt zu sichern.⁶³⁾ Trotzdem hat sich endlich in Süd-Afrika im Jahre 1882 eine Aktiengesellschaft, die »South African Coal and Iron Company limited, Dundee, Natal« gebildet, welche den Kohlenreichtum des Landes in größerem Umfange ausbeuten will. Die Verhältnisse des Kohlenlagers, dem diese ihre Thätigkeit zuwendet, sind aber auch ungemein günstige. Das Kohlengebiet liegt etwa 300 Kilometer von der Küste Natal's entfernt in der Nähe von Dundee, und man schätzt die Mächtigkeit der Schichten auf 5 Meter, ihren Gesamtgehalt auf 2000 Millionen Tons. In der Nähe der Kohlenlager ist Magneteisen gefunden worden, durch dessen Verarbeitung zu Stahl hier eine Industrie ins Leben gerufen werden kann, der sich ein großes Absatzgebiet eröffnen würde und die ihren Kohlenbedarf aus unmittelbarer Nähe decken könnte. Schließlich liegen die Kohlenlager auch noch an einer Eisenbahnlinie, und da auch Wasser dort reichlich vorhanden ist, konnte man hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit von Dundee aus sich ein vollständiger Umschwung in allen Handels- und Industrieverhältnissen Süd-Afrikas vollziehen würde. Bisher fehlen jedoch noch Nachrichten über die von der Gesellschaft bereits erzielten Erfolge.

Ein zweiter Einfuhrartikel, der ebenso befremdend wirkt wie die Kohle, ist Getreide, das, wie man anzunehmen geneigt ist, im Lande selbst in genügender Menge erzeugt werden müßte. Die Ausweise über die jährliche Einfuhr überzeugen uns, daß dies nicht der Fall ist. Die Zerealien-Einfuhr repräsentierte in den Jahren 1877 bis 1879 durchschnittlich etwa 7 900 000 Mark, und sie ist 1884 sogar auf 11 Millionen Mark gestiegen. Die Indolenz der Bauernbevölkerung, welche von dem seit Generationen befolgten Wege nicht abzubringen ist, nur an Vermehrung ihrer Herden denkt und auch von dem besten Boden nur soviel unter Kultur setzt, als genügt, um ihren eigenen Bedarf an Feldfrüchten zu decken, diese Indolenz wird noch lange ein Hindernis für einen solchen Aufschwung des Ackerbaues sein, daß der Zerealienbedarf der Kolonie von ihr selbst gedeckt werden könnte. Den schwerfälligen Bauer hat auch der große Gewinn, den ihm der Verkauf von Lebensmitteln an die Minenbevölkerung in Aussicht stellte, nur allmählich zu veranlassen vermocht, seinen Grund und Boden besser auszunutzen, und nur in den an die Diamantendistrikte grenzenden Gebieten hob sich der Ackerbau und behauptete sich in der errungenen Stellung bis heute, trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen der Landwirt zu kämpfen hat. Allerdings darf man, wenn man gerecht sein will, die Schuld am Darniederliegen des Ackerbaues nicht den Bauern allein in die Schuhe schieben. Es gehört im Innern des Kaplandes eine außergewöhnliche Energie dazu, um sich durch die vielen Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle,

⁶²⁾ Die deutschen Kolonien im Distrikt King Williamstown, Kapkolonie. Original-Bericht aus Queenstown im „Export“, 1884, Nr. 12, Seite 193.

⁶³⁾ Ein Bericht aus der Kapkolonie im „Export“, 1884, Nr. 30, Seite 472 geißelt das Vorgehen der Regierung in der Frage der Gewinnung inländischer Kohlen. Nach langem Drängen, heißt es dort, entsandte die Regierung einen Ingenieur zur Untersuchung des entdeckten Lagers. Er kam, bohrte und fand die schwarzen Diamanten. Da plötzlich brach der Bohrer — böse Jungen sagen: absichtlich — und die Schätze der Erde blieben ungehoben. Es wäre ja auch jammerschade, wenn das Land seine eigenen Kohlen gewänne; wieviel englische Schiffe müßten dann feiern, welches Absatzgebiet ginge der englischen Kohlenindustrie verloren, welche Eisenbahntransporte von Kohlen würden ausfallen und die Rente der Bahn verringern! Man bleibe mir fern mit den Segnungen der englischen Kolonisation! Hier wenigstens scheint sie lediglich das englische Portemonnaie mit goldenen Pfunden segnen zu sollen.

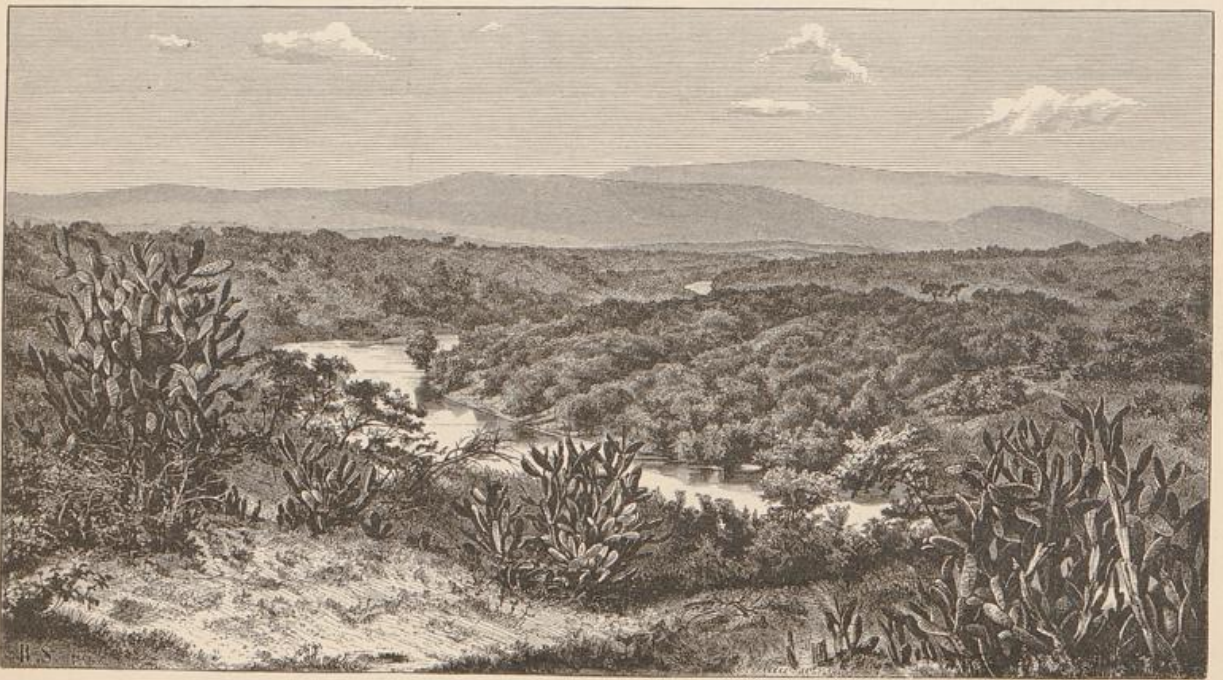
auf welche der Landwirt stets gefaßt sein muß, nicht abschrecken zu lassen. Die langjährige Dürre am Anfang dieses Jahrzehnts konnte auf die Ackerbauer nur entmutigend einwirken, und es ist daher immerhin erfreulich, daß trotz der schlechten Jahre seit 1879 der Ackerbau nicht geringe Fortschritte aufzuweisen vermag.

Roggen wird fast gar nicht gebaut. Der Bauer säet nur Weizen für seinen eigenen Bedarf, Gerste und Hafer als Futter für seine Pferde. In einem günstigen Jahr ist die Ernte sehr groß, aber günstige Jahre sind auch sehr selten, und gerade in schlechten Jahren macht mancher Bauer gute Geschäfte, da dann der Scheffel Getreide 60 bis 120 Mark kostet. Auf eine Mißernte muß er stets mehr gefaßt sein, als er auf eine gute Ernte hoffen kann, denn in dem einen Jahr trägt das Getreide leere Ähren, im nächsten frißt es ein durch starke Regengüsse erzeugter Schwamm, der Rost, und wenn im dritten weder übermäßige Dürre noch zu viel Regen das Gedeihen der Saat gehindert hat, dann kommen die Heuschreckenschwärme und vernichten in wenigen Stunden alles. „Doch selbst wenn solche Ereignisse die Ernte nicht gefährden, leidet der Bauer noch manchen Schaden, von welchem der europäische Bauer nichts weiß. Seine Quelle ist schwach, und er muß das Wasser aufdämmen, um hinreichenden Vorrat zu periodischer Bewässerung zu bekommen. Die Saat ist welk, morgen will er „Wasser leiten“. Doch früh am folgenden Tage entdeckt er, daß über Nacht der Damm gebrochen und alles Wasser ausgelaufen ist. War eine Stelle des Damms undicht? Hatte der schwarze Kerl, dem die Bewässerung aufgetragen, den Damm durchstochen, um der Mühe überhoben zu sein, unbekümmert um den Schaden, welchen der Baas dadurch leiden werde? Zur Ausbesserung des Damms muß er ohne Verzug schreiten, doch ehe die mühsame Arbeit vollendet und der Damm sich wieder gefüllt, ist vielleicht ein großer Teil seiner Saat schon hoffnungslos verdorrt.“ Angesichts solcher Übelstände kann es nur lobend hervorgehoben werden, daß man jetzt allen Ernstes daran geht, den Wassermangel so viel als möglich zu beseitigen. Man hat Pumpwerke an den Flüssen errichtet, welche das Wasser landeinwärts leiten, und hat auch, wie bereits oben erwähnt wurde (siehe Seite 131), Versuche mit Kanalisierungen in großem Maßstabe unternommen. Auch die Einführung neuer Futterpflanzen, welche nicht viel Wasser erfordern und auch bei großer Dürre noch fortkommen können, wie z. B. der Bucharaklee, ist versucht worden, und die Regierung unterstützt eifrig die darauf gerichteten Bestrebungen der Bauern. Jahrzehnte werden aber noch vergehen, bevor das Kapland die überseeische Einfuhr von Getreide und Mehl wird entbehren können.

Nächst Getreide und Kohle sind heute die Haupteinfuhrartikel: Kleider, Schuhe, Wäsche, Kurz-, Mode- und Galanteriewaren, Waffen und Pulver, Sattler- und Eisenwaren, Musikinstrumente, Möbel, Glas- und Porzellanwaren, Tabak, Zucker, Kaffee, Bier, Kerzen und Seife. Unter den importierten Eisenwaren befinden sich ganze Häuser und Brücken, welche, in ihre leicht zusammensetzbaren Bestandteile zerlegt, aus Amerika kommen. England liefert alle Einfuhrartikel und ist an vielen mit 50 bis 70% beteiligt.

Die Einfuhr deutscher Waren hatte infolge des früher in Deutschland befolgten unheilvollen Grundsatzes „billig, aber schlecht“ sehr abgenommen, und das Vorurteil gegen deutsche Waren schwindet nur sehr langsam. Viele deutsche Fabrikanten verkennen immer noch vollständig die Verhältnisse im Kaplande. „Viel-
fach mag man in Deutschland glauben,“ heißt es in einem Bericht aus der deutschen Kolonie Pinetown, „Süd-Afrika sei noch ein ganz unkultiviertes Land, oder es befinde sich mindestens noch in den ersten Anfängen der Kulturentwicklung. Wir haben aber unsere unteren, mittleren und höheren Schulen (Gymnasien u. s. w.) wie in Deutschland, unsere Pferdebahnen und elektrische Beleuchtung so gut wie in Berlin, und können hier nur ganz ausgezeichnete Waren gebrauchen. Reparaturen sind hier nämlich so teuer, daß man z. B. Schuhe, Kleider u. s. w. nie flicken läßt, sondern lieber neue kauft; ebenso geht es mit den Werkzeugen für Haus- und Feldgebrauch. Gern werden deshalb hohe, sehr hohe Preise gezahlt, aber nur für gute und dauerhafte Ware, da namentlich Kleiderwaren hier mehr zu leiden haben und sich demgemäß schneller abnutzen als in Europa.“ Die Engländer lassen sich ihre Waren so gut bezahlen, daß sie mindestens 100 Prozent verdienen, aber sie liefern dafür auch eine reelle, gute Ware, und das kaufende Publikum am Kap zahlt daher gern den für dieselbe verlangten hohen Preis. Ein anderer, dem deutschen Exporteur früher

allgemein gemachter Vorwurf, der nun glücklicherweise auch an Berechtigung zu verlieren beginnt, die schlechte Verpackung der Waren, war auch am Kap ein bedeutendes Hindernis für den deutschen Import. Aus dem obengenannten Bericht können wir ersehen, wie es früher zugeht: „Eine bedeutende deutsche Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen sandte trotz der ihr vorher zugegangenen Bitte des hiesigen Abnehmers um Holzverpackung und trotz des von demselben gemachten Anerbietens, die Kosten dieser Holzverpackung tragen zu wollen, eine Dreschmaschine nur in Leinwandverpackung! Man muß gesehen haben, wie auf den Schiffen mit Kisten umgegangen wird, um den Wahnsinn einer solchen Verpackung ermessen zu können. Natürlich kam die Maschine zerbrochen an! In einem andern Falle waren zu einem Windmotor, der, nebenbei gesagt, ebenfalls zerbrochen anlangte, die erforderlichen Zeichnungen nicht eingesandt worden; dieselben wurden auch trotz aller Bitten nicht nachgesandt.“ Ein solches Vorgehen deutscher Fabrikanten hatte selbstverständlich zur Folge, daß



Der große Fischfluß.

der einmal so gut bediente Käufer sich hütete, noch einmal Lehrgeld zu zahlen, und auch andere vor deutschen Firmen warnte. Spät aber doch hat man in Deutschland seinen Fehler eingesehen und sucht den verlorenen Boden wiederzugewinnen, aber trotz aller Reue und Coulanz, deren man sich jetzt besleißigt, ist das einmal verlorene Vertrauen nicht leicht wiederzugewinnen. Die schlechten Eigenschaften der deutschen Ware hatten am Kap bereits ein Sprichwort ins Leben gerufen, welches lautete: „Man kann von Deutschland nur einmal kaufen“, und dieses wird wahrscheinlich die Zustände, denen es sein Entstehen verdankt, überleben.

Von allen deutschen Importartikeln hat sich bloß einer allezeit siegreich behauptet, obwohl auch er seinem englischen Konkurrenten an Qualität nachsteht: das deutsche Bier. Dieses hat seinen Erfolg jedoch durchaus nicht seiner Güte zu verdanken, sondern nur dem Umstande, daß bei der großen Hitze am Kap englisches Ale und Porter zu schwere Getränke sind. Der Wassermangel zwingt, seine Zuflucht zu einem andern

Getränk zu nehmen, und da ist das verhältnismäßig leichte deutsche Bier gerade recht. Man zahlt für deutsche Biere denselben Preis wie für englische, je nach den Verhältnissen 2 s 5 d bis 3 s, aber das Publikum zahlt diesen Preis gern, da das Bier seinen Zweck vollaus erfüllt. Unvorteilhaft soll die Gewohnheit der deutschen Exporteure sein, ihre Biere unter daheim gebräuchlichen Namen, wie „Felsenbier“, „Lagerbier“ u. s. w. einzuführen. Dieselben bereiten dem Nichtdeutschen Schwierigkeiten, er merkt sich die Namen nicht leicht, während er eine bezeichnende Marke, welche das Bier führt, leicht behält und dann stets „Elefant“, „Adler“ oder dergleichen verlangt.

Auf die Einfuhr übt die Abneigung der holländischen Bauern gegen alles Englische einen großen Einfluß aus. Aus Haß gegen England kauft der Bauer nichts, was englischen Ursprungs ist, und giebt stets der fremden Ware den Vorzug, da aber er und noch mehr seine Frau, namentlich wenn sie in die Stadt



Bärenpavian.

kommen, viel aufgehen lassen und die Frau auch gern in ihrer Kleidung und ihrem Schmuck bei solchen Gelegenheiten großen Aufwand entwickelt, ist der Ausfall, der dadurch dem englischen Import erwächst, kein geringer. Auch deutsche Importeure haben sich diesen Rassenhaß bereits zu nutze gemacht und sich unter den Bauern schätzenswerte Konsumenten erworben. Der deutsche Handel macht seit einigen Jahren im Kapland sehr erfreuliche Fortschritte, aber England dominiert immer noch so sehr, daß auf dasselbe im Jahre 1881 nicht weniger als 77% der Gesamteinfuhr entfielen, wobei jedoch hauptsächlich die tiefer im Innern gelegenen Gebiete in Betracht kommen, denn je tiefer man ins Innere vordringt, desto mehr sieht man alle nicht englischen Erzeugnisse schwinden und England den Markt beherrschen.

Deutschland nimmt gegenwärtig an den einzelnen Einfuhren einen Anteil von 5, beziehungsweise 10 bis 15%. Es liefert vorzugsweise: Bier (aus der Tivoli-Brauerei in Berlin und von Blackhorse in Augs-

burg), Weine (fast ausschließlich von englischen Firmen eingeführt), Zucker (drops?), Spirituosen, Tabak, Fleischkonserven (wahrscheinlich Gothaer Wurst), Kerzen, Chemikalien, Musikinstrumente, Möbel, Kurzwaren, Waffen u. s. w. Ein großer Teil der unter englischer Firma kommenden Einfuhrartikel stammt aus Deutschland, und die hohe Einfuhrziffer Englands würde sich bedeutend verringern, wenn alle Waren auf ihren Ursprung geprüft würden. In manchen Artikeln ist England nur Agent deutscher und anderer fremdländischer Firmen, aber diese Artikel stehen in den Einfuhrlisten doch unter der Rubrik England. So entfallen z. B. von der Biereinfuhr allein 99% auf England, aber diese schrumpfen auf etwa 70% zusammen, sobald man den Erzeuger des Bieres berücksichtigt, und auf Deutschland allein entfallen 10%. Dasselbe Verhältnis ist in bezug auf Leder- und Sattlerwaren, Wein u. s. w. nachweisbar, an deren Einfuhr England mit 98 bis 99% beteiligt ist, aber doch nur 50% selbst erzeugt.

Ähnliche Verhältnisse wie bei der Einfuhr finden wir bei der Ausfuhr. Auch in bezug auf diese steht England in allen Artikeln obenan und liefert mit seinen 95% Ausfuhranteil den Beweis für den von den Gegnern der Kolonialpolitik hartnäckig bestrittene Behauptung, daß der Handel einer Kolonie in erster Reihe dem Mutterland sich zuwende. Das Kapland kann umsomehr als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung angeführt werden, als die Mehrzahl seiner Bevölkerung nicht englischer Abstammung ist. Trotzdem und trotz der Abneigung der holländischen Bauern gegen alles Englische hat England den weitaus größern Teil der Ausfuhr sowohl als der Einfuhr in seine Hände gebracht und beherrscht noch immer den Markt vollständig, trotz aller Anstrengungen der Konkurrenz.

Von den Bodenerzeugnissen des Kaplandes wird nur eines ausgeführt: der Wein. Das Kap liefert einen feurigen Tischwein, der auch als Stärkungsmittel für Kranke verwendet wird und sich sehr gut zum Verschneiden deutscher Weine eignet. Man unterscheidet 4 Sorten: 1) Hoek, einen leichten Weißwein, unserem Rheinwein ähnlich, 2) Pontac, einen kräftigen Rotwein, 3) Sherry, einen dem Madeira oder dem spanischen Sherry ähnlichen schweren und feurigen Wein von dunkelgelber Färbung, und 4) Constantia, einen dunkelgelben oder roten, sehr süßen Wein. Die Kapweine sind in Europa noch nicht so eingebürgert, wie sie es infolge ihrer guten Qualität sein könnten, aber die Ausfuhr, welche 1885 schon 75 128 Gallonen (à 4,54 l) betrug, ist stetig im Steigen. Je nach der Qualität werden in Kapstadt für ein half-aume von 15 Gallonen (exkl. Gebinde) folgende Preise gezahlt: für Hoek 45 bis 50 s, für Pontac 60 bis 70, für Sherry 80 bis 100, für Constantia 90 bis 110. Die mit Wein beplanzte Fläche ist noch sehr klein, und der Weinbau beschränkt sich auf die nächste Umgebung der Kapstadt (von wo auch die Sorte Constantia kommt) und den westlichen Teil der Kolonie.

Eine wichtigere Rolle als die Bodenerzeugnisse spielen in der Ausfuhr des Kaplandes die Erzeugnisse der Viehzucht. Obenan steht die Schafwolle, in bezug auf welche jedoch in letzter Zeit viele Klagen laut werden. Die anhaltende Dürre der letzten Jahre war hieran hauptsächlich schuld, da die Schafe nicht genügendes Futter fanden, aber die Züchter haben auch unterlassen, ihre Herden mit neuem Blut zu kreuzen, was bekanntlich stets eine Verschlechterung der Qualität der Wolle zur Folge hat. Die Zahl der Farmer, welche neue Rassen einzuführen und die Schafzucht zu heben suchen, ist jedoch schon in erfreulichem Steigen begriffen, und da nun auch die langjährige Dürre überstanden zu sein scheint, läßt sich hoffen, daß die Schafzucht bald größern Gewinn abwerfen wird. In der letzten Zeit waren die Preise der Kapwolle auf dem Londoner Markte zuweilen so gedrückt, daß die Exporthäuser am Kap die Ausfuhr vollständig einstellten und die von den Farmern erworbene Wolle lieber in Kapstadt lagern ließen. Der weitaus größere Teil der vom Kapland exportierten Wolle geht nach England; die nächstgrößeren Posten beziehen die Vereinigten Staaten und Kanada. Deutschland, welches ein bedeutender Wollkonsument ist, bezieht doch fast gar nicht direkt vom Kap, sondern deckt seinen Bedarf noch immer in London. In Angorahaar, dessen Ausfuhr seit der vor einigen Jahren bewirkten Einführung der kleinasiatischen Angoraziege rasch von 4000 (engl.) Zentnern im Jahre 1870 auf 50 000 Zentner im Jahre 1881 gestiegen ist, beherrscht London den Markt vollständig und

bezieht allein die ganze Produktion der Kapkolonie. Die gesammte Wollausfuhr der Kolonie betrug in den Jahren

1860	231 727	(engl.) Zentner
1870	372 852	" "
1881	427 702	" "
1882	377 670	" "
1883	344 440	" "

Nach diesen Zahlen scheint seit 1881 ein bedeutender Rückgang in der Wollausfuhr eingetreten zu sein, derselbe trifft aber nur die Zahl der Zentner und nicht die Geldsumme der Ausfuhr, da namentlich 1882 geringere Sorten in großer Menge ausgeführt wurden. Im Jahre 1883 sind bessere Sorten in so großer Zahl ausgeführt worden, daß die frühere Werthöhe bis auf eine geringe Differenz erreicht wurde.

Die Ausfuhr der Felle, der Schaf- und Ziegenhäute zeigt von 1882 zu 1883 eine Steigerung sowohl inbezug auf die Stückzahl, als auf den Wert. Im Jahre 1882 wurden 110 562 Felle im Werte von 115 838 Mark, 1883 aber 142 945 Felle im Werte von 164 120 Mark ausgeführt, ferner 3 344 362 Schaf- und Ziegenhäute im Werte von 707 872 Mark gegen 3 101 824 im Werte von 690 876 Mark im Jahre 1882.

Bedeutend ist die Ausfuhr der Straußenfedern gestiegen, und die Straußenzucht entwickelt sich immer mehr. In mehreren Städten der Kapkolonie, z. B. in Port Elizabeth, Grahamstown, Cradock u. s. w. finden allwöchentlich am Sonnabend Straußenfedermärkte statt, auf welchen auch die Tiere selbst zum Verkauf kommen. Die Straußenzucht, deren Einführung die Kapkolonie einem Deutschen verdankt, und der Straußenfedernhandel beschäftigen heute tausende von Händen. Fünf Jahre nach der Einführung dieser Zucht (1865) gab es in der Kapkolonie erst 80 Strauße, zehn weitere Jahre später war ihre Zahl bereits auf 21 751 gestiegen, und heute schätzt man sie auf mehr als 100 000! In gleicher Weise stieg in derselben Zeit die Ausfuhr der Straußenfedern. Dieselbe betrug in runden Zahlen

im Jahre 1850	8 Zentner	im Jahre 1878	812 Zentner
" " 1860	25 "	" " 1879	966 "
" " 1870	288 "	" " 1880	1 650 "
" " 1875	500 "	" " 1881	1 956 "
" " 1876	600 "	" " 1882	2 540 "
" " 1877	655 "	" " 1883	2 472 "

Trotzdem man jetzt die Zucht der Strauße auf solche Gebiete zu beschränken sucht, in welchen sie nicht künstlich gefüttert werden müssen und ihre Zucht weniger Mühe und Kosten verursacht, beträgt der Wert der ausgeführten Federn immer noch etwa 24 Millionen Mark jährlich. Als Modeartikel sind die Straußenfedern selbstverständlich großen Preisschwankungen unterworfen, und diese haben wesentlich dazu beigetragen, daß die Straußenzucht in allen Gegenden abnimmt, in denen die künstliche Fütterung und das Hüten der Tiere unvermeidlich ist. Da die Göttin Mode die Straußenfedern nicht so unter ihren mächtigen Schutz nahm wie in früheren Jahren, ist 1883 nicht nur die Ausfuhr eine geringere gewesen als im Vorjahr, sondern es ist auch auf dem Londoner Markte der Preis der Federn bedeutend gesunken. Die Ausfuhr des Jahres 1883 von (rund) 2 472 Pfund hatte nur einen Wert von 18 627 600 Mark gegenüber 21 879 780 Mark der (rund) 2 540 Pfund betragenden Ausfuhr des Jahres 1882. Die Straußenzucht ist übrigens noch einer großen Ausdehnung fähig, auch dann, wenn die künstliche Fütterung vollständig aufgegeben würde, da der Distrikte, in denen diese entbehrt werden kann, noch sehr viele sind, sodaß, wenn wieder ein gesteigerter Bedarf von Straußenfedern eintritt, die Zahl der gezüchteten Tiere leicht bedeutend sich vermehren läßt. In neuerer Zeit hat man auch angefangen, die Strauße selbst zu exportieren. Ihr Bestimmungsort ist Indien, wo man die Straußenzucht ebenfalls einzuführen sucht.

Die Federn zahmer Strauße, welche in mehr oder minder enger Umzäunung gehalten werden, sind nie so schön wie jene der wilden. Es war deshalb mehrfach die Idee angeregt worden, jene Eingeborenenstämme, in deren Gebiet die Strauße noch massenhaft in wildem Zustande vorkommen, die Betschuanen, die Matabele u. s. w. anzuregen, die von Straußen bevölkerten Strecken auf mehrere Meilen hin zu umzäunen. Die Tiere befänden sich dann in einem meist mit Niederwald bestandenen Raum in einer Gefangenschaft, welche thatsächlich der Freiheit gleichkäme. Da sie sich auf einem weiten Gebiet bewegen könnten, würden sie von den Entozoa-Parasiten verschont bleiben, welche häufig den frühen Tod zahmer Strauße herbeiführen, und sie würden doch ein Gefieder behalten, welches jenem der in voller Freiheit lebenden vollkommen gleich käme. Dieser Plan ist zwar in dem hier angegebenen Umfange nicht zur Ausführung gelangt, aber die Besitzer der großen Straußenzüchtereien haben wenigstens zu erreichen gesucht, was sich erreichen ließ.

Man züchtet jetzt die Strauße auf großen eingezäunten Flächen, wo sie bis zu dem Tage, an dem man ihnen ihre Federn abnimmt, ziemlich unbelästigt bleiben. Die Tiere gewöhnen sich da zwar allmählich an den Menschen, aber ihre große Scheu verursacht dem Züchter doch häufig Verluste. Ein erschreckter Vogel schießt wie toll in der Hürde umher und rast gewöhnlich solange, bis er den Fuß bricht. Interessant ist die Prozedur, durch welche die Tiere ihrer Federn beraubt werden. Man hat sie in einen engumgrenzten Raum zusammengetrieben, in welchem eins dicht neben dem andern steht, und wo sich nur ein Ausgang befindet, gerade groß genug, um einen einzigen Strauß durchzulassen. Sobald dieser den Ausgang passiert hat, befindet er sich in einem schmalen Gang, dessen Wände bis zu seinen Flügeln reichen. Vor ihm und hinter ihm wird der Gang geschlossen, sodaß das Tier in einem Kasten gefangen ist, und gleichzeitig wirft man ihm eine Decke über den Kopf. Der Strauß sucht sich durch Schlagen mit den Flügeln zu befreien, bringt aber dadurch nur diese in die Lage, welche zum bequemen Ausziehen der Federn nötig ist. Letzteres bereitet ihm, nebenbei gesagt, nicht mehr Schmerzen, als uns der Verlust eines Haares, und sobald er seines Schmuckes beraubt ist, öffnet sich die vordere Thür und man giebt ihm die Freiheit wieder, um einen andern Strauß in den Käfig einzulassen.

Ein anderer Artikel, der in der Ausfuhr Afrikas eine große Rolle spielt, das Elfenbein, ist in der Ausfuhr des Kaplandes nur mit kleinen Beträgen vertreten. Von 52 000 Kilogramm ist infolge der Ausrottung des Elefanten im nächsten Binnenlande die Elfenbeinausfuhr auf etwa 29 000 Kilogramm jährlich im Werte von einer halben Million Mark herabgesunken.⁶¹⁾

Viel höher bejiffert sich die Ausfuhr, welche das Kapland dem Bergbau verdankt, ganz abgesehen von dem hohen Betrag der Diamantenausfuhr. Obenan unter den Bergbauzeugnissen steht das Kupfer. Im Jahre 1852 eröffnete die Cape Copper Mining Company in Klein-Namaqualand die Kupferminen Wokiep, Springfontein und Spectakel, welche bis heute die bedeutendsten im Kapland geblieben sind. Der Prozentsatz der Erze beträgt 52 bis 55. Im Jahre 1885 wurden 22 705 Tons Kupfererz im Werte von 9 082 260 Mark gegen 19 669 Tons und 7 880 640 Mark im Vorjahr ausgeführt. Seit dem Jahre 1870 hat sich die Ausfuhr (damals etwa 7300 Tons) mehr als verdreifacht. Außer Kupfer liefert der Bergbau noch Mangan-Erz zum Export. Dasselbe wird im südwestlichen Teil des Kaplandes gewonnen, seine Ausfuhr ist aber noch unbedeutend (etwa 11 Tons im Jahre 1881). Die im Lande reichlich vorhandene Kohle deckt, wie schon oben erwähnt, infolge geringer Ausbeutung der Kohlenlager noch lange nicht den inländischen Bedarf und gelangt nicht zur Ausfuhr. Gold kommt nur als Transitgut zur Ausfuhr, da Goldlager bisher nur in Transvaal und den unabhängigen Kafferngebieten, aber nicht in der Kapkolonie gefunden wurden.

Die Seefischerei beschäftigt eine zahlreiche Fischerbevölkerung an den Küsten des Kaplandes, welche über nahezu 300 Boote verfügt. Trotz des starken Konsums im Inlande wurden 1881 noch getrocknete Fische im Werte von mehr als 680 000 Mark ausgeführt.

⁶¹⁾ Siehe den Vortrag des Herrn W. Westendarp: Über den Elfenbeinreichtum Afrikas.



Sulu treiben Herden durch einen Fluß.



Sulu treiben Herden durch einen Fluß.

Die Kaufmannswelt des Kaplandes hat in der letzten Zeit schlimme Jahre überstehen müssen. Der Krach, welcher auf die Periode des Diamantenminenschwindels folgte, und die lang anhaltende Dürre wirkten auch auf die großen Handelsfirmen ein und hatten viele Zahlungseinstellungen im Gefolge. Die Engrosgeschäfte und Banken rissen den Kleinhändler, den Farmer und Handwerker mit ins Verderben, und es folgte dem Fallissement einer bedeutenden Firma stets noch der Zusammenbruch mehrerer kleiner Geschäfte. „Die von dem großen Hause in den verschiedenen Landplätzen eingesetzten und durch Kredit, Waren und selbst Geld zum Einkauf von Wolle und Straußenfedern unterstützten Krämer wurden gepreßt, Geld zu schaffen und ihren Verpflichtungen nachzukommen. Geld hatten diese nun nicht, dafür aber die Farmer als Schuldner für große Summen, die manchmal Jahre gestundet waren und nur gelegentlich nach der Wollernte durch die in Zahlung gegebene Wolle verringert wurden. Die Farmer hatten aber schon lange kein Geld, da sie dasselbe teilweise in den Ankauf von Straußvögeln gesteckt hatten, um sich durch Zucht derselben eine bequemere und lohnendere Beschäftigung als den Landbau zu schaffen — aber auch keine Produkte, die sie an Geldesstatt geben konnten. Der Landbau war vernachlässigt, wie auch die Schafzucht, und die Ergebnisse nicht nennenswert; dazu entstand infolge einer anhaltenden Dürre ein beträchtlicher Verlust von Schafen und Ochsen, da diese nicht genügend Futter fanden; selbst der Preis von Straußenfedern war infolge einer Modeänderung erheblich gewichen, sodaß die Straußvögel sich nicht mehr wie früher bezahlt machten — also die Antwort des um Geld gedrängten Farmers lautete: „Ich habe nichts!“ Es kam nun eine böse Zeit! Die Besitztümer der Farmer wurden, nachdem diese ihr Unvermögen zu zahlen erklärt hatten, zu niedrigen Beträgen verkauft, da sie in Menge auf den Markt kamen und nur wenig Käufer vorhanden waren, die ihr Geld darin anlegten. Das Wenige, das der Krämer erhielt, lieferte er an sein Haus ab, aber sein Geschäft konnte er größtenteils nicht weiter führen, da er entweder selbst fallierte, oder es ihm doch an Kredit für weiter hinaus fehlte. Das große Haus, das in den Jahren des Diamantensiebers über den Bedarf hinaus seine Lager mit Waren vollgestopft hatte, mußte an den Verkauf derselben zu Schleuderpreisen gehen, um zu räumen und alles zu Geld zu machen, und dies verdarb jedes reguläre Geschäft.“⁶⁵⁾ Das Jahr 1883 allein brachte 1102 Fallimente mit der stattlichen Summe von etwa 35 Millionen Mark, nachdem 1882 schon 994 Fallimente mit einer Schuldensumme von etwa 30 Millionen Mark stattgefunden und auch das Jahr 1881 keine geringe Zahl (380) Fallimente aufzuweisen hatte. Die Banken vermochten in der allgemeinen Not keine Hilfe zu bieten, da auch sie durch die vielen Fallimente erschüttert waren, und ebensowenig war auf auswärtige Hilfe zu hoffen. England verhielt sich sehr zurückhaltend, da das Vertrauen der englischen Geschäftswelt erschüttert war und dieselbe glaubte, daß es nun mit allen glänzenden Aussichten der Kolonie vorbei sei.

Selbstverständlich verminderten sich auch die Einnahmen der Kapregierung. Die Ausfuhr erhielt sich zwar ziemlich auf derselben Höhe, aber die Einfuhr sank rasch von Jahr zu Jahr, da der Markt mit Waren überfüllt und die Kauflust gesunken war. Von 171 654 040 Mark im Jahre 1882 sank die Einfuhr in einem einzigen Jahre auf 111 205 880 Mark, also um 60 448 160 Mark! Die Steuereinnahmen verminderten sich in dieser Zeit um 6 229 560 Mark, und gegen das Jahr 1881 sogar um 6 564 900 Mark, da die Einfuhrsteuern in den Jahren 1881, 1882 und 1883 der Kapregierung 25 784 500, beziehungsweise 25 449 160 und 19 219 600 Mark einbrachten. Besonders schwer wurden durch den Handelsniedergang die Häfen der Ostprovinz betroffen, in welchen (wie z. B. in Port Elizabeth und East London) die Differenz der Einfuhrsteuern 30 bis 35% betrug, während sie z. B. in Kapstadt nur 19% erreichte.

Die Mittel, durch welche man der Kalamität abzuhelpen suchte, sind kaum die richtigen. Eine Erhöhung der Einfuhrzölle, durch welche man das Land in wirtschaftlicher Beziehung von Europa unabhängig zu machen und eine eigene Industrie ins Leben zu rufen hofft, kam bei den eigenartigen Verhältnissen des Kaplandes nicht helfen. Das Defizit in den Regierungskassen wird dadurch nicht beseitigt, der höchste Erfolg, den die

⁶⁵⁾ Bericht aus Kapstadt im „Export“, 1884, Nr. 39, Seite 607.

Maßregel erzielen kann, ist ein besseres Gedeihen jener Industrien, welche bereits vorhanden sind, aber neue werden dadurch ebenso wenig ins Leben gerufen, als die Zolleinnahmen erhöht.⁶⁰⁾ Die holländische Bevölkerung, welche nun auch die Majorität im Parlament erlangt hat, ist und bleibt der Hemmschuh jeden Aufschwungs. Die „Dutchmen“ besitzen keinen Unternehmungsgeist und haben wenig Bedürfnisse. Wenn die Waren infolge der höheren Zölle teurer werden, kaufen sie eben weniger, und so kann eine Erhöhung der Zölle zwar noch eine Verminderung der Einnahmen aus denselben, niemals aber eine Vermehrung derselben zur Folge haben. Den Dutchbauern aber sind Schutzzölle gerade recht, weil sie ihnen die gefürchtete Konkurrenz fern halten und ihnen ermöglichen, nach wie vor in ihrem dolce far niente dahinzuleben.

Man hofft im Kapland auch noch immer auf die Entdeckung neuer Diamantenfelder, welche dem Lande einen neuen Einwandererstrom zuführen würden, und glaubt auch, daß die Erleichterung des Verkehrs durch eine Eisenbahn von den Diamantenfeldern zur Ostküste den Diamantenhandel wieder beleben werde, aber einen dauernden Aufschwung der Kolonie und die Schaffung gesunder Verhältnisse kann man nur von der Hebung der Landwirtschaft erwarten. Um eine Industrie zur Blüte zu bringen, ist die Bevölkerung des Kaplandes zu dünn gesät, es fehlt jedoch auch noch, um von einer gedeihlichen Landwirtschaft sprechen zu können, die nötige Anzahl von Kleinfarmern, welche nach dem Beispiel der deutschen Kolonisten bei King Williamstown u. s. w. den Boden besser ausnutzen würden. Eine Masseneinwanderung würde Abhilfe bringen, und von Deutschland aus ließe sich eine solche nach dem Kap leiten, aber man hat dort, und ganz besonders in neuerer Zeit nach den deutschen Erwerbungen in Groß-Namaland, große Scheu vor den Deutschen und möchte die deutsche Bevölkerung nicht zu sehr erstarren lassen, obwohl man einsieht, welchen großen Nutzen sie dem Lande bietet. Die englische und die Kapregierung haben zwar eine Zeitlang die Einwanderung von Arbeitern und Dienstboten unterstützt, indem sie dieselben zu $\frac{1}{3}$ des Fahrpreises von Europa nach dem Kap beförderten und die übrigen $\frac{2}{3}$ zu gleichen Teilen selbst erlegten, aber dadurch wurde das Land bloß mit einer übergroßen Menge Beschäftigungsloser überschwemmt und der Nutzen stand in keinem Verhältnis zu den Kosten. Es kamen auf diese Weise mehr Leute dieser Kategorie ans Kap, als dort verwendet werden konnten, und die meisten sahen sich gezwungen, heimzukehren, ohne Beschäftigung gefunden zu haben.

Von der „Dutch“-Majorität im Kap-Parlament ist nun allerdings nicht zu erwarten, daß sie Reformen einführen werde, durch welche die wirtschaftliche Lage des Landes gebessert würde. Ihr Mangel an Unternehmungsgeist und Intelligenz wird mit Recht als ein Unglück für das Land bezeichnet, umso mehr, als auch unter den englischen Großfarmern z. B. Leute nicht selten sind, welche nach einer guten Ernte solange kein Getreide anbauen, als ihre Vorräte für den Hausbedarf reichen, oder solche, welche sagen: „Wenn wir viel Getreide bauen, so wird dasselbe zu billig, und es kommt nicht viel dabei heraus.“ So bleibt das aus Amerika und Australien importierte Getreide nach wie vor unentbehrlich, und die Getreidepreise behaupten sich auf ihrer Höhe.

Über mangelhafte Verkehrsmittel hört man zwar noch viel klagen, aber diese Klage wird von Jahr zu Jahr hinfälliger. Die Eisenbahnlinien haben bereits eine ansehnliche Ausdehnung erlangt. Im Jahre 1859 wurde der Bau der ersten, etwa 90 Kilometer langen Strecke von Kapstadt nach Wellington begonnen und schon im folgenden Jahre der Betrieb einer Teilstrecke eröffnet. Bald darauf wurde Kapstadt mit Wijnberg durch eine Eisenbahn verbunden, aber erst nach der Entdeckung der Diamantenminen dachte man daran, größere Eisenbahnlinien in Angriff zu nehmen. Seitdem hat sich das Eisenbahnetz so vervollkommen, daß das Kapland Ende 1884 schon 2338 Kilometer in Betrieb hatte, wovon mehr als die Hälfte (etwa 1559) während der beiden letzten Jahre entstanden war. Obwohl das Eisenbahnetz des Kaplandes noch sehr weit

⁶⁰⁾ Die Schutzzölle trafen einzelne Einfuhrartikel ziemlich schwer. Die Steuer für Spirituosen stieg von 8 s. 3 d. auf 12 s., für Bier von 4 d. auf 1 s. 3 d., für Tabak von 9 d., beziehungsweise 1 s. 6 d. (unverarbeitet oder verarbeitet) auf 1 s., beziehungsweise 2 s., für Zigarren von 3 s. auf 4 s. u. s. w. Für Schuhe zahlte man früher 10 Pfund Zoll pro 100 Pfund Wert, jetzt für das Duzend Männerschuhe 8 s., für Streichhölzer früher pro Groß etwa 2 d., jetzt 4 bis 8 s.

hinter jenem mitteleuropäischen Länder zurücksteht, so ist es doch verhältnismäßig ziemlich gut entwickelt und kommt sogar jenem Rußlands nahe, da in diesem 49, im Kapland (ungerechnet die neuen Erwerbungen im Betschuanaland) 41 Kilometer Eisenbahn auf 10000 □ Kilometer Landfläche entfallen. Alle Eisenbahnen des Kaplandes, mit Ausnahme der von Port Nolloth in das Kupferminengebiet bei Ookiep in Klein-Namaqualand führenden, sind Staatsbahnen. Auch im Jahre 1885 sind die Eisenbahnlinien vermehrt worden, und man dürfte in der nächsten Zeit den Eisenbahnbau mit Macht betreiben, da man die deutsche Konkurrenz in Südrhodesland fürchtet und derselben zuvorzukommen sucht. Zunächst wird die nach den Diamantenfeldern führende Bahn von Hopetown bis Kimberley verlängert, um das Betschuanenland, in dem man der Ausdehnung des deutschen Einflusses nach dem Innern eine Grenze gezogen hat, der Kapstadt näher zu rücken.⁶⁷⁾

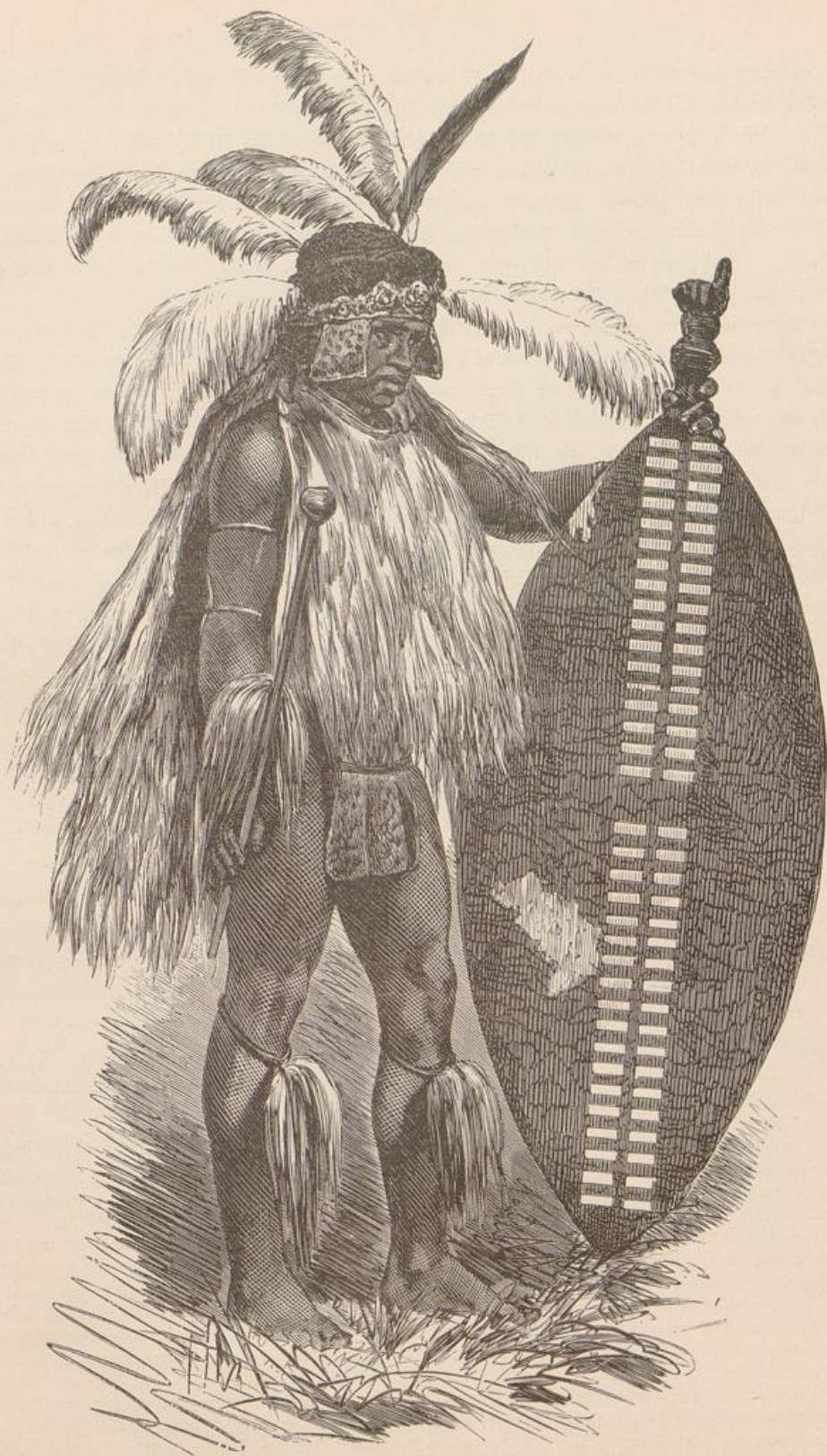
In gleicher Weise wie das Eisenbahnnetz ist das Telegraphennetz gewachsen. Von 1874 bis 1882 vermehrte sich die Zahl der Linien auf das 3½fache, die Zahl der Drähte auf das 7⅓fache, die Zahl der Bureaux auf das 6fache und jene der Telegramme auf das 14fache.⁶⁸⁾ Die folgende Tabelle giebt eine Übersicht des Wachstums des Telegraphenwesens in dem genannten Zeitraum:

	Länge der Linien km	Länge der Drähte km	Zahl der Bureaux	Zahl der Telegramme
1874	1512	1512	22	45 554
1875	2624	3264	37	71 210
1876	3349	4282	65	126 719
1877	3920	5047	82	185 114
1878	4341	5720	98	284 763
1879	4341	5720	101	303 068
1880	5024	6564	121	398 277
1881	5216	7256	118	541 549
1882	5546	11 122	128	621 269

Für den Verkehr sind daher bereits große Erleichterungen geschaffen, und obwohl der Warentransport nach den Gebieten im Innern jenseits des Oranje immer noch mit den zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welchen man in Inner-Afrika überall begegnet, wo nicht schiffbare Ströme zur Verfügung stehen, so kommt doch auch diesen Gebieten die Erleichterung des Verkehrs innerhalb der Kapkolonie zugute. Die Klage über die Schwierigkeit des Warentransports in Afrika ist so alt wie die Geschichte des Landes, aber man hat doch noch fast gar nichts gethan, sie zu beseitigen. Eine Menge Projekte sind zwar aufgetaucht, aber obwohl manches derselben Aussicht auf Erfolg bietet, hat man es bisher nicht zu verwirklichen versucht. Es wäre eine große Wohlthat für Süd-Afrika, wenn von Indien als Äquivalent für die dorthin gesandten Strauße der zahme Elefant eingeführt würde, denn dieser Dickhäuter würde in Gegenden, in welchen die gefürchtete Tsetsefliege die Pferdezzucht unmöglich macht, eine hohe wirtschaftliche Bedeutung erlangen und zweifellos gut fortkommen, da er ein ihm zusagendes Klima vorfände. Ein anderes Projekt betrifft die Einführung des Dromedars in Süd-Afrika. Die Vorteile, welche der Warentransport mittelst Dromedare vor jenem im Ochsenwagen bietet, sind augenfällig. Ein mit 16 bis 20 Ochsen bespannter Wagen kann mit

⁶⁷⁾ Die Höhe der Kohlenpreise ist die Hauptschwierigkeit, mit der die Bahnen zu kämpfen haben. Nach dem Bericht des Direktors der südafrikanischen Bahnen wurden 1884 für Feuerungsmaterial 1 519 320 Mark veranschlagt, gegen 1 530 080 Mark im Jahre 1883. Die Wales-Kohle kostete durchschnittlich per Tonne den Westbahnen 55,11 Mark, den Südbahnen 48,09 Mark, den Ostbahnen 65,11 Mark. Gegen das Vorjahr waren die Preise zurückgegangen, da die Bahnen in jenem 56,82 beziehungsweise 50,70 und 69,40 Mark per Tonne gezahlt hatten. Die Bahnen rentierten infolge dessen nicht besonders. Es waren zwar die Jahreseinnahmen von 18 305 480 Mark auf 19 298 060 Mark gestiegen, während die Ausgaben von 12 988 980 Mark auf 12 748 820 Mark beschränkt wurden, sodasß einem Bruttoertrag von 8924 Mark pro Betriebskilometer eine Bruttoausgabe von 5895 Mark für dieselbe Strecke gegenüberstand, aber das Anlagekapital, welches von 1883 zu 1884 um 32 546 800 Mark (von 209 748 540 auf 242 095 140) erhöht wurde, verzinst sich nur mit 2,7%.

⁶⁸⁾ Das Telegraphennetz im Kapland. „Export“, 1883, Nr. 49, Seite 837.



Ketschwaijo.

Waren im Gewichte von 3000 bis 4000 Pfund beladen werden, sodaß auf ein Zugtier etwa 250 Pfund entfallen. Ein Dromedar trägt dagegen bequem 400 Pfund, und wenn die zurückzulegende Strecke nicht groß ist, kann man seine Last auch auf 600 Pfund erhöhen. Es trägt also 100% mehr als ein Zugochse fortbewegt, verursacht ferner nicht so viel Mühe, wie ein Ochsenwagen, beansprucht weniger Sorge für seinen Unterhalt als die Zugtiere, und ist namentlich in solchen Gegenden, in welchen Dickicht, Mimosen und Akazienwälder dem Wagen eine undurchdringliche Schranke gegenüberstellen, von unschätzbarem Wert. Während man für den Wagen erst mühsam mit der Art einen Weg bahnen müßte, brechen sich die Dromedare, eins hinter dem andern schreitend, selbst einen Weg durch das Dickicht.⁶⁹⁾

Die Schwierigkeiten, mit denen der Verkehr mit dem Innern des Kaplandes zu kämpfen hat, entfallen völlig beim überseeischen Verkehr, obwohl auch für diesen nur ein Teil der Küste günstig ist. Dieselbe Küstenbildung, welche wir bereits auf der Strecke vom Kap Frio bis zum Oranje kennen lernten, finden wir auch südlich von dem flusse, welcher unser Schutzgebiet von der Kapkolonie scheidet. Ein vegetationsloser, flacher, mit Klippen umsäumter Strand zieht sich vom Oranje nach Süd-Ost, und erst wenn man sich der Südspitze des Erdteils nähert, beginnt die Küste bergig zu werden und an die Stelle der starren Küstenlinie einige Gliederung zu treten. Vorbei an der St. Helena- und der Saldanha-Bai, welche letztere nicht nur einer der größten, sondern auch einer der sichersten Seehäfen der Erde ist, aber leider in der Nähe der Küste kein Trinkwasser besitzt, erreichen wir die Tafelbai, und jenseits der 3 Meilen langen, aber nur 1½ Meilen breiten Halbinsel, welche diese von der Fasse-Bai scheidet, reiht sich in rascher Folge ein Hafen an den andern. Dort liegen die Walker-, Struis-, S. Sebastian-, Fisch-, Mossel- und Plettenberg-Bai, an der Küste des östlichen Teiles der Kapkolonie die St. Francis- und die Algoa-Bai, der größte Hafen am Ostende Süd-Afrikas, und noch viele kleinere Häfen. Von der Algoa-Bai zieht sich die Küste nach Nord-Ost, eingefaßt von bewaldeten Felsen, zwischen denen zahlreiche Flüsse sich einen Weg zum Meere gebahnt haben, aber auf dieser Strecke fehlen gute Häfen, und die Küste wird durch die heftige Brandung zu einer der gefährvollsten Afrikas. Erst weiter nordwärts die Lucia-Bai bietet Schiffen genügenden Schutz.

Die vielen Häfen würden eine weit größere Bedeutung für das Land haben, wenn sie durch Eisenbahnen und gute Straßen mit dem Innern verbunden wären. Solche sind für das Kapland eine umso dringendere Notwendigkeit, als demselben schiffbare Flüsse fehlen. Die einen haben ein seichtes Bette, die anderen sind nur auf kleinen Strecken und nur kurze Zeit schiffbar und dann ihre reißende Strömung schwer zu überwinden. Der bedeutendste unter den Flüssen des Kaplandes ist der Oranje (oder Kai Garib oder Große Fluß), der durch die Vereinigung der beiden Quellflüsse Nu-Garib und Vaal (Hai-Garib, Gelbe Fluß)

⁶⁹⁾ Noch eine Verwendung des Dromedars, die es für Süd-Afrika empfiehlt, verdient Erwähnung, die Verwendung zu Post- und Kurierdiensten und überhaupt als schnelles Reit- und Reisetier. Obwohl sich die gewöhnlichen Rassen des Dromedars durchaus nicht durch besondere Schnelligkeit auszeichnen, so züchten doch in Nord-Afrika sowohl als in Arabien die Nomadenstämme eine besondere Art, das „Reitdromedar“, das sich durch leichten Bau, sanften Gang und große Schnelligkeit auszeichnet und deshalb das bevorzugte Reittier der Beduinen bildet, das oft dem Pferde vorgezogen wird. Man kann sich kein ausgezeichneteres und für die Wüsten und Steppen Afrikas passenderes Reittier denken, als ein gutes Reitkamel, und jeder, der einmal ein solches Tier auf langen und ermüdenden Reisen benutzte, wird es jedem andern Reittier unbedingt vorziehen. Ein gutes Reitdromedar geht nur im Trabe und legt in dieser Gangart per Stunde fünf englische Meilen, — den Tag zu acht Reifestunden gerechnet, 40 englische Meilen pro Tag zurück, und trägt dabei außer dem Mundvorrat für den Reiter etwas Gepäck, Waffen, Munition, auch noch einen kleinen Schlauch mit Wasser, der ungefähr vier Tage reicht. Auf diese Weise lassen sich 10 bis 14 Tagemärsche ohne Ermüdung des Tieres zurücklegen, vorausgesetzt, das letzteres unterwegs auf den Halteplätzen Futter findet und regelmäßig getränkt wird. Auf kurze Strecken läßt sich die Schnelligkeit natürlich noch bedeutend steigern, und so können mit guten Tieren 60, 80, ja auch bis 100 englische Meilen in 24 Stunden zurückgelegt werden. Dabei ist der Gang eines guten Reitdromedars für den Reiter durchaus nicht ermüdend, sondern der lange, wiegende Trab des Tieres ist angenehmer als jede andere Gangart. Für südafrikanische Verhältnisse dürfte sich deshalb auch die Einführung guter Reitdromedare zur schnellen Beförderung der Post, zum Befördern dringender Botschaften, zur schnellen Verbindung mit entlegenen Stationen, überhaupt zum bequemen Reisen sehr empfohlen und vor der jetzt üblichen Methode der Beförderung manche Vorteile haben. — Josef Menges, Die Einführung des Dromedars in Süd-Afrika. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 21. Heft, Seite 682.

entsteht. Sowohl die Quellflüsse als der Hauptstrom nehmen eine Menge Gewässer in sich auf, der Vaal nebst vielen kleineren den Hart-River und Modder, der Nu-Garib, der aus der Vereinigung des Caledon und Noka-Sinku entsteht, viele kleine Zuflüsse, der Hauptstrom den Großen Brak und den Großen Hartebeest auf dem linken, den Kuruman, Molopo und Nosob, den Kaikaab, den Großen Fischfluß u. s. w. auf dem rechten Ufer. Ein Blick auf die Karte zeigt uns aber, daß ein großer Teil dieser Zuflüsse durch feine Doppellinien angedeutet ist, durch welche man die periodisch strömenden Flüsse zu bezeichnen pflegt. Zu dieser Kategorie gehören alle Zuflüsse des rechten Ufers. Die Wassermenge des Oranje ist daher den größten Teil des Jahres hindurch sehr unbedeutend, sodaß die Schifffahrt auf ihm unmöglich ist. Seine etwa 400 Fuß breite Mündung ist überdies durch eine Barre versperrt.

Noch unbedeutender sind die übrigen Flüsse, an der Westküste der Olifant-Rivier und Berg-Rivier, an der Südküste der Breede-Rivier, Gauri-Rivier und Gamtoos-Rivier, östlich von der Algoa-Bai der Große Fisch-Fluß (siehe Seite 148) und der Kai, welche das in langen blutigen Kämpfen den Kaffern entrißene Gebiet einschließen. An diese reißen sich im Kafferland der Bashee, Amtata, Amzimvubo oder St. Johns-Fluß u. s. w., in Natal der Umzikulu, Umkomazi, Umgeni und Utugela. Die Hochwasser, welche auch unbedeutende Küstenflüßchen zeitweilig mächtig anschwellen machen, haben die Betten so tief ausgehöhlt, daß das Flußniveau oft mehr als 15 Meter unter dem Uferrand liegt. „Ein solcher Kanal kann alsdann unmöglich längere Zeit gefüllt bleiben, das Wasser verläuft sich meist schnell wie es kam, und somit gilt für Süd-Afrika der Satz, daß die Flüsse als Regel das Land weniger bewässern als vielmehr drainieren.“

Die Flüsse des Kaplandes haben große Hindernisse zu überwinden, bevor es ihnen gelingt, durch die vorlagernden Bergketten sich einen Weg zur Küste zu bahnen. Das ganze weite südafrikanische Hochland, welches das Kapland, Kafferland, Natal, Sululand, den Oranje-Freistaat, Transvaal, die Kalahari und Namaland umfaßt, ist eine durchschnittlich 1200 Meter über das Meer sich erhebende Hochebene, welche sich terrassenförmig in steilem Abfall zur Küste hin senkt. Der Rand der Terrassen ist teils durch Klippenberge, teils durch Bergzüge markiert und verläuft fast überall parallel mit der Küste. Von den Ausläufern der Drakensteinberge zieht sich eine 80 bis 100 Meter Seehöhe erreichende und 10 bis 50 Kilometer breite Küstenterrasse nach Osten, welche zwischen dem Kap Hangklip und Kap St. Francis steil zum Meere abfällt. Eine ähnliche Küstenterrasse erstreckt sich westlich vom Kap der guten Hoffnung bis zum Oranje, 15 bis 60 Kilometer breit und 50 bis 150 Meter hoch, in ihrem südlichen Teil vom Kap bis zum Olifantfluß meist Steilküste, weiter nördlich sich immer mehr verflachend. Sowohl an der Küste, als in ihrem Innern ist diese Terrasse mit zahlreichen isolierten Bergen von Tafelform bedeckt, deren bekanntester der Tafelberg der Kapstadt ist. Die zweite Terrasse geht ebenfalls von den Drakensteinbergen aus. Ihren Rand bilden zwei parallele Gebirgsketten, deren äußere (die Ceres-Berge, Swellendam-Berge, Lange-Berge, Outeniqua-Berge und die von letzteren durch die Lange Kloof geschiedenen Karadouw-Berge) am Kap St. Francis die Küste erreicht, während die innere Kette, beim Winterhoef (2085 Meter) von der äußern sich ablösend, durch das Koude Bokkewald, die Witte-Berge, Kleine und Groote Zwarte-Berge, die Kouga-Berge und das Große Winterhoef gebildet wird, in welchem letztern sie bei der Algoa-Bai endigt. Hinter der Algoa-Bai, wo die Küstenterrasse am tiefsten landeinwärts reicht, streicht noch eine dritte Kette nach Südost, der Kleine Winterhoef und die durch den Zondag-River von ihm getrennten Zuur-Berge. Kloofs, tief einschneidende Hohlwege, führen durch die einzelnen Ketten und sind mit vieler Mühe fahrbar gemacht worden: als Ausgangsthor nach der Algoa-Bai die Lange Kloof, nach Westen der Sir Lowry-Paß, die Hollands- und Bains-Kloof, als zur Großen Karroo führende Wege Karroo-Port, Roodezand-Kloof, Zout-Kloof, Gamka-Kloof u. s. w. Den Westrand bilden die vom Winterhoef ausgehenden Cedar- und die Cardou- und Olifant-Berge, zwischen denen sich der Doorn- und Olifantfluß hindurchwinden, und an die sich nordwärts die Karree-, Kamies- und Kopperminenberge anschließen, welche letzteren am Oranje endigen. Wie am Südrand bilden auch hier Kloofs die Zugänge von der Küstenterrasse zum Hochlande, die 904 Meter hohe Pfeniers-Kloof u. s. w. Die 80 000 □ Kilo-

meter umfassende Große Karroo, zu der wir nun gelangen, hat in ihrem westlichen Teil, der Bokkewald-Karroo, etwa 1100, im östlichen Teil 850 Meter Seehöhe. Sie ist keineswegs eine ununterbrochene Ebene, sondern, den mittlern Teil ausgenommen, mit Klippen- und Tafelbergen bedeckt: im östlichen Teil, dem Swart-ruggens, die Elands-Berge, im westlichen Teil der Große Tafelberg u. a. Nach Nordwesten stuft sich die Große Karroo allmählich ab, im Hantam-Berg, Onder-Bokkeveld und Lange-Berg, und bildet jenseits des 30.° südl. Breite einen reichgegliederten Abfall, in welchem isolierte Berge, der Vogel-Kiep und Rietberg bei Springbokfontein und Oskiep emporragen. Im Norden der Großen Karroo steigt steil das eigentliche Hochland auf, dessen der Südküste parallelen Rand die Roggeveld-, Nieuweveld-, Winter- und Koudeveld-Berge bilden, welche letzteren nördlich von Graaff-Reynet an die Schneeberge grenzen, die im Kompaß-Berg ihren



Kafferndoktor.

Kulminationspunkt erreichen. Von den Schneebergen ziehen sich mehrere parallele Höhenzüge, der Buffelshoef, Zwagershoef und Boschberg durch Britisch-Kaffraria zur Küste, im Großen Winterberg (2360 Meter) ihre größte Höhe erreichend, und ein anderer Höhenzug wendet sich nach Norden. Die Roode- und Zuur-Berge bilden dort die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Indischen Ozean und schließen sich an die Storm-Berge an, mit welchen der Rand des Hochlandes die Grenze der Kapkolonie überschreitet, um sich weiter nordwärts in den Draken-Bergen, dem mächtigsten Gebirge Süd-Afrikas, fortzusetzen. Der Aufstieg zum Hochlande durch die von der Karroo ausgehenden Pässe ist fast überall sehr beschwerlich, die Roggeveld-, Nieuweveld- und Winter-Berge monatelang mit Schnee bedeckt. Von seinem Süd- und Ostrand senkt sich das Hochland allmählich nach Norden und Westen, einförmig und wasserarm, in der Kette der bogenförmig von West

nach Ost streichenden Karree- und Pram-Berge übersät mit gewaltigen Kuppel- und Tafelbergen, und setzt sich in den Katkops-Bergen und dem Hartogsrand bis zum Oranje fort.⁷⁰⁾

Diese kurzen Angaben über die Bergformation und die hydrographischen Verhältnisse Süd-Afrikas erklären uns bereits, warum dort der Ackerbau zu gunsten der Viehzucht zurückgedrängt ist und bisher keine große



Strauß (*Struthio camelus*).

Verbreitung finden konnte. Daraus, daß ein großer Teil der Kapbevölkerung von Viehzucht lebt, darf man aber nicht den Schluß ziehen, daß das Land sich für keine andere Kultur eigne oder daß es etwa gar mit Vegetation so spärlich bedacht sei wie die nördlich vom Oranje gelegenen Gebiete. Die Spärlichkeit des Wassers verhindert

⁷⁰⁾ Siehe Dr. Josef Chavanne, Afrika im Lichte unserer Tage. Bodengestalt und geologischer Bau. Mit einer hypsometrischen Karte von Afrika. Wien, A. Hartlebens Verlag, 1881, Seite 84.

allerdings auf großen Strecken eine üppige Vegetation, aber so schlimm, wie die Verhältnisse zuweilen gemalt werden, sind sie keineswegs. „Selbst in modernen Publikationen über die südafrikanische Pflanzengeographie findet sich die Bemerkung, daß es überhaupt daselbst keine Bäume gebe, welche diesen Namen verdienten, und es scheint als hätten manche Heusammler durch solche geringschätzigte Bemerkungen ihrem Ärger Luft machen wollen, daß sie die stolzen Pflanzenformen nicht in ihre löschpapiernen Grabkammern einsargen konnten.“ Wir finden in Süd-Afrika noch echte Urwälder, in denen noch nie eine Axt erklingen ist, und manches uns jetzt heimisch gewordene Gewächs führt uns die Pracht der „Kapischen flora“ vor Augen. Wir lernen dieselbe schon an der Südspitze des Erdteils kennen, wenn wir die am Fuße des Tafelberges landeinwärts sich ausbreitende Landschaft durchwandern, wo das durch seine Weinberge berühmte Konstantia liegt. „Hier kommt der schroffe Kegel des Teufelsberges als landschaftlicher Hintergrund gewaltig zur Geltung, während der Tafelberg mehr zurücktritt und im Schatten liegt, sobald die westlich stehende Sonne abendliches Licht auf die bunte Bewachung der Abhänge sendet. Wenn dann ihre scheidenden Strahlen im schimmernden Laub der Silberbäume spielen, die gruppenweise sich aus dem Blumenteppeich erheben, wenn sie die Ericaceenbänke der felsigen Abhänge oder tiefer unten die blühenden Kronen der Pelargoniendickichte von Mannshöhe erglänzen macht, so gesteht man sich, daß es kaum einen schöneren Fleck Landes auf der weiten Gotteswelt giebt. Hier steht man mitten in der „Kapischen flora“, denn ringsum erheben sich die vielgestaltigen Proteaceen, welche dafür charakteristisch sind, bald niedrige polsterartige Bedeckungen des Bodens, bald selbst mittelhohe Bäume bildend.“ Neben diesen trifft man eine unermeßliche Fülle von Blumen, und unter diesen manchen Bekannten aus Europa. Da bedecken die Höhen und Abhänge die uns wohlbekannten Pelargonien, bunte Cinerarien, Gladiolusarten, Polygaleen, Lobelien und Helichrysen, auf den Flächen finden wir Liliengewächse und und Irideen, an sumpfigen Stellen die auch schon in Europa heimisch gewordenen Aroideen u. s. w. „Nicht sehr prunkend, aber durch ihre Massenhaftigkeit für die Kapflora charakteristisch sind die strauchförmigen Bruniaceen mit den dichten, nach Art der Trugdolden an den Zweigenden gehäuften Blütentöpfen, die wilde Sellery (*Bubon Galbanum*), Echiumarten, welche letzteren in der Blütezeit erheblich zum Schmuck der Bergabhänge beitragen, die Indigophora und *Oxalis*, sowie die durch den starken aromatischen Geruch der Blätter ausgezeichneten *Barosma*-Arten.“

Die schönsten und fruchtbarsten, mit einer wahrhaft tropischen Vegetation ausgestatteten Gegenden Süd-Afrikas sind jene, welche den Kaffern in schweren Kämpfen entrisen wurden, Natal und die angrenzenden Gebiete, aber auch das jetzt noch von den Sulu bewohnte Land zeichnet sich durch Fruchtbarkeit, durch vorzügliche Weidegründe und stellenweise auch guten Ackerboden aus.

In diesen Landstrichen betreten wir die jüngsten Erwerbungen Englands, durch welche teils in blutigen Kämpfen, teils im Wege friedlicher Annexion der englische Kolonialbesitz in Süd-Afrika im letzten Jahrzehnt bedeutend vermehrt wurde und durch welche England einerseits die Boerenrepubliken vom Meere und dem freien Verkehr mit anderen Nationen abzuschneiden suchte, während es andererseits sich ein weites Thor nach dem reichen Innern Afrikas öffnete. Die Kämpfe mit den Sulu, die Unterwerfung der Basuto und Betschuanen sind Etappen auf einer konsequent verfolgten langen Bahn. Die ersteren haben zwar bisher England keinen so großen Gebietszuwachs verschafft wie die letztere, aber trotzdem waren sie von hoher Wichtigkeit für die beiden südafrikanischen Schwesterkolonien, und sie bilden einen der wichtigsten Abschnitte in der neuern Geschichte des Kaplandes. Die blutigen Vorgänge im Südosten des Erdteils, welche mit der Zersplitterung des großen Sulu-Reiches endeten, auf dessen Trümmern England nach dem Grundsatz *divide et impera* seine Herrschaft zu begründen hoffte, können deshalb hier, so fern uns sonst die Schilderung kriegerischer Ereignisse liegt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Vieles von dem, was oben (siehe Seite 112) über die Kaffern überhaupt gesagt worden ist, gilt auch von den Sulu, aber der Unterschiede sind doch so viele, daß den letzteren eine besondere Betrachtung gewidmet werden muß. Das kriegerische Suluvolk erwies sich ja auch, als die Engländer mit ihm in Berührung kamen, als

ein gefährlicher Gegner, dem die Engländer trotz ihrer überlegenen Taktik und Ausrüstung in offener Feldschlacht erlagen.

Die Erfolge, welche die Sulu erzielt haben, verdanken sie dem autokratischen Regiment, das sich bei ihnen ausgebildet hatte. Der König besaß nicht nur unumschränkte Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen, sondern ihm gehörte auch aller Grund und Boden im Lande, sodaß alle Grundbesitzer im Sulu-Lande nichts mehr als Lehnsleute des Königs waren. Auf dieser Grundlage hatte sich das Abhängigkeitsverhältnis des Volkes so ausgebildet, daß ohne vorherige Erlaubnis des Königs kein neuer Kraal angelegt werden, daß der waffenfähige Mann nur mit Erlaubnis des Königs heiraten durfte u. s. w. Geduldig ertrugen die Sulu die Willkürherrschaft und die größten Grausamkeiten ihrer Könige, was umso auffälliger erscheint, als hier ein kräftiges, tapferes Volk, das in vielem einen fast spartanischen Sinn entwickelte, unter ein drückendes Joch gebeugt war. Auch in geistiger Hinsicht nehmen die Sulu eine hervorragende Stellung unter allen Eingeborenen Süd-Afrikas ein und zeichnen sich durch rege Phantasie, Redegewandtheit und ein Nachahmungstalent aus, welches sie zu geborenen Schauspielern macht.

Der Umsturz der patriarchalischen Verhältnisse, welche, wie bei allen Kaffern, auch bei den Sulu anfangs geherrscht hatten, vollzog sich zwischen den Jahren 1820 und 1830, als der Sulu-Häuptling Tschaka (Tzaka), d. i. der Feuerbrand, nach Beseitigung der kleineren Stammeshäuptlinge eine despotische Herrschaft aufrichtete. Der Name der Sulu war lange unbekannt geblieben, denn sie drangen erst am Anfang dieses Jahrhunderts von Norden her in die Gebiete der Kaffernstämme ein, welche Portugiesen, Holländer und Engländer bis dahin kennen gelernt hatten. Als Tschaka nach dem Tode seines Vaters Senzanyakonas Häuptling seines Stammes wurde, begann er jene Kriegszüge in die Nachbargebiete, auf denen seine Krieger allmählich eine Schulung im Waffenhandwerk erlangten, die sie zum Schrecken aller Feinde machte. Ein Kaffernstamm der Küste nach dem andern wurde dem Suluhäuptling unterthan und mußte ihm seine waffenfähige Mannschaft zur Verfügung stellen, die sofort in die Regimenter eingereiht wurde, aus denen die Sulu-Armee bestand.

In dieser Armee bildete sich eine eigene Taktik heraus, und zum erstenmale sahen sich Europäer in den Kämpfen mit den Sulu Eingeborenen gegenüber, welche nicht in regellosen Haufen zum Kampfe anrückten, sondern gleich den europäischen Truppen auf das Kommando ihrer Führer in wohlgeordneten, geschlossenen Gliedern Evolutionen ausführten, wie man sie bei Wilden nicht zu sehen gewohnt war. Strenge Manneszucht und tüchtige Schulung machten die Truppen des Sulukönigs trotz ihrer den Feuerwaffen gegenüber ungenügenden Ausrüstung zu einem nicht zu verachtenden Gegner. Zu diesen Eigenschaften gesellt sich noch eine wilde Tapferkeit und bewundernswerte Todesverachtung, welche sie ohne Rücksicht auf Verluste unaufhaltsam gegen den Feind vorstürmen läßt.

„Bei ihrem Angriffe nützen sie alle Vorteile des Terrains aus, hohe Grasfelder, Regenmulden, dichtes Gestrüpp zc., dichte Nebel, sowie die nächtliche Zeit, um dem Feinde so nahe als möglich zu kommen. Doch thun sie dies nicht, wie die Kolonial-Kaffernstämme, um sich zu decken, sondern einzig und allein, um den Feind zu überraschen. Ist dies jedoch nicht möglich, so gehen sie über eine unbebuschte Grasebene auf den Feind los, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich dabei Stunden lang einem kontinuierlichen Gewehrfeuer aussetzen müssen. Dadurch unterscheiden sie sich in ihrer Kampfweise im Allgemeinen von den Kolonial-Kaffern, Hottentotten und ihren Bastarden. Die ersteren greifen in der Regel im offenen Kampfe an, doch ziehen sie sich nach der ersten Niederlage sofort auf ihre bebuschten Höhen und den Niederwald zurück und setzen von hier aus den Guerillakrieg fort. Die Hottentotten zc. scheuen den offenen Kampf und ihnen ist im Allgemeinen nur die letztere Kampfweise eigen. Die Sulu hingegen zeigen eine Todesverachtung, wie sie sonst bei keinem afrikanischen farbigen vorkommt. Kopf, Brust und Füße mit tierischen Haaren, Hautstücken, Schwänzen oder Federn phantastisch geschmückt, eilen die Sulu unter gellendem Jauchzen oder dem Absingen eines ihrer kriegerischen Lieder ungeachtet des Kugelregens und der ihnen entgegenblühenden Bajonette gegen den Feind vor. Während ihres Sturmlaufes trachten sie sich mit ihrem Schilde zu decken, und indem die Linke, die den

Schild hält, zugleich einen Wurf- und zwei kurze Assagaie festhält, schwingt die Rechte einen Wurfassagai, mit dem der Mann in der Regel auf eine Entfernung von sechzig Schritten zu treffen weiß. Auf dreißig Schritte dem Feinde genähert, schleudert er den zweiten und ergreift, ununterbrochen heranstürmend, seine kurzen Assagaie, um sie im Handgemenge als Waffe zu benützen. Dabei geschieht es oft, daß die Sulu-Krieger, um freier auslegen und arbeiten zu können, den Schaft des kurzen Assagais abbrechen, um mit dem Eisenteile wie mit einem Dolche weiter zu kämpfen. Mit Vorliebe schieben sie die beiden Flügel ihrer Angriffskolonnen armartig vor, welche sie die Hörner ihrer Armee nennen. Während nun das Zentrum den Feind direkt angreift, suchen die beiden Flügel im weiten Bogen die feindliche Armee zu umgehen und zuerst ihren Nachtrab, dann ihre Flanken anzugreifen. Da dem Zentrum die schwierigste Aufgabe obliegt, so ist dieses nicht allein aus den Kerntruppen gebildet, sondern es hat auch eine Reserve von gleicher Stärke hinter sich. Siegt das Zentrum,



Sulu auf der Rückkehr von einem Raubzug.

so wird die Ausnutzung des errungenen Erfolges dem Reservekorps überlassen, dessen Aufgabe es ist, die Gefangenen auszurauben und die Verwundeten niederzumetzeln. Sind es Weiße, mit denen die Sulu kämpfen, so werden diese in der Regel entkleidet, und nicht selten geschieht es, daß dem Feinde der Unterleib aufgeschlitzt, oder die Leichen verstümmelt werden.“

Aus solchen Soldaten bestand die Armee, zu welcher Tschaka den Grund legte und die von seinen Nachfolgern vermehrt und weiter ausgebildet wurde, bis sie schließlich zu einer Macht answoll, an welcher alle Kriegskunst der mit Kanonen und Hinterladern ausgerüsteten Engländer zu schanden wurde. Tschaka selbst dachte noch an keinen Kampf mit den Weißen. Er war durch die Kriegszüge in die benachbarten Kafferngebiete vollauf in Anspruch genommen und unterhielt mit den Kolonisten freundliche Beziehungen, welche ihre Entstehung einer gewiß originellen Ursache verdankten.

Der große Eroberer Tschaka hatte nämlich auch seine schwache Seite, und diese war die Eitelkeit. Er wurde alt und seine Haare grau, und um beides zu verbergen, wandte er sich an die Engländer mit der Bitte, ihm ein Mittel anzugeben, durch welches weiße Haare schwarz gefärbt werden könnten. Es fand sich ein Mann, der dem eiteln Sulu-Fürsten das Gewünschte lieferte, und zum Lohn erhielt derselbe ein großes Stück Land bei Port Natal und das Recht, mit den Unterthanen Tschakas Handel zu treiben. Die Kolonie Natal, welche sich später aus dieser ersten Niederlassung entwickelte, verdankt also ihr Entstehen der Eitelkeit des Sulu-Häuptlings.



Sulu.

Trotz seiner gefärbten Haare vermochte jedoch Tschaka Macht und Ansehen nicht mehr lange zu behaupten. Seine eigenen Söhne ermordeten ihn, und einer derselben, Dingaan, bemächtigte sich der Häuptlingswürde. Unter diesem stieg die Heeresmacht der Sulu auf 100 000 Mann, aber nun kamen sie auch bereits mit den Europäern in Konflikt. Durch die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der englischen Behörden zur Auswanderung aus der Kapkolonie gezwungene holländische Bauern wollten sich in dem Gebiet zwischen dem Amrinikulu und Tugela niederlassen. Dasselbe war durch die Raubzüge Tschakas und Dingaans völlig entvölkert und verödet, aber die Bauern fanden es doch für geraten, mit dem Sulu-Fürsten in Unterhandlungen zu treten, um das Land, auf das er Ansprüche erheben konnte, käuflich von ihm zu erwerben. Sie sandten 40 ihrer angesehensten Männer in Dingaans Land, um dem Häuptling ihren Wunsch mitzuteilen und mit ihm

einen Vertrag zu schließen. Die Deputation wurde freundlich empfangen, aber hinter der Freundlichkeit Dingaans barg sich arger Verrat. Als die Bauern nach günstiger Erledigung ihrer Botschaft aufbrechen wollten, wurden sie plötzlich von großen Massen Sulu überfallen und niedergehauen. Dingaans überschritt sofort mit Heeresmacht den Tugela, um auch die im Lager auf die Rückkehr ihrer Abgesandten wartenden Bauern zu vernichten. Der verräterische Überfall wäre fast gelungen, aber die Verzweiflung der Bauern, welche nicht bloß ihr Leben, sondern Weib und Kind zu verteidigen hatten, siegte schließlich doch über die Übermacht, und die Sulu wurden unter großen Verlusten zurückgetrieben. Auch die Bauern hatten ihren Sieg teuer erkauft, denn mehr als 600 Männer, Frauen und Kinder waren von den wilden Krieger Dingaans niedergemetzelt worden. Heute noch heißt der Ort, an dem der Kampf um das Lager stattfand, zur Erinnerung an die schweren Verluste, welche die Auswanderer erlitten, „Weenen“.

Die Niedergemetzelten sind nicht ungerächt geblieben. Die Bauern erhielten durch neuen Zugang aus der Kapkolonie Verstärkung, auch 2 Kanonen wurden ihnen zugeführt, und Dingaans erfuhr gar bald, wie furchtbar der Feind werden konnte, den er sich durch seine Verrätereie geschaffen hatte. Die Bauern eroberten seinen Hauptkraal, brannten ihn nieder und verwüsteten weit und breit das Sulu-Land. Dingaans sah sich schließlich gezwungen, um Frieden zu bitten, und er erhielt denselben nur gegen unentgeltliche Abtretung großer Gebiete im heutigen Natal. Ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Sulu und den Bauern wurde durch den Friedensschluß nicht angebahnt, der blutige Krieg hatte vielmehr jenen unverföhnlichen Haß zwischen den beiden Gegnern hervorgerufen, der unter der Asche fortglühte und später noch oft zu hellen Flammen aufloderte.

Drei Jahre nach dem Überfall des Bauernlagers (1840) wurde Dingaans dasselbe Loos zuteil, das er seinem Vater bereitet hatte: sein Bruder Umpanda, das Haupt einer der vielen Kriege müden Friedenspartei, stürzte ihn und bemächtigte sich der Herrschaft. Unter diesem friedliebenden Häuptling nahm die Macht der Sulu rasch ab, und die Bauern fanden Gelegenheit, ihr Gebiet immer weiter auszudehnen. Aus Natal waren sie zwar, als England dasselbe 1845 in Besitz nahm und einen Gouverneur dorthin sandte, abermals ausgewandert und hatten sich nach Norden gewendet, um sich dort eine neue Heimat zu suchen, aber sie gewannen durch Verträge mit dem schwachen Umpanda und durch schlaue Ausnutzung derselben immer neue Landstrecken. Das Reich Dingaans war sehr zusammengeschmolzen, überdies durch Bürgerkriege zerrüttet und entvölkert, als (1872) Ketschwäyo die Regierung übernahm.

Ketschwäyo war ein Mann von nicht geringen Fähigkeiten, gerade der richtige Mann, wie ihn die Sulu brauchten, um den eingerissenen Verfall ihres Staatswesens aufzuhalten und ihr gesunkenes Ansehen zu erneuern. Er kam anfangs den Weißen freundlich entgegen, wahrte aber mit Entschiedenheit die Unabhängigkeit des Sulu-Landes und wies jeden Eingriff in seinen Machtbereich zurück. Da viele seiner Unterthanen vor seiner Verfolgung auf britischem Gebiet Schutz suchten und fanden, entwickelte sich allmählich ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen Ketschwäyo und den britischen Behörden in Natal, und es war bald offenbar, daß es früher oder später zu einem ernstlichen Konflikt kommen werde. England hatte keine Mühe gespart, sich die Freundschaft des Sulu-Fürsten zu erwerben, und hatte ihn auch nach seiner Krönung im Jahre 1873 feierlich als König der Sulu anerkannt. Ketschwäyos Erbitterung gegen die Engländer stieg jedoch wegen der unaufhörlichen Reibereien mit den Grenzbehörden immer mehr, und er begann sich zu einem Kriege gegen England vorzubereiten. Im Jahre 1878 hatte er bereits eine Armee von 40 000 Mann zur Verfügung, welche gut bewaffnet und eingeübt war und jeden Augenblick die britische Grenze überschreiten konnte.

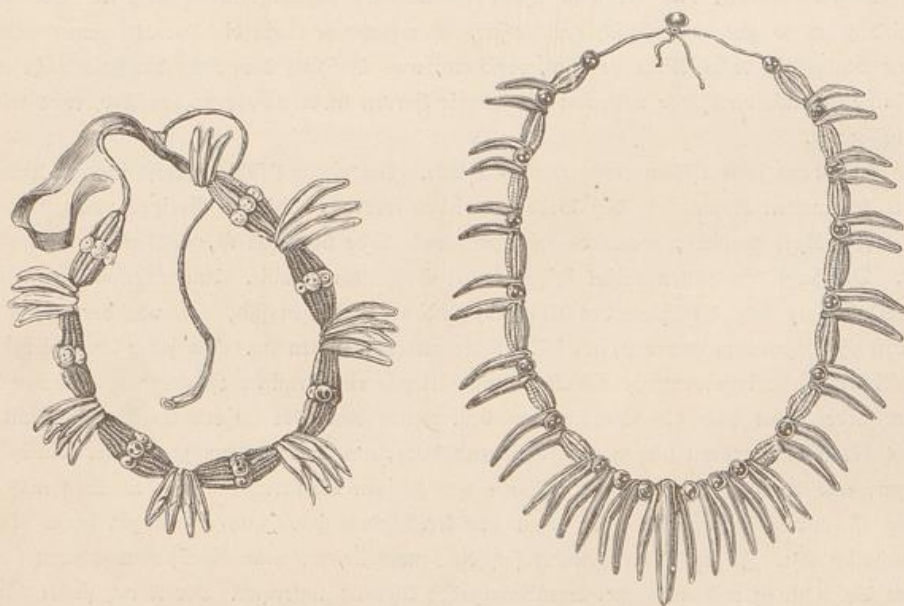
Bevor wir die Kämpfe der Engländer mit den Sulu schildern, wollen wir den Leser mit diesem Volke näher bekannt machen. Wir laden ihn ein, uns in ein Sulu-Dorf zu folgen, das soeben erst im Entstehen begriffen ist. Die Bevölkerung eines Kraals ist außergewöhnlich angewachsen, und infolge dessen hat sich ein Teil derselben entschlossen, unter Führung eines besonders angesehenen Mannes die bisherigen Wohnstätten zu verlassen und einen neuen Kraal zu erbauen. Man hat bald eine Stelle gefunden, die sich zur Anlage

deselben eignet, eine kleine Bodenerhöhung an einer sanft ansteigenden Berglehne, wie sie die Sulu mit Vorliebe für ihre Niederlassungen zu wählen pflegen. Dort wird nun nach den Anordnungen des Führers, der zwar zu dem Oberhaupt des Stammkraals in abhängigem Verhältnis bleibt, aber innerhalb des neuen Kraals unumschränkter Gebieter ist, zunächst ein großer Kreis abgesteckt, welcher mit einem Zaun von Dornestrüpp umgeben wird. Der Zaun ist so dicht, daß ein Feind, der nur über Suluwaffen verfügt, ihn nicht zu durchbrechen vermag, umsomehr, da derselbe in Kriegszeiten noch bedeutend verstärkt wird. Ein einziges Thor führt in den so umzäunten Raum. Nachdem dieser äußere Wall fertig gestellt ist, beginnt man die Isibaya, die Viehhürde, zu bauen, welche meist ebenfalls mit einem Dornenzaun, dort aber, wo das Material zu einem solchen selten ist, mit einem Wall von Steinen und Erde umgeben wird. Je nach dem Reichtum des Kraalherrn ist die Isibaya größer oder kleiner. Könige, welche große Herden besitzen, brauchen eine Isibaya, in welcher Tausende von Kindern Aufnahme finden können. In diesem Viehkraal werden außer den Herden auch noch die Erntetrügnisse untergebracht. Man gräbt große Löcher in den Boden, welche die Form eines umgekehrten Trichters haben, und birgt in ihnen die Vorräte an Kaffernkorn u. s. w. Die Öffnung des Trichters wird zwar so gut als möglich verschlossen, aber trotzdem bleibt die Vorratskammer selten von den Einflüssen des Stalles, in dessen Mitte sie liegt, verschont, was übrigens dem Sulu durchaus nicht ekelerregend erscheint. Nachdem auch die Hürde vollendet ist und die Herden in dieselbe getrieben sind, wird mit dem Bau der Hütten begonnen.

Der Sulu baut seine Hütten rings um die Hürde. Um einige Pfähle, welche in dem Mittelpunkt des für die Hütte bestimmten Raumes in den Boden getrieben werden, wird ein Gerippe von gebogenen Latten und Stäben aufgeführt, welches, wenn es mit Gras und Erde überdeckt ist, vollkommen einem Heuschaber ähnlich sieht. Die Zahl der Hütten richtet sich nach der Größe der Familie. Am weitesten nach außen, gegen den äußern Wall hin, steht die Hütte des Mannes, und an sie reihen sich, eine von der andern nur durch wenige Schritte Zwischenraum getrennt, im Bogen die anderen Hütten an. Da jeder Angehörige des neuen Dorfes in gleicher Weise baut, entsteht allmählich eine Menge ringsörmiger Häusergruppen, deren Mittelpunkt stets die Viehhürde bildet und die sämtlich von dem weiten Ring des äußern Walles umspannt sind. Die Hütten sind 4 bis 5 Meter breit und gerade genügend hoch, um einem Mann zu ermöglichen, in ihnen aufrecht zu stehen, also etwa 6 Fuß hoch, da Männer von solchem Körpermaß unter den Sulu nicht selten sind. Der Eingang ist nur 3 Fuß hoch, sodaß man nur kriechend in das Innere gelangen kann. Dort sieht es nicht sehr wohnlich aus. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, wo man die Speisen zubereitet und abends ein Feuer zur Beleuchtung und auch zur Erwärmung des Raumes unterhält. Der Rauch findet keinen andern Ausgang als durch die Thür und durch die Ritzen in der Decke. Der Aufenthalt in solch einer Hütte ist daher sehr unangenehm, und von ferne gesehen gleicht sie mit dem durch die Grasdecke dringenden Rauch einem rauchenden Meiler. Von Einrichtungsgegenständen ist in der Hütte nicht viel vorhanden: Holzklöße dienen als Sitze, einige wollene Decken sind auf dem Boden ausgebreitet, und außer ihnen gewahren wir noch einige steinerne Gefäße, die für das Amabele-Bier bestimmt sind. Löffel, hölzerne Stäbe und ein hölzernes Keilkissen — das ist alles, was zum Hausrat eines Sulu gehört, und dabei sind die Holzklöße noch ein Luxusartikel und nicht überall vorhanden. Man kann allerdings ohne Scheu sich auf dem Boden niederlassen, denn derselbe ist hart und eben, und die Sulu verwenden auf seine Herstellung und Erhaltung große Sorgfalt.

In dem neuen Kraal, der so entstanden ist, beginnt sich alsbald ein reges Leben und Treiben zu entfalten. Die aufgehende Sonne findet bereits Groß und Klein bei der Arbeit. Die Männer begeben sich in die Viehhürde, welche die Frauen nicht betreten dürfen, um das Vieh zu besorgen. Die eigentliche Arbeit dabei bleibt den Knaben überlassen, die erwachsenen Männer beaufsichtigen dieselben bloß, indem sie Tabak schnupfend oder wilden Hanf rauchend zusehen, aber jeder Sulu kennt doch genau die Tiere seiner Herde. Sie durch Biegen der Hörner, durch Einbrennen von Zeichen und durch Bemalung zu schmücken, ist seine Haupt Sorge. Während die Männer dem von den Knaben auf die Weide getriebenen Vieh folgen, sind die Frauen

damit beschäftigt, ein zum Anbau geeignetes Stück Land umzugraben und Mais (Amabele) oder Hirse (Ambila) zu säen. Zu Mittag kehren sie in den Kraal zurück, um die Mahlzeit für die Männer zuzubereiten. Inmitten der Hütte wird Feuer angemacht, ein Topf mit Mais oder Hirse gefüllt, Wasser aufgegossen, ein gut schließender Deckel darauf gesetzt und überdies noch der Rand mit Kuhmist zugeschmiert, und der Topf dann auf drei Steinen ins Feuer gesetzt. Nachdem der Mais genügend gekocht ist, schüttet man ihn auf eine in der Mitte vertiefte Steinplatte und zerreibt ihn auf derselben mit einem Stein. Die zerriebene Masse wird mit saurer Milch (Amasi) vermischt genossen und bildet das Leibgericht der Sulu. Außerdem wird ebenfalls in einem verkitteten Topfe Fleisch gekocht oder an Stäben, welche in den Boden gesteckt werden, gebraten. Die Gerichte sind kaum fertig, so finden sich schon die Männer ein, sie setzen sich aber nicht zu einem gemeinsamen Mahle nieder, sondern jeder zieht sich mit seinem Topf an irgend ein stilles Plätzchen zurück, wo er ungestört und unbeobachtet seine Portion verschlingen kann. Zum Essen der Amasi und des Mais bedient

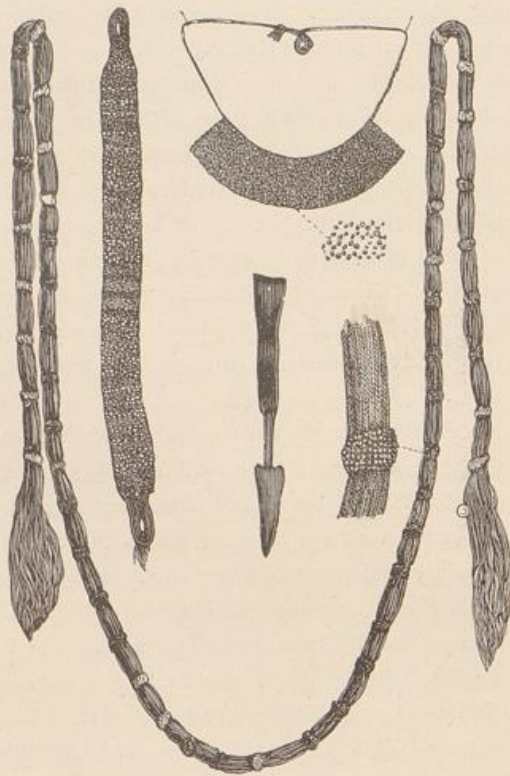


Schmuckstücken der Sulu.

man sich hölzerner Löffel, welche von den Männern geschnitten werden, das Fleisch dagegen wird in großen Stücken vorgelegt, von denen jeder mit seinem Messer soviel abschneidet, als ihm behagt, und es dann mit den Fingern zum Munde führt. Wohlhabende Sulu haben auch eine reichhaltigere Speisenkarte für ihre zwei Tagesmahlzeiten: außer Fleisch und der Grütze mit Amasi noch Gemüse und Bier, und während des Essens wird stets viel Tabak geschnupft und hin und wieder ein Pfeifchen Dacha oder Tabak geraucht. Nach der Mahlzeit geht jeder wieder wie am Vormittag seiner Beschäftigung nach, und erst um 7 Uhr abends findet sich die ganze Bevölkerung abermals im Kraal ein, um eine zweite Mahlzeit einzunehmen, nach welcher alle bald ihr Lager aufsuchen. Nach 9 Uhr ist es in einem Suludorfe bereits totenstill.

So verläuft im Leben des Sulu ein Tag wie der andere, und nur Kriegszüge oder besondere Festlichkeiten bringen einige Abwechslung in dasselbe. Viel Leben bringt eine Hochzeitsfeier in das Dorf. Die Braut wird festlich geschmückt nach der Hütte des Bräutigams geführt, und alle Verwandten der Braut bilden, mit ihrem besten Schmuck behängt, ihr Gefolge. Mit ihr werden dem Bräutigam zwei Rinder zuge-

führt, eins als Opfertier, durch dessen Schlachtung dem neuen Hausstand der Schutz der höheren Mächte gesichert werden soll, während das andere bestimmt ist, gleichsam den Keim einer neuen Herde zu bilden, nachdem der Viehbesitz des Bräutigams durch den Brautkauf sehr zusammengeschmolzen ist. Zum Hochzeitsmahl werden zwei Ochsen geschlachtet, und unter Gesang und Tanz bleiben die Gäste so lange beisammen, bis der letzte Bissen verzehrt ist, denn das Herkommen schreibt vor, daß von dem Fleisch der Hochzeitsochsen nichts übrig bleiben darf. Bei einigen Stämmen ist es auch Sitte, eine mit Wasser und Perlen gefüllte Kürbislafche der Braut zu überreichen, welche daraus die Hände des Bräutigams und ihrer Freunde besprengt, worauf jener die Flasche übernimmt, um nun die Hände der Braut und seiner Freunde mit Wasser zu be-



Allerlei Schmuck der Sulu.

sprenge. Zum Schluß werden die Perlen auf den Boden geschüttet, und jeder sucht so viele als möglich zu erhalten.

Jeder Sulu nimmt soviel Frauen als er zu kaufen vermag. Den Kaufpreis bildet stets Vieh, und das Mädchen erhält jener, der das meiste Vieh für dasselbe zahlt. Die Frauen selbst schätzen ihren eigenen Wert nach dem Vieh, welches ihr Vater für sie erhalten hat. Obwohl theoretisch unbeschränkt, wird jedoch die Polygamie auch bei den Sulu durch dieselben Umstände beschränkt, welche ihr bei vielen anderen Völkern eine Schranke setzen: durch die zu geringe Zahl der Frauen und die Kostspieligkeit ihres Unterhaltes. In kriegerischen Zeiten, wie unter der Regierung Tschafas und Dingaans, blühte die Polygamie, da damals viele Männer den Tod in Schlachten fanden und dadurch das Verhältnis der Kopfzahl der beiden Geschlechter zu gunsten des weiblichen verändert wurde, während überdies die Krieger viele Frauen als Beute heimbrachten.

In Friedenszeiten wird es dagegen manchem Mann recht schwer, eine Frau, geschweige denn mehrere zu nehmen.

Noch unter Ketschwäyo wurde sehr streng darauf gesehen, daß kein waffenfähiger Mann ohne Erlaubnis seines Häuptlings heiratete. Der König erteilte gewöhnlich die Erlaubnis ganzen Regimentern in Bausch und Bogen, und die Heiratskandidaten pflegten dann als äußeres Abzeichen einen Kopfring zu tragen. Es kam auch häufig vor, daß Könige irgend einem reichen Unterthan eine ihrer eigenen Frauen überließen, ein in die Form einer Ehrenbezeugung gehülltes Erpressungsverfahren, da solch eine Schöne aus dem königlichen Hause stets gut bezahlt werden mußte. Der gewöhnliche Kaufpreis für eine Frau beträgt 4 bis 6 Rinder, doch für Häuptlingstöchter werden 25 bis 100 Rinder gezahlt, und dabei muß der Mann gewärtig sein, daß die Verwandten seiner Frau sich noch mit einer Nachforderung einstellen, wenn diese sich als besonders brauchbar erweist, namentlich wenn sie viele Kinder gebärt. Dem Gatten steht dagegen das Recht zu, eine Frau, welche nicht zu leisten vermag, was von ihr erwartet wurde, den Eltern zurückzuschicken und Wiedererstattung des Kaufpreises zu verlangen, doch sind, da die Eltern es dann an Winkelzügen und Ausflüchten nicht fehlen lassen, durch welche die Entscheidung verschleppt wird, solche Fälle selten. Der Mann zieht es meistens, wenn ihm der Beweis der Untauglichkeit seines Weibes zu sehr erschwert wird, vor, dasselbe der Rechte einer Gattin verlustig und zur Sklavin zu erklären und sich nach einer andern Frau umzusehen. Von einer Ehe in unserem Sinne kann demnach bei den Sulu nicht die Rede sein. Unter den Frauen eines Sulu ist jene die angesehenste, welche den meisten Töchtern das Leben geschenkt hat, denn sie hat dann mehr als die anderen zur Vermehrung des Reichthums der Familie beigetragen. Eifersucht ist den Sulu-Frauen unbekannt, es kommt vielmehr häufig vor, daß Frauen in älteren Jahren selbst den Gatten drängen, ein neues Ehebündnis einzugehen, damit die Familie in der jungen Frau eine frische Arbeitskraft gewinne und durch dieselbe ihnen die Arbeit abgenommen werde.

Die Frauen sind für eine Sulu-Familie ein umso größerer Gewinn, da sie viel arbeiten und zur Vermehrung des Reichthums ihres Gatten beitragen, ohne demselben große Auslagen zu verursachen. Im Sulu-Land belastet die Toilette der Frau das Budget des Gatten nicht, denn inbezug auf Bekleidung sind dort beide Geschlechter von einer Bedürfnislosigkeit, welche umso mehr überrascht, als das Klima des Landes kein derartiges ist, daß Nacktheit damit vereinbar erscheinen könnte. Prof. Raquel meint daher, die vorwiegende Nacktheit, welche der Grundzug der Sulu-Tracht ist, weise vielleicht nebst anderen Thatfachen auf eine Herkunft der Sulu aus tropischer Gegend. Knaben und Mädchen gehen bis zum 6. oder 8. Jahre völlig nackt, nachher tragen sie, an einem Riemen um die Hüften gehängt, eine Schürze, welche für Jünglinge aus Fellen, für Mädchen aus einer mit Perlen besetzten halben Kuhhaut verfertigt wird. Jünglinge und Männer tragen die 20 bis 25 Centimeter breite und etwa doppelt so lange Schürze nur außerhalb des Kraals. Rückwärts hängt von dem Riemen, an dem die Schürze befestigt ist, ein etwas breiteres Fell, Umucha, herab, und Krieger lieben es, die Schürze durch Streifen buschigen Felles, durch Schwänze von Ochsen oder Wildkatzen zu ersetzen. Fußbekleidung ist nicht üblich, nur zu längeren Märschen werden Sandalen angelegt. Eine Ausnahme von der allgemeinen Nacktheit bilden nur die Frauen der Häuptlinge, welche zuweilen eine gegerbte Rinds- oder ein Stück europäischen Tuches tragen, in das sie sich wie in eine Toga einhüllen. Viel mehr Sorge als die Bekleidung bereitet Frauen und Männern der Kopfputz. Knaben und Mädchen tragen das Haar lang, und erst mit dem Eintritt der Mannbarkeit wird es beschnitten. Bei dem Jüngling läßt man um den Wirbel einen Kranz Haare stehen, welcher 10 bis 12 Centimeter im Durchmesser mißt, während die Jungfrau nur einen Schopf auf dem Wirbel behält und das übrige Haar abrasiert wird. Eine Sulu-Schöne braucht zu ihrem Haarputz trotzdem bedeutende Mengen Fett und Ocker. Auch die Männer schmieren ihr Haar mit denselben, außerdem noch mit Gummi, mit welchem Kohle und Rindssehnen vermischt wurden, in Folge dessen der Haarfranz hart und glänzend wird, sodaß er wie eine lederne Kappe aussieht. Als Schmuck sind vorzüglich Perlen beliebt; außer diesen werden Federn im Haar getragen, Fingerringe mit funkelnden Steinen, als Halsgehänge

allerlei Amulette, in den erweiterten Ohrläppchen Schnupftabaksdosen, von Kriegern erzene Armringe, welche ihnen vom König als Lohn für bewiesene Tapferkeit verliehen wurden, u. s. w.

Als Waffen dienen den Sulu Speer, Keule und Schild. Bis auf Tschaka führten die Sulu nur die Inkusa, eine aus einem bis 2 Meter langen Schaft mit einer schmalen eisernen Klinge bestehende Lanze, welche etwa 10 Centimeter lang ist. Die Sulu treffen auf bedeutende Entfernung mit solchen Lanzen, deren sie stets ein ganzes Büschel in den Kampf mitnehmen, mit großer Sicherheit ihr Ziel. Durch Tschaka wurden die Stoßspeere, Affagaien eingeführt, welche an dem 1 Meter langen Schaft eine 15 Centimeter lange und 2 bis 3 Centimeter breite, zweischneidige Stahlklinge haben. Durch die Einführung dieser Waffe wurde die ganze Kampfweise der Sulu umgestaltet, da nun an die Stelle des Fernkampfes der Nahkampf trat. Die Affagaie spielte nun im Kampfe dieselbe Rolle wie unser Bajonett. Am linken Arm trugen die Krieger einen Schild von ovaler Form, groß genug, daß sein Träger in gebückter Haltung sich ganz hinter ihm verbergen konnte. Er war aus Ochsenhaut verfertigt, an der Außenseite schwarz, weiß und rot bemalt, auch schwarz-weiß gestreift oder gefleckt und am obern Ende mit einem Federbusch oder einem Ochsen- oder Leoparden-schwanz geschmückt. Die Regimenter unterschieden sich durch die Farbe ihrer Schilde, und die Verleihung eines Schildes durch den König galt als große Auszeichnung, der Verlust eines Schildes dagegen als schmachvoll, weshalb sorgsam darauf geachtet wurde, daß die Schilde der Gefallenen nicht in die Hände des Feindes gerieten. Gegen Schußwaffen gewährte solch ein Schild selbstverständlich keinen Schutz, und er war auch wegen seiner Größe sehr hinderlich, sowohl bei der Verfolgung, als auf der Flucht.

Feuerwaffen führten die Truppen Ketschwäyo nicht, aber ihre tollkühne Tapferkeit, ihre Todesverachtung, ihre strenge Disziplin und die gewaltige numerische Übermacht schufen aus ihnen Gegner, welche nicht zu verachten waren. Die Engländer unterschätzten auch diesmal den Feind, in den Sulu nur Wilde sehend, welche europäischen Truppen unbedingt erliegen mußten. Schon der erste Zusammenstoß mit diesen Wilden sollte sie eines andern belehren.

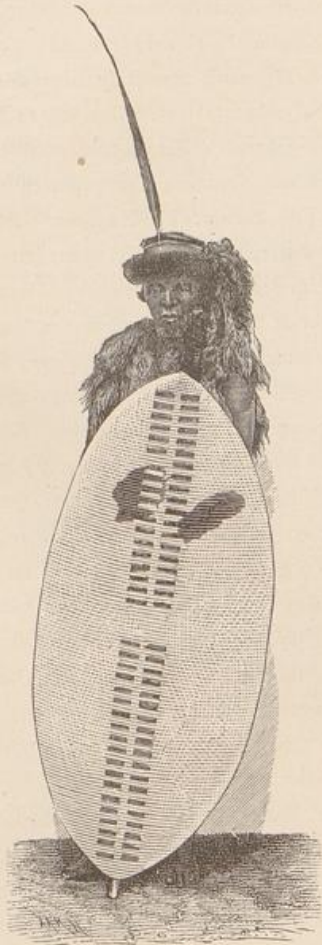
Die Veranlassung zum Streit mit England gab die Rache that eines beleidigten Ehegatten. Eine Ehebrecherin hatte sich aus Sulu-Land nach Natal geflüchtet, ihr Mann folgte ihr und erschlug sie, wozu ihn die Sitten seines Volkes berechtigten. England sah jedoch darin eine Verletzung der bestehenden Verträge und verlangte die Auslieferung des Mörders, und als Ketschwäyo unter allerlei Vorwänden dieselbe verzögerte, rückten alsbald englische Truppen über den Tugela. Sie überschritten den Fluß in 2 Kolonnen, in der festen Zuversicht, den Sulu-König bald um Frieden bitten zu sehen, aber der Feldzug nahm wider Erwarten ein klägliches Ende. Die nördlichere der beiden Kolonnen, welche die Grenze bei Rorkes Drift (furt) überschritten hatte, stieß bei Isandhlwana auf den Feind. Die Engländer waren 1400 Mann stark, der Feind aber gebot über viele Tausende. Vergebens kämpften die Engländer wie Helden, alle Tapferkeit erwies sich der erdrückenden Übermacht gegenüber nutzlos. Die englische Kolonne wurde vollständig vernichtet, und der Sieg der Sulu war umso bedeutender, als er nicht durch Überfall, sondern in offener Feldschlacht errungen war. „Daß indessen die englischen Historiographen Isandhlwana nie eine Schlacht, sondern stets ein „Massacre“ oder „Disaster“ nennen, ist mehr wie thöricht. Sobald die Engländer besiegt werden, wie ihnen das in den letzten Jahren häufig genug passiert ist, so wird aus dem Gefecht eine „Mezelei“, ein „mörderisches Hinschlachten“, während jedes Niederbrennen eines wehrlosen Negerdorfes oder das Beschießen einer offenen Stadt seitens der Engländer Grund zur Neubekung verschiedener Lords und zur Dekorierung einiger Protegés Anlaß giebt.“ Wenn man aber auch in diesem Falle versuchen konnte, der Welt gegenüber die Bedeutung der Niederlage abzuschwächen, in der Kolonie ließ sich dieselbe nicht verdecken. Dort erfuhr man mit Entsetzen die Schreckensbotschaft und machte sich auf das Schlimmste gefaßt, denn jeden Augenblick konnte nun die Nachricht eintreffen, daß die Sulu ihren Sieg verfolgten, den Tugela überschritten und in die wehrlose Kolonie einfelen. Die Wenigen, welche dem Blutbad entronnen waren — darunter etwa 40 Weiße — berichteten grauenhafte Einzelheiten von dem Kampfe. Der Oberbefehlshaber, Lord Chelmsford, hatte, während er mit der Hauptmacht

den fliehenden Feind verfolgte, nur 6 Kompagnien des 24. Regimentes mit 2 Kanonen und 2 Raketen-Batterien, 104 Berittene und etwa 800 bewaffnete Eingeborene in dem Lager unter Kommando des Obersten Durnford und des Oberlieutnants Pulleine zurückgelassen. Diese beiden Offiziere ließen die gewöhnlichste Sorgfalt außer Acht und gingen in ihrer Geringschätzung des Feindes soweit, daß sie weder das Lager durch Befestigungen schützten, noch durch die Kavallerie die Umgegend durchforschen ließen, um sich zu versichern, daß kein Feind in der Nähe sei. Schon am nächsten Morgen, dem 22. Januar, zeigten sich auf den Höhen einzelne Sulu, und bald rückten sie von allen Seiten in dichten Haufen heran. Die Engländer beschloßen, ihnen in offenem Felde gegenüberzutreten, und stellten sich außerhalb ihres Lagers in Schlachordnung auf. Das Feuer der Henry-Martini-Gewehre richtete zwar große Verheerungen unter den Anstürmenden an, aber das Vordringen des Feindes vermochte es nicht aufzuhalten. Wo ein Sulu fiel, trat sofort ein anderer an seine Stelle, und je mehr derselben das Feuer der Engländer niedergestreckt, desto größer schien ihre Zahl zu werden. Die schwarzen Gestalten schienen aus dem Boden hervorzuwachsen, halbmondförmig dehnten sich, während sie in tiefen Gliedern vordrangen, die Flügel nach rechts und links hin aus und umschloßen allmählich das Häuflein dem Tode verfallener Engländer von allen Seiten. Nun zeigte es sich, welchen großen Fehler die Engländer durch das Verlassen des Lagers begangen hatten. Die Sulu bemächtigten sich desselben und der dort angehäuften Vorräte, und die Engländer, die sich bald verlohren hatten, konnten sich nicht mit neuer Munition versehen. Sie versuchten sich des Feindes mit dem Bajonett zu erwehren, aber dieser Widerstand war von kurzer Dauer. Die Wucht des feindlichen Angriffes sprengte die kleine Schaar auseinander, und ein entsetzliches Gemetzel begann. Fast 1400 Mann wurden niedergemacht oder ertranken auf der Flucht in den Wellen des Tugela. Am Abend erschien Lord Chelmsford, der ebenfalls tagsüber Kämpfe zu bestehen hatte, auf dem Schlachtfelde und fand das Lager von den Sulu besetzt. Es gelang ihm zwar, dieselben zu vertreiben und das Lager wieder zu besetzen, aber er hielt es nicht für ratsam, hier einen neuen Angriff der Sulu abzuwarten, und zog sich noch in der Nacht nach Rorkes Drift zurück.

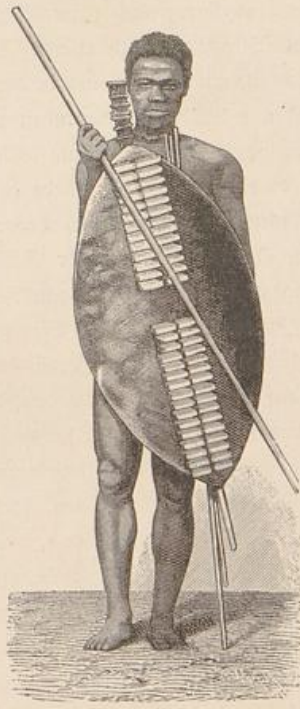
Die rechte Flügelkolonne unter Oberst Pearson war indessen etwa 40 Kilometer nordwärts vom Tugela bis Ekowe vorgedrungen. Dort wurde sie von den Sulu umzingelt und verschanzte sich. Durch die Niederlage bei Isandhlwana wurde aber ein Entsatz unmöglich, und die Eingeschlossenen mußten monatelang unter großen Entbehrungen, durch Krankheiten dezimiert, allein die Angriffe des Feindes abwehren. Man kannte im englischen Hauptquartier ihre verzweifelte Lage, denn der von dem Ingenieur Henry C. Mance erfundene Heliograph ermöglichte eine Verständigung mit ihnen, aber Hilfe konnte man ihnen erst bringen, nachdem die Verstärkungen eingetroffen waren, welche man eiligst aus Indien, Ceylon, England u. s. w. heranzog. Erst am 3. April, als die Not der Belagerten schon den Gipfelpunkt erreicht hatte, wurden sie durch Lord Chelmsford entsetzt. Die Sulu, welche noch am 12. März abermals ein englisches Detachement am Intombi-Flusse überfallen und vernichtet hatten, sahen nun das Kriegsglück sich wenden. Größeren Truppenmassen gegenüber nützte ihre Übermacht nichts, sie wurden in mehreren Gefechten geschlagen, und schließlich geriet am 28. August Ketschwäyo selbst bei Mundi in Gefangenschaft.

Es muß überraschen, daß Ketschwäyo nach dem Siege bei Isandhlwana nicht in das englische Gebiet eindrang. Ein rascher Vorstoß über den Tugela hätte damals die englische Herrschaft ernstlich bedrohen können. „Hätte Ketschwäyo, der anscheinend über seinen glänzenden Sieg selbst verblüfft war, einen europäischen Berater zur Seite gehabt, der ihn zur Verfolgung seines Sieges aufgestachelt hätte, so ist gar kein Zweifel, daß nicht nur kein Engländer lebend aus Sulu-Land herausgekommen wäre, sondern daß die Sulu 3 Tage später Pietermaritzburg und Durban eingeäschert hätten. Man bedenke nur, daß Ketschwäyo über eine straff disziplinierte Armee von 40000 Mann verfügte, denen die Kolonie nur ein paar Bataillone Rekruten und einige Fähnlein Freiwillige entgegenstellen konnte, und daß ferner nach dem ersten entscheidenden Siege alle anderen Kaffernstämme, zumal die Pondos und Galekas, gegen England aufgestanden wären.“ Einen Berater, wie er ihn brauchte, hätte Ketschwäyo in seinem Freund und „Bruder“ John Dunn finden können,

einem Abenteuerer, der unter den Sulu aufgewachsen war, später als Jäger und Händler an der Grenze lebte und für den tüchtigsten Schützen zwischen dem Tugela und den Drakenbergen galt. Derselbe hatte allerlei Gefindel um sich gesammelt, dasselbe militärisch organisiert und sich durch glückliche Raubzüge in das Sulu-Land so gefürchtet gemacht, daß eines Tages Ketschwäyo vor seinem Kraal erschien und ihm seine Freundschaft anbot. Dunn ging den Bund ein, leistete Ketschwäyo Beistand gegen seine Feinde und erhielt als Lohn für denselben einen großen Landstrich nördlich vom Tugela, den man auf den Karten als John Dums Land bezeichnet findet. Als die Engländer 1878 den Tugela überschritten, bemühten sie sich vergebens, John Dunn



Verheirateter Sulufrieger.



Unverheirateter Sulufrieger.

auf ihre Seite zu ziehen, aber nach der Niederlage von Jsandhlwana schloß er sich ihnen in einer Anwandlung unerwarteter Hochherzigkeit an und zerriß alle Bande, die ihn an Ketschwäyo fesselten. Diesem Bundesgenossen, der ihm kampfgewöhnte Truppen zuführte, verdankte England die Abwendung namenlosen Unheils von seiner Kolonie, denn Dunn besaß unter den Sulu fast ebensoviel Einfluß wie Ketschwäyo, und der Eindruck, den sein Übertritt hervorbrachte, war ein nachhaltiger, während andererseits, wenn er auf Ketschwäyos Seite geblieben wäre, dieser seinen Sieg gewiß bis aufs Äußerste ausgenutzt hätte. In Durban, erzählt W. Joest, der Gelegenheit hatte, das Manuscript der Memoiren John Duns einzusehen, flohen viele auf die Schiffe,

andere verschanzten sich mit Säcken und Schießcharten in ihren Häusern, der erste Beamte der Stadt brannte nach Kapstadt durch, die tapferen „Volunteers“ weinten vor Angst, als sie ausrücken sollten, und ein Major bekam vor Furcht die Cholera nostras. Ketschwäyo aber saß unthätig im Sulu-Land, niedergeschlagen über den Abfall John Dunns, den er beweinte wie den Tod eines Bruders.

Der Krieg gegen Ketschwäyo hat durch einen Zufall eine größere Bedeutung erlangt als von einem Krieg mit Wilden zu erwarten war, und er hat sogar auf europäische Verhältnisse einen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Die Asagaie eines Sulu setzte dem Leben eines thatendurstigen Jünglings ein Ziel, der ans Kap gekommen war, um als Freiwilliger in den Reihen der Engländer zu kämpfen, durch Beweise von Tapferkeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und den Glanz eines Namens wieder aufzufrischen, welcher seit einem unheilvollen Septembertage alle seine frühere Popularität eingebüßt hatte. Prinz Louis Napoleon, der Sohn und Erbe Napoleons III., fand, bei einer Refognoszierung von Sulu überfallen, den Tod.⁷¹⁾

Am 31. Mai hatte die erste Division der Kolonne Newdigate jenseits des Blood-River, etwa $\frac{1}{2}$ Meile von Kopje Allein ein Lager bezogen, und am Morgen des folgenden Tages traf auch der Rest der Kolonne ein, worauf diese gegen Itelesi vorrückte. Prinz Napoleon und Leutnant Carey waren schon um 8 Uhr aufgebrochen und der Avantgarde vorangeeilt. Es handelte sich darum, die Angaben richtig zu stellen oder zu bestätigen, welche Leutnant Carey nach einer Tags vorher unternommenen Refognoszierung über die von der Kolonne zurückliegende Straße gemacht hatte. Lord Chelmsford wollte denselben keinen Glauben schenken und bestritt die Möglichkeit, mit der Kolonne in der angegebenen Richtung vorzudringen, da ein 300 Fuß breiter Hohlweg zu überwinden wäre. Um Gelegenheit zu finden, seine Angaben zu bestätigen, schob Leutnant Carey den Prinzen Napoleon vor. Derselbe konnte leicht die Bewilligung einer Eskorte zu einem Ritt nach Itelesi erhalten, und einmal dort angekommen, würde es nicht schwer sein, ihn zu bewegen, bis Ityotyosi weiter zu reiten. Sie könnten, wenn sie sich beeilten, bevor jemand ihre Abwesenheit bemerkt hätte, wieder im Lager eingetroffen sein. Der Prinz, der vor keiner Gefahr zurückschreckte, war sofort bereit, und Colonel Harrison gab seine Einwilligung zu dem Plan. Es fanden sich nur 4 Freiwillige und ein Kaffer, welche den Prinzen begleiten wollten; in Itelesi sollten sich der Expedition noch 6 Basutos anschließen und diese sie dort erwarten. Als aber nach halbständigem Warten in Itelesi die 6 Basutos noch nicht eingetroffen waren, brach die kleine Schaar auf und ritt auf die Höhen, welche das Thal des Ityotyosi umsäumen, wo der Prinz und Leutnant Carey eine Karte entwarfen. Dann ritten sie zu einem Kraal hinab, stiegen von den Pferden, nahmen ihnen die Sättel ab und ließen sich vor einer Hütte nieder. Leutnant Carey behauptet, daß die unvernünftige Wahl dieses Halteplatzes nicht sein Werk gewesen, sondern der Prinz selbst, der keinen Widerspruch duldete, dies angeordnet habe. Die Bewohner des Kraals, welche bei der Annäherung der Reiter geflohen waren, sahen wahrscheinlich von den Bergen, daß der Feinde nur wenige waren, daß sie ihre Pferde abgefattelt hatten und Kaffee kochten, und sie beschloßen, die Sorglosen zu überfallen. Von einem Hinterhalt, in den der Prinz geraten, kann nicht die Rede sein; das Unglück wäre zweifellos vermieden worden, wenn man nicht alle Vorsicht außer Acht gelassen hätte. Der Weg, den die geflohenen Sulu zurückzulegen hatten, muß lang gewesen sein, denn sie erreichten den Kraal erst, als die Reiter bereits ihre Pferde gefattelt hatten und sich zum Aufbruch vorbereiteten. Als die Sulu anstürmten, saßen alle Begleiter des Prinzen bereits im Sattel. Leutnant Carey sprengte sofort davon, und die anderen folgten ihm. Auch das Pferd des Prinzen, der noch nicht aufgestiegen war, setzte sich in Galopp, es scheint aber, daß es dem Prinzen doch noch gelang, es zu erreichen und sich an einen der Sattelsäcke anzuklammern, um sich in den Sattel zu schwingen. Da riß die Kette, welche die Säcke verband, und der Prinz stürzte zu Boden. Nun war er verloren. Die Flüchtlinge sahen sein Roß ohne den Reiter ankommen, aber sie dachten nicht daran, umzukehren und ihm beizustehen. Dem Prinzen blieb nichts anderes übrig, als sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Die vielen Wunden an den Armen der später auf-

⁷¹⁾ Déléage, Trois mois chez les Zoulous. Paris, E. Dentu, 1879.

gefundenen Leiche lassen vermuten, daß die Sulu ihn entwaffnen und gefangen nehmen wollten, aber der Prinz wehrte sich so lange, bis eine Affagaie sein rechtes Auge durchdrang und ihn tot niederstreckte.

Seine Begleiter suchten später ihre schimpfliche Flucht zu beschönigen und sich zu rechtfertigen, aber es ist ihnen und namentlich dem Leutnant Carey nicht gelungen, den Beweis zu führen, daß sie ihre Pflicht erfüllt haben. Die Leiche wurde am folgenden Tage völlig nackt aufgefunden. Man zählte an ihr 17 Wunden, aber der Bauch war nicht, wie dies Sulu-Brauch ist, aufgeschlitzt. Sie wurde nach England gebracht und im Park von Camden beigesetzt, an der Stelle aber, wo der Prinz getötet worden, erhebt sich heute ein einfaches Denkmal, welches die Kaiserin Eugenie dort errichten ließ.

Der Tod des Prinzen war der einzige Unfall, den die Engländer in dem neuen Feldzug zu verzeichnen hatten. Mit Ketschwäyos Gefangennahme war der Krieg eigentlich schon beendet, als General Wolseley, Englands rettender Engel in allen Nöten, als neuer Oberbefehlshaber in Sulu-Land eintraf, um dort die Lorbeeren des Siegers zu ernten, nachdem niemand mehr zu besiegen war. Seine Thätigkeit beschränkte sich auf die Zerstückelung des niedergeworfenen Sulu-Landes. Das unter einem Herrscher vereinte Volk war eine stete Gefahr für die Kolonie — darum wurde Ketschwäyos Reich unter 13 Häuptlinge geteilt, ein Teil überdies zur Sulu-Reserve geschlagen. Ketschwäyo schickte man nach England, wo er, den gefangenen Königen im alten Rom gleich, die Schaulust seiner Besieger befriedigen mußte.

Der besiegte Ketschwäyo, der in London Gelegenheit gehabt hatte, sich von der Macht seiner Gegner und der Aussichtslosigkeit des Widerstandes gegen dieselben zu überzeugen, wäre gewiß ein schätzbarer treuer Bundesgenosse Englands geworden, wenn man ihn wieder als Herrscher eingesetzt hätte. Zu einem solchen Schritt vermochte man sich jedoch nicht aufzuschwingen und begnügte sich mit einer halben Maßregel, trotzdem es sich bald zeigte, wie sehr im Sulu-Lande die kräftige Hand fehlte, welche bisher die einzelnen Häuptlinge niedergehalten. Man gab Ketschwäyo nur einen Teil seines frühern Gebietes zurück, stellte ihn den anderen Häuptlingen gleich, die ihm früher unterthan waren. Was bald darauf geschah, ist bekannt: der Häuptling Ufipebu, die Rache Ketschwäyos fürchtend, überfiel mit rasch zusammengezogener Mannschaft dessen Kraal, und der Besieger der Engländer, der einst gefürchtete Sulu-König, fand durch die Affagaien seiner eigenen Stammesgenossen den Tod.

Die Leiche des berühmten Sulu-Fürsten hat lange kein Grab gefunden. Die Sulu wollten ihn nicht im fremden Lande begraben, wo die englische Regierung überdies die bei der Totenfeier eines Königs unvermeidliche Abschachtung seiner Frauen nicht gestatten wollte, und vom Transport der Leiche in ihre Heimat hielt sie die Furcht vor ihren eigenen Stammesgenossen ab. W. Joest besichtigte die niedrige Hütte, in welcher die Leiche aufbewahrt wurde. In derselben hockten 10 bis 15 Weiber laut und bewegungslos vor einer etwa 1 Kubikmeter großen Kiste, welche mit schwarzem Reps benagelt war. Das war der Sarg Ketschwäyos. „Der König war nach seinem Tode in hockender Stellung in wollene Decken gewickelt worden, dann hatte man ihn in diese Kiste gepreßt, dieselbe zugenagelt, und hier verweste der Leichnam nun seit beinahe 2 Monaten, stets umgeben von trauernden Weibern. Rings um den Boden der Kiste, zu deren Hereinschaffung man, da sie viel größer wie die Thür der Hütte war, das ganze Haus emporgehoben hatte, war Erde angehäuft, und hierin lag wohl die Ursache der Geruchlosigkeit.“ In dem nur etwa 15 Fuß im Durchmesser haltenden Raum war nicht der geringste Leichengeruch zu spüren. Außer den Frauen des Königs, unter denen sich manche hübsche befand, weilten in dem Kraal auch die Brüder Ketschwäyos, Dabulamandje (d. i. geht durch das Wasser), Machanana (macht viel aus wenig), Undabugo (einer der Anfänger), Ufchingana (Zummler) und Ututu. Alle diese Brüder des Königs und mit ihnen der selbst zur Thronfolge berechnete Sohn desselben Umdabuko (der alles beginnen kann) hatten sich für Dinişulu erklärt und die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf die Herrschaft anerkannt, aber trotzdem versuchte man auf englischer Seite, als Dinişulu Miene machte, das väterliche Reich zurückzuerobern, ihn als einen illegitimen Sohn hinzustellen, der gar keine berechtigten Ansprüche auf das Sulu-Land erheben könne.

Dinifulu ließ sich Anfang 1884 durch die ihm in Aussicht gestellte Unterstützung von Boeren aus Transvaal verleiten, einen Versuch zur Verdrängung seiner hauptsächlichsten Gegner Oham und Ufipebu zu wagen. Er schloß mit einigen reichen Transvaalern einen Vertrag, in dem sie sich verpflichteten, ihm mit 100 Mann zu Hilfe zu kommen, wofür sie Grund und Boden als Lohn erhalten sollten. Statt der 100 kamen aber im Mai 1884 nicht weniger als 400 bewaffnete Bauern ins Sulu-Land, in der Hoffnung, durch ihre große Zahl auch eine große Gebietsabtretung zu erpressen, und nachdem Dinifulu in ihrer Gegenwart am 21. Mai bei Ingomo feierlich zum König gekrönt worden, wurden die Vorbereitungen zum Zuge gegen Ufipebu, den einzigen Häuptling, welcher der Einladung zu der Feierlichkeit nicht Folge geleistet hatte, getroffen.

Ein in Sulu-Land ansässiger Deutscher hat in den folgenden Kämpfen eine wichtige Rolle gespielt. Wir folgen daher bei der Schilderung dieser Begebenheiten seinen schriftlichen Aufzeichnungen, welche ein lebhaftes Bild der Zustände im Sulu-Land entwerfen. Unser Gewährsmann schreibt:

„Am Abend desselben Tages (Tag der Krönung, 21. Mai) ließ mich der König in den vor ihm versammelten Kriegsrat der Sulu-Führer rufen und befahl mir, zwei Briefe, welche eine Patrouille bei einigen aufgefundenen Soldaten Ufipebus gefunden hatten, vorzulesen und zu übersetzen. Zu meinem Erstaunen waren diese Briefe vom Sekretär Ufipebus geschrieben und an John Dunn gerichtet; Ufipebu machte ihn mit der von Dinifulu an ihn gesandten Deputation bekannt, teilte ihm ferner mit, daß er Dinifulu nicht als König anerkenne, daß die Buren Dinifulu zu Hilfe gekommen seien und daß er sich bis zum letzten Nanne verteidigen würde. Zugleich bat er die englische Regierung um schnelle Hilfe. Der König forderte mich auf, meine Meinung zu sagen, was zu thun wäre, und ich riet ihm entschieden, lieber heute als morgen aufzubrechen und in Ufipebus Land einzumarschieren und so der geforderten Hilfe zuvorzukommen und Ufipebu durch schnelles Einrücken zu verhindern, seine Truppen zusammenzuziehen. Dies war auch die Ansicht des Königs, wie auch die der anderen Sulu-Führer. Der König gab mir insolgedessen Befehl, für den andern Tag eine Beratung mit den Offizieren der Buren zu veranstalten. Die Buren, die gekommen waren, sich mit schönen Worten und nicht mit gefährlichen Kriegsdiensten eine Farn zu verdienen, weigerten sich unter allerhand schönen, frommen Reden, an der Expedition teilzunehmen, und waren nicht einmal durch die Vorstellung, daß sie sich ja selbst „freiwillige“ des Sulkönigs nannten, und durch das Vorhalten der gestern gegebenen Versprechen zu bewegen, an dem Feldzuge teilzunehmen. Nur eine kleine Anzahl junger Deutschen, welchen das Verhalten der anderen Buren unehrenhaft erschien, beschloß auf meine Vorstellungen, den König nicht zu verlassen. Waren wir ja doch alle nur gekommen, nicht um dem Könige Predigten zu halten über Christenliebe und dergleichen mehr, sondern um ihm im Kampfe zu dienen und ihm zu seinen Rechten zu verhelfen. Am selben Tage wurde ich vom Könige zum Kommandanten der Abagulusin-Armee ernannt, zu gleicher Zeit übergab mir auch der König die oben erwähnte Abteilung Buren. Die Abagulusin-Armee ist ungefähr achttausend Mann stark, darunter etwa vierhundert Mann Kavallerie. Die Reiter sind beinahe alle mit Martini-Henry-Gewehren bewaffnet, außerdem führt ein jeder noch über dem Rücken hängend ein oder mehrere Assagais. Ihre Kampfweise ist genau dieselbe wie die der Buren; im Gefecht steigen sie ab und ziehen die Pferde mit dem Zügel über dem Arm nach sich. Die Tiere sind hieran so gewöhnt, daß sie nicht die geringsten Schwierigkeiten machen, sondern stets ihren Herren willig folgen, derselbe hat oft nicht einmal nötig, den Zügel abzunehmen; sowie der Krieger zum Schusse stehen bleibt, steht das Pferd auch, ist der Schuß gefallen, dann geht es mit seinem Herrn vor, immer mit dem Kopf dicht hinter dessen Rücken bleibend. Die Fußgänger sind mit Gewehren neuerer und älterer Konstruktion, mit zwei bis drei Wurf-Assagais und einem für das Handgemenge berechneten Assagai und dem Schildfelle bewaffnet. Obgleich beinahe jeder Sulu ein Gewehr hat, so ist doch der Schwerpunkt seiner Kampfweise in dem Anprall mit dem Assagai und nur die Abagulusin-Reiter machen wirklich ausschließlich Gebrauch von ihren Feuerwaffen. Bis zum letzten Feldzug hat der Sulu in seiner Kriegsführung zwei Dinge nicht gekannt, die Defensiv und den geregelten Rückzug. In allen früheren Kriegen, auch in dem mit den Engländern, waren die Sulu stets die Angreifer in den Kämpfen und Schlachten. Meist suchen



Sajuto.



Safuto.

sie den Feind mit einer bedeutend stärkeren Anzahl und mit ungeheurer Wucht und Geschwindigkeit unter furchtbarem Geschrei, welches durch das Schlagen auf die Schildfelle noch viel schrecklicher wird, zu erdrücken; so viele von ihnen hierbei auch in den ersten Reihen fallen, die hinteren Reihen rücken immer wieder nach. Die Engländer haben bei Sandhswana und auch bei Kambula erfahren, wie furchtbar und ungestüm diese Angriffe sind. Nachdem wir durch die aufgefangene Patrouille Kenntnis von der verräterischen und gefährlichen Haltung Mpebus erhalten hatten, brachen wir in Eilmärschen nach dem flüchtigen Stuebezi auf, wohin auch die übrigen Führer mit ihren Truppen beordert wurden. Zugleich wurden Boten nach dem im Norden wohnenden Häuptling Setambe geschickt und ihm der Befehl erteilt, von Nordwesten in Mpebus Land einzumarschieren und am Morgen nach der Nacht, in welcher auf dem Berge Ihlomoldomo ein Feuer signal sichtbar sei, Banginome von Norden her anzugreifen. Ferner sandte der König nach den Buren, um ihnen anzuzeigen, daß sie, im Falle sie nicht geneigt wären, an der Expedition teilzunehmen, ungehindert wieder nach Hause gehen könnten. Die frommen Friedensstifter wollten nun aber die Gelegenheit, eine Farm (womöglich 6000 Acres) zu verdienen, nicht aufgeben, sie änderten darum schnell ihre Haltung und sandten eine Abteilung von hundert Mann unter Kommandant Meyer zur Unterstützung der Expedition; dieses Korps hielt sich jedoch immer wohlweislich hinter dem großen Suluheere. In den Zeitungen wurde nun von den Buren das Gerücht verbreitet, daß diese hundert Mann nur eine Kommission bildeten, um zu verhindern, daß Weiber und Kinder beim Kampfe getötet werden sollten.

„Ich hatte vom Könige Befehl erhalten, mit den Abagulusin die Avantgarde zu bilden; so zog ich denn am 28. mit der Kavallerie, worunter sich auch die kleine obenerwähnte Abteilung Deutscher und Dimijulu ergebener Buren befand, über die Grenze. Am 29. Mai folgten uns die Abagulusin-Fußgänger und 2 weitere Heeresabteilungen unter Umdabuko und Amniamana; seitwärts durch das Suluheer gedeckt folgte in angemessener Entfernung die „Weiber- und Kinderbeschützungs-Kommission“ der Buren. Vom 30. an hatten wir in der Avantgarde beständig kleine Scharmühel und Reibereien mit dem Feinde, der sich in der Richtung nach Mpebus Hauptstadt Banginome zurückzog. Wir machten ziemlich reiche Beute an Vieh und fanden auch auf allen Kraalen überreichlich Mehlis, Kaffernkorn, Bohnen, Kürbisse, Bataten und Melonen. Nur an Wasser war manchmal großer Mangel, das wenige vorhandene war kaum zu genießen, jedoch hatten wir reichlich Gelegenheit, unsern Durst mit den prächtigen Wassermelonen zu stillen, und gebrauchten das Wasser nur abends und morgens zu Thee und Kaffee. Außerdem konnte jeder, der Lust dazu hatte, sich nur eine Ziege oder Kuh von dem erbeuteten Vieh einfangen und hatte alsdann Milch im Überfluß. Für die Pferde war ebenfalls reichlich Futter vorhanden. Am 6. Juni früh hatten wir Banginome, Mpebus Hauptstadt, erreicht. Ungefähr um 9 Uhr schritten wir zum Angriff vor, Amniamanas Sohn sollte mit seiner Truppe von Süden, Umdabukos Truppe von Norden und ich mit den Abagulusin von Westen im Zentrum angreifen. Vergeblich erwarteten wir Setambe mit seinem Heere, wie wir jedoch später erfuhren, waren die an ihn geschickten Boten im Lande Ohams aufgefangen worden und hatten Setambe den Befehl nicht überbringen können. Die Weiber- und Kinderbeschützungs-Kommission hatte sich genügend außer Schußweite auf einen Berg westlich von der Stadt begeben, und erwartete hier den Ausgang des Kampfes. Banginome ist äußerst günstig zur Verteidigung gelegen. Die Stadt selbst liegt auf einem Berge, welcher rings von ziemlich tiefen Schluchten umgeben und nur durch eine schmale Erhebung mit einer östlich liegenden Hochebene verbunden ist. Von der Seite aus, von welcher wir angriffen, war uns der Blick in die Stadt durch einen vor derselben liegenden Hügel benommen, auf diesem konnten wir eine ziemlich bedeutende Abteilung Kavallerie bemerken. Nachdem Umdabukos Truppe im Norden der Stadt angelangt war, rückten alle drei Truppenteile gegen die noch etwa eine kleine Stunde entfernte Stadt vor. Das Terrain war auch hier noch immer hügelig und, wie fast überall im Lande, dicht mit Dornbäumen bewachsen. Da man keine Kenntnis hatte, ob und wie stark der Feind Banginome besetzt hielt, ritt ich mit der Abagulusin-Reiterei gegen den Hügel, welcher zwischen uns und Banginome lag, vor. Von hier aus hatten wir einen freien Blick in die Stadt, ich sah zu meinem Erstaunen diese jedoch ohne

jede Besatzung und konnte außer einer kleinen Reiterabteilung, welche östlich von der Stadt Aufstellung genommen, und einer etwas größeren, welche sich noch weiter östlich am Rande des Plateaus posiert hatte, nichts vom Feinde bemerken. Ušipebu würde sicher schon den Hügel vor der Stadt, auf welchem wir uns befanden, besetzt haben, hätte er überhaupt die Absicht gehabt, Banginome ernstlich zu verteidigen. Leider war dies nicht der Fall, sondern die Richtung, welche die eben erwähnte, nach wenigen gewechselten Schüssen abziehende Reiterabteilung des Feindes nahm, ließ schließen, daß Ušipebu uns in die wilden Schluchten der Lebombo-Berge locken wollte. Ich ließ sofort, um das Anrücken der Truppen zu beschleunigen, die gänzlich verlassene Stadt in Brand stecken und nahm dann die Verfolgung des Feindes auf. Nach einem Ritt von ungefähr zwei Stunden erreichten wir das östliche Ende der Hochebene, ohne jedoch Gelegenheit bekommen zu haben, mit den allzu schnell abziehenden feindlichen Reitern den Kampf aufzunehmen. Eine Patrouille hatte einen von Ušipebus Leuten verwundet und gefangen genommen, von diesem erfuhr ich, daß Ušipebu mit seinem ganzen Volk nach den Lebombo-Bergen gezogen sei und sich hier in der Schlucht, welche der Umkusiſuß durchfließt, verteidigen wolle. Da die Märsche der letzten Tage sehr anstrengend gewesen waren, bivakirierte das Ušutu-Heer bei Banginome, während ich mit der Abagulusin-Reiterei die eingenommene Position am östlichen Rande des Plateaus beibehielt. Das Bivakieren eingeborener Kavallerie in Süd-Afrika ist sehr einfach. Nachdem ein zur Verteidigung günstig gelegener Ort ausgesucht ist, wird ein großer Kreis gebildet und abgefattet. Den Pferden werden die Vorderfüße mittelst eines Riemens zusammengebunden und können dieselben nun die ganze Nacht innerhalb des Kreises frei grasen. Die Mannschaften legen sich dann bei den Sätteln zum Schlafen nieder. Um diesen Kreis werden dann berittene Posten aufgestellt und dieser Posten-Gürtel wieder von Patrouillen umritten.

„Die Nacht verging ohne Störung. Da wir die Ankunft unserer Verbündeten erwarten mußten, hatten wir am andern Morgen vollauf Zeit, für die Pferde Wasser und Futter zu suchen. Am 9 Uhr wurde der Marsch fortgesetzt. Wir hatten eine große Tiefebene, ganz mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, zu passieren und mußten stets die größte Vorsicht beobachten. Die Hitze war beinahe unerträglich, aber dennoch legten die Ušutu, durch die Anführer zum Mut angefeuert, den weiten Weg in verhältnismäßig kurzer Zeit zurück. Gegen 2 Uhr wurde das Terrain etwas offener; die Spitze bemerkte am Fuße der Lebomboberge in der Schlucht eine nach Tausenden zählende Rindviehherde. Obgleich nicht ein einziger vom Feinde zu sehen war, da dieser seine Frauen und Kinder in den Bergen in Sicherheit gebracht, sich selbst aber im Grase verborgen hatte, war doch nach dem Terrain seine Stellung leicht zu erraten; zu unserem Vorteile befanden sich vor den Bergen mehrere Gruppen dichtes Gehölz, welche ich auch sofort besetzen ließ, um den Feind zu verhindern, seine Position zu verändern. Der Angriff sollte von unserer Seite wieder in drei Abteilungen geschehen. Umdabuko hatte den rechten Flügel, ich das Zentrum, Ammiamanas Sohn den linken Flügel zu kommandieren. Die Buren, die die Absicht hatten, sich außer Schußweite den Kampf anzusehen, wollten sich wieder auf einen Berg postieren. Das Terrain war hier ebenfalls buschig und der Boden mit hohem Gras bewachsen. Als von unserer Seite das Signal zum Angriff gegeben wurde, rückten alle drei Abteilungen zugleich vor. Noch immer war vom Feinde nichts zu sehen, und doch wußte jeder, daß derselbe nur wenige hundert Schritte von uns entfernt war. Meine Reiter waren ebenfalls abgesehen und zogen die Pferde, das Gewehr schußbereit im Arm, hinter sich her.

„Auf ein gegebenes Signal eröffnete der Feind plötzlich auf seiner ganzen Linie ein heftiges Gewehrfeuer, ohne daß es uns möglich war, viel dagegen zu thun. Ich war mit der Reiterei an eine Stelle gekommen, wo das Terrain etwas offener war und hatte meine Leute sofort in die Kniee fallen lassen. Sowohl an der Wirkung der feindlichen Schüsse, als auch an der nur kurzen Dauer des Gewehrfeuers war leicht zu merken, das wir nicht Ušipebus Scharfschützen gegenüberstanden; ich schloß darauf, daß dieselben auf unserem rechten Flügel waren, wir mußten daher jeden Augenblick den Ansturm des Feindes erwarten. Ich gab daher Befehl, so ruhig wie möglich zu feuern. Der erwartete Angriff blieb nicht lange aus. Dämonen

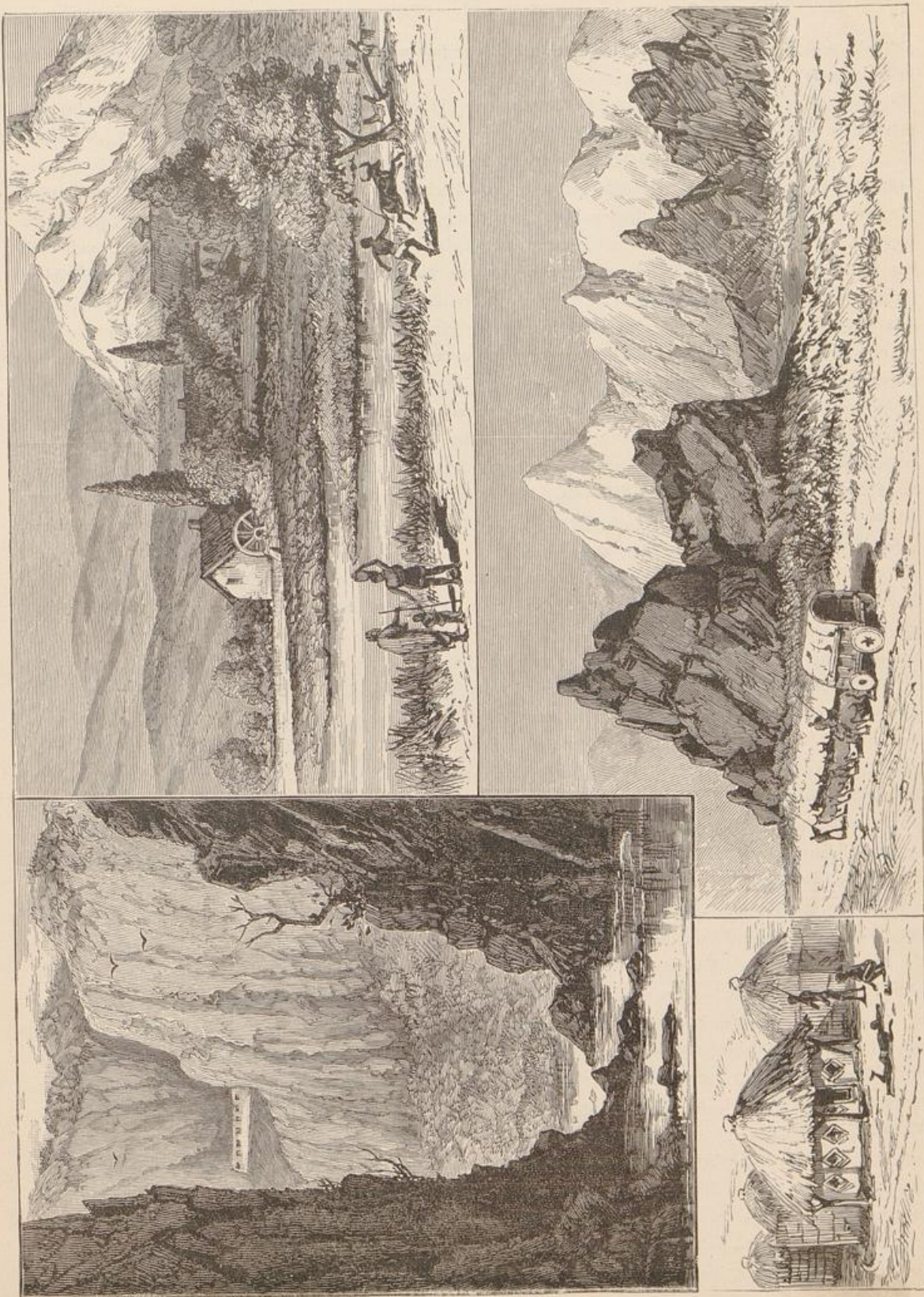
gleich kamen die Reihen des Feindes angesprungen; die beiden ersten Reihen fielen unter dem ruhigen Feuer unserer Reiter und ehe der Feind einen zweiten Ansturm ausführen konnte, ließ ich auf der ganzen Linie der Abagulusin im Sturmschritt vorgehen. Der Feind hielt unserem Anprall nicht stand und wandte sich nach kurzem Gefecht zur Flucht. Im Verfolgen und weitem Vorgehen mußten wir wiederum die höchste Vorsicht gebrauchen, da es leicht möglich sein konnte, daß diese Flucht nur eine Kriegslist von Seiten Usipebus war und er uns nur weiter in die Schlucht hinein locken wollte. Auch war es bei dem bewachsenen Terrain geradezu unmöglich gewesen, die Stärke des Feindes zu überschauen. Auch in unserem Zentrum war der feindliche Anprall zurückgeschlagen. Nach dreistündigem Kampfe war das Treffen vollständig zu unseren Gunsten entschieden. Der Feind war nach allen Richtungen hin versprengt und so hatten wir genügend Zeit, das erbeutete Vieh zusammenzutreiben. Im ganzen wurden etwa 80 000 Kopf Vieh erbeutet, der größte Teil hiervon gehörte jedoch den Hutu und war in den früheren Gefechten von Usipebu den Anhängern dieser Partei geraubt worden. Die Beute wurde sämtlich zum Könige gebracht, der sie dann unter die Anführer und Krieger verteilte.⁷²⁾

Usipebu hatte sich in das britische Reservegebiet geflüchtet, aber mehr als eine Zufluchtsstätte fand er dort nicht. Die Engländer hatten keine Lust, zu gunsten ihres Schütlings einen neuen Krieg gegen die Sulu zu beginnen, und sie nahmen die vollzogenen Thatsachen ruhig hin, schon zufrieden, daß das Gewitter, welches sich im Sulu-Lande entladen hatte, seine Verheerungen nicht auch auf ihr Gebiet ausdehnte. Auch in diesem war es zu Ruhestörungen gekommen, aber sie wurden schnell auf friedlichem Wege beseitigt. Ketschwäyos Bruder Dabulamandse hatte sich an der Spitze jener Sulu, welche in dem unter britischer Oberhoheit stehenden Reservegebiet wohnten, empört und weigerte sich, die für die Benutzung der Weideplätze zu entrichtende Abgabe zu zahlen. Die Gefahr eines neuen Zusammenstoßes mit den Sulu lag also nahe, aber durch die Vermittelung eines seit langer Zeit im Sulu-Lande wohnenden Frankfurters namens Schiel, der bei Dinisulu in hohem Ansehen stand und auch an den letzten Kämpfen teilgenommen hatte, wurde ein friedlicher Ausgleich zustande gebracht. Schiel vermittelte zwischen Dinisulu und dem englischen Kommandanten in Ekowe, dem Hauptort der Sulu-Reserve, und es wurde vereinbart, daß Dabulamandse die Reserve verlassen sollte. Derselbe folgte der an ihn gerichteten Aufforderung und ließ sich mit seinen Leuten in dem Gebiete Dinisulus nieder. Diesem unterwarf sich nach und nach der ganze Rest der früheren Unterthanen Usipebus, welcher bald einsah, daß für ihn keine Hoffnung mehr vorhanden sei, das Verlorene wiederzugewinnen. Er holte seine zurückgelassenen Frauen und Kinder ab und übersiedelte mit denselben und einigen ihm treu gebliebenen Anhängern in das Reservegebiet.

Wie nach der Besiegung Usipebus die Boeren ungerechtfertigte Ansprüche auf Belohnungen erhoben, von Dinisulu Grund und Boden verlangten und schließlich ihn auch zur Abtretung eines bedeutenden Gebietes zwangen, werden wir an anderer Stelle, bei Schilderung der Verhältnisse in den Boerenrepubliken erzählen und dort auch auf die Lüderichschen Erwerbungen in Sulu-Land und die englischen Ansprüche auf die Lucia-Bai näher eingehen.

Durch die Zersplitterung der Sulu-Macht hatte die englische Kolonie nach Nordosten hin sich ebenso gegen die Gefahr eines feindlichen Überfalles geschützt, wie sie schon früher nach Nordwest durch eine zu rechter Zeit vollzogene Annexion ihre Grenze gesichert hatte. Ein Gebiet von etwa 10 000 □ Meilen mit 70 000 bis 80 000 Bewohnern war dort kurzweg der Kolonie einverleibt worden. Daß die Bevölkerung mit der Einverleibung nicht einverstanden war, daß ein langer blutiger Krieg die Folge war, und daß nach vielen Opfern an Geld und Menschenleben dieser Krieg durch Verhandlungen geendet wurde, welche dem „Sieger“ nur geringe und sehr unsichere Hoheitsrechte sicherten — das kümmerte England nicht. In der Hauptsache hatte es seine Absicht doch erreicht: das Land den Boeren entriß, welche es bereits besetzt hatten. In der

⁷²⁾ Siehe „Sulu-Land und die Sulu. IV. Unter Dinisulu.“ Deutsche Kolonial Zeitung, 1885, 13. Heft, Seite 425.



Skizzen aus dem Betschuanen-Land.



Skizzen aus dem Vossuanen-Land.

Zukunft, hofft man, werden sich schon Mittel und Wege finden lassen, das jetzige lose Abhängigkeitsverhältnis in ein festeres zu verwandeln.

Diese englische Erwerbung, das Basuto-Land, ist eine der blühendsten Gegenden Süd-Afrikas und würde sich vortrefflich für europäische Einwanderung eignen. Überall sieht man Mais- und Hirsefelder, und die Weideplätze in der Nähe der Niederlassungen der Basuto sind mit großen Rinder- und Schafherden bedeckt. Es ist ein begehrenswertes Land, und es ist von Natur offenbar mehr auf den Anschluß an den Oranje-freistaat hingewiesen, als an die Kolonie Natal, von welcher es die Drakenberge scheiden, während die Grenze gegen den freistaat nur der leicht zu überschreitende Caledon-Fluß bildet. Die Boeren begannen auch bald das Land mit verlangenden Blicken zu betrachten, und als die in Grenzgebieten in Süd-Afrika unvermeidlichen Viehdiebstähle immer neuen Anlaß zu Reibereien mit den Basuto gaben, unternahmen die Boeren 1865 einen Zug in das Basuto-Land, entschlossen, dem Unwesen ein für allemal ein Ende zu machen. Die Basuto wurden zwar von den Engländern mit Waffen versorgt, vermochten aber trotzdem die Boeren nicht aufzuhalten. Jahrelang dauerte der Kampf, da die Boeren mit der größten Zähigkeit die Basuto in ihre entlegensten Schlupfwinkel verfolgten, und 1869 war mit Ausnahme des festen Platzes Thaba Bosigo das ganze Land in den Händen der Boeren. Da wurden ihnen im letzten Augenblick die Früchte ihres Sieges entrisen: England erklärte Basutoland für annektiert, die Basuto für seine Unterthanen, und forderte die sofortige Räumung des Landes. Die Boeren mußten sich, wenn sie es nicht auf einen Krieg mit England ankommen lassen wollten, fügen, und sie zogen sich, nachdem sie die erbeuteten Herden den Besiegten zurückgegeben, grollend über die Grenze zurück.

Die Boeren aus Basuto-Land zu vertreiben, war leichter als sich dort festzusetzen. Die Basuto ließen es sich zwar gern gefallen, daß die Engländer ihnen zu ihren verlorenen Herden verhelfen und den Feind zum Rückzuge zwangen, sie nahmen auch die in ihr Land kommenden Beamten freundlich auf, aber als diese von ihnen Abgaben erheben wollten, war es mit der Freundschaft vorbei. Bald sah sich England gezwungen, mit Waffengewalt einzuschreiten, und es wurde in einen Krieg verwickelt, welcher ungeheuerer Opfer und Anstrengungen erforderte. Erst nachdem man einige Basuto-Häuptlinge zum Abfall von der Sache ihres Stammes bewogen und diese mit den Engländern gegen ihre Stammesgenossen kämpften, fand der Krieg 1881 ein Ende durch einen jener Friedensschlüsse, bei welchen der „Sieger“ froh ist, wenn er den Schein des Sieges wahren kann und wobei man imstande ist vorherzusagen, daß alle Bestimmungen des Friedens nur auf dem Papiere bleiben und nie praktisch werden durchgeführt werden. Die Basuto verpflichteten sich, die von England verlangten Abgaben für jede Hütte zu zahlen, aber sie haben sie bis heute noch nicht gezahlt, und England denkt nicht daran, sie gewaltsam einzutreiben.

Basuto-Land war der Kapkolonie einverleibt, aber der Krieg hatte 90 Millionen Mark verschlungen und die Kolonie mußte darauf gefaßt sein, daß neue Unruhen bald neue große Ausgaben nötig machten. Die Basuto hatten zu Tausenden in den Diamantenfeldern gearbeitet, wohin sie der leichte Verdienst lockte, und jeder Minenarbeiter war mit einem Gewehr heimgekehrt. Nun empfand die Kolonie die nachteiligen Folgen des unheilvollen Systems, die Eingeborenen ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Weißen mit Feuerwaffen und Munition zu versehen, und sie hatte keine Lust, diese Folgen selbst zu tragen. Unmittelbar nach dem Kriege wurde Basuto-Land von der Kapkolonie, für die es besetzt worden, an das Mutterland abgetreten, und dieses verwaltet es jetzt und soll für Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen, wofür die Kapkolonie ihm jährlich 400 000 Mark zahlt.

„Da die Engländer nun aber schlechterdings nicht wußten, wie das anfangen,“ schreibt W. Joest, „wandten sie sich an den Mann, der wie kein Zweiter geeignet war, wenn möglich die allgemeine Konfusion noch zu vergrößern, — an General Gordon. Bekanntlich behält England in seiner Politik der letzten Jahre bei all seinen politischen und kriegerischen Spielen zwei, wie es glaubt, Trümper in der Hand, die es aber meist erst dann ausspielt, wenn es die besten Stiche bereits verloren: diese beiden Stützen sind erstens Wolseley,

der „ruhmvolle“ Besieger der feigen efeldtreibenden Fellachen bei Tel-el-Kebir, ebenso wie als „Unterwerfer“ der Sulus bekannt — welche letztere allerdings bereits vorher schon durch Lord Chelmsford zersprengt und besiegt waren —; wer kennt den andern Wundermann „Chineser Gordon“ nicht, den Anführer der mit trefflichen Remingtons bewaffneten, „stets siegreichen Armee“, die er, „nur mit der Reitpeitsche als Schutz- und Trugwaffe versehen“, gegen die aufs erbärmlichste mit Heugabeln und Lanzen, Bogen und Pfeilen ausgerüsteten Taipings ins Gefecht führte! Nun, Gordon kam, sah und — hielt mehrere Reden in bekanntem Bibelstil, und wie die Basutos sich den Teufel um ihn und seine Reden kümmerten, wurde der Held verstimmt, und spurlos war er eines Tages nach Jerusalem verduftet, um dort — nur einmal während des zwischen Russen und Chinesen im Jahre 1880 drohenden Konflikts durch eine Reise nach dem fernen Osten in seiner Muße gestört, wo er indes bei den Chinesen auch kein Glück hatte — seine Ansichten über Offenbarungsreligionen in einem längern Werke niederzulegen. Der Einfluß Englands in Basuto-Land ist heute gleich Null. In Maseru, zehn Minuten von der Grenze, dicht bei dem schützenden Oranje-Freistaat, residiert zwar als Vertreter der Königin ein Major Clark; wie demselben aber weder ein einziger Soldat noch ein Polizist beigegeben ist, so wahr er nicht einmal auch nur einen Schein von Autorität. In Maseru selbst haben sich zwar einige Hundert „loyale“ Basutos angesiedelt, die aber nur solange loyal bleiben, wie es ihnen gerade paßt, während im Innern des Landes jeder Häuptling schaltet und waltet, wie es ihm gutdünkt. Von Steuern zahlen ist keine Rede, und wenn etwa ein weißer Händler mit einem Erlaubnischein des englischen Residenten versehen die Grenze überschreitet, um im Basuto-Lande Handel zu treiben, so kann ihn der erste beste kleine Häuptling gefangen nehmen, ausrauben oder aufhängen, ohne daß England imstande wäre, den Schuldigen zu bestrafen; Krieg und Raub verwüsten das Innere und nur vor den Freistaats-Bauern haben die Basutos einen heilsamen Respekt.

Allein die Vorgänge im Basutolande genügen, um zu beweisen, daß es mit der kolonialisatorischen Gabe oder gar mit solchem Beruf der Engländer nicht so weit her ist, wie diese selbst es uns glauben machen wollen. Der Hinweis auf derartige Zustände und Schwierigkeiten trotz alles verschwendeten Gutes und Blutes möchte aber auch jeden Deutschen abhalten, Worte, wie die von „zu erobernden Kolonien“, in thörichtem Leichtsinne auszusprechen!

Leichter wurde es England, sich im Betschuanen-Land festzusetzen, obwohl auch dort noch manche Verwickelungen im Schooße der Zukunft ruhen können. Die Furcht vor einer Annäherung der Transvaaler an die deutschen Niederlassungen an der Südwestküste hat England bewogen, rasch einen Keil zwischen beide zu treiben, und im Jahre 1885 ist das ganze Gebiet zwischen 22° östl. Länge und der Transvaal-Grenze, nordwärts bis zum Sambesi, der Kapkolonie einverleibt worden. Die dort wohnenden Eingeborenen, die in viele kleine Stämme zerfallenden Betschuanen, sind ein friedlicheres Volk als die Sulu und Basuto, und ein großer Teil derselben ist durch langjährige Missionsarbeit bereits zum Christentum bekehrt. Vielleicht liegt darin eine Bürgschaft dafür, daß England dieses Thor zum Innern Afrikas wird behaupten können, ohne so blutige Kriege führen zu müssen, wie in Sulu- und Basuto-Land.

Von den Sulu unterscheiden sich die Betschuanen hauptsächlich durch größere Schamhaftigkeit, die sie abhält, so nackt einherzugehen wie jene. Die Schürze, das einzige Kleidungsstück der Sulu, ersetzt bei den Betschuanen eine breite, zwischen den Beinen durchlaufene lederne Binde, und nur die Frauen tragen Vorder- und Hinterschürzen, häufig mehrere von verschiedener Länge übereinander. Über die Schultern hängt der Betschuane den Karoß, welcher je nach dem Reichtum des Besitzers aus mehr oder minder kostbaren Fellen verfertigt ist. Häuptlinge tragen Karosse aus Leopardenfell, während arme Leute sich mit Ochsenfellen begnügen. Als das Wild noch nicht so selten war wie jetzt, kleideten sich alle Betschuanen in Antilopenfelle, da jeder Gelegenheit hatte, ein solches Tier selbst zu erlegen, während heute die Karosse aus den Fellen der Schakale, unter denen die Silberchakale besonders geschätzt sind, der Gnu, Hartebeste u. s. w. durch den Handel mit Nachbarstämmen ins Betschuanenland kommen. Der Karoß wird nur in der kältern Jahreszeit

getragen und auch beim Betreten der Hütte abgelegt. Männer und Frauen behängen den Körper mit einer Unmasse Schmucksachen, welche namentlich bei Frauen oft mehrere Kilo schwer sind. Der kostbarste Schmuck sind Armbänder aus feinem Kupferdraht, an deren Stelle Ärmere kupferne oder gar nur lederne Ringe tragen. Auch die Männer tragen viele Ringe aus Kupferdraht, meist am linken Arm, und als Halskette an einander gereihte Amulette, zwischen denen zuweilen auch allerhand kleine Werkzeuge, Ähnen u. s. w. hängen. Die Frauen schlingen um den Hals Schnüre von Glas- und Metallperlen, deren viele Arten im Betschuanenland in den Handel kommen. Als Waffen trägt der Mann Speere und Wurffpieße, eine Art oder Keule, ein zweischneidiges Dolchmesser mit hölzernem Griff in einer hölzernen Scheide mit Lederüberzug, auch Bogen und Pfeile, welche die Betschuanen wahrscheinlich von den Buschmännern entlehnt haben, und zum Schutze dient ein kurzer Schild aus Rinds- oder Büffelhaut, der in ähnlicher Weise wie bei den Sulu verziert ist. Die Lanzen, welche sie gebrauchen, sind eigenartig geformt. Man sieht solche, auf denen sich zwischen Klinge und Schaft vier Reihen langer Zähne befinden, welche nach vorn oder nach rückwärts gebogen sind; bei anderen ist die Klinge am untern Ende wie eine Säge ausgezähnt, und wieder andere sind mit Widerhaken versehen.

Nach den furchtbaren Waffen zu schließen, welche die Betschuanen führen, müßten dieselben gefährliche Gegner sein, aber gerade das Gegenteil ist der Fall. „Die Betschuanen,“ sagt Fritsch, „sind viel bewunderungswürdiger in der Herstellung der Waffen als in der Führung derselben.“ Trotz ihrer imponierenden Ausrüstung sind sie kein kriegerisches Volk, und sind trotz ihrer Wurffspere mit Widerhaken von ihren Nachbarn leicht bezwungen worden.

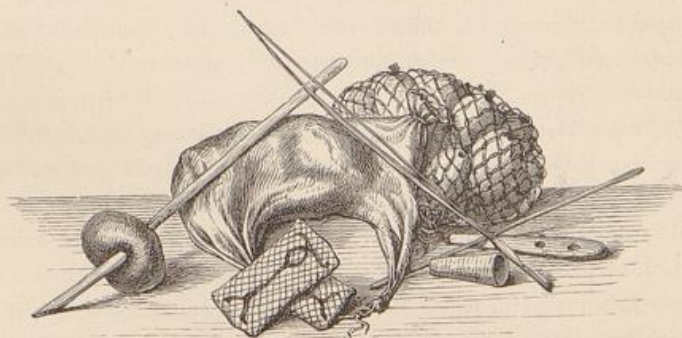
Ihre Kunstfertigkeit, die schon in der Herstellung der Waffen zu Tage tritt, zeigt sich noch viel mehr in der Anfertigung der mannigfaltigen Geräte, die man in ihren Wohnungen findet. Arbeiten des Friedens geneigter als dem Kriegerhandwerk (wie sie denn auch dadurch sich von anderen Süd-Afrikanern unterscheiden, daß sie nicht stets bewaffnet gehen), haben sie selbständig eine viel höhere Kulturstufe erlangt als alle ihre Nachbarn. Ihre Holzschmiedereien zeichnen sich sowohl durch originelle als saubere und geschmackvolle Ausführung aus. Aus Baumstämmen verfertigen sie Mörser zum Stampfen der Maiskörner, schnitzen Schüsseln und Platten aus Holz, und unter ihren Trinkgefäßen trifft man eine Anzahl verschiedenartiger Formen. Sehr hübsch sind ihre dreibeinigen Bierkrüge und ihre Trinkbecher, deren Rand eine Leiste von Arabesken umgiebt. Ihre gleichfalls aus Holz verfertigten Löffel sind ebenfalls reich mit Arabesken verziert, und den Stiel bilden Tierköpfe. Mit Vorliebe wählt man den dazu am besten sich eignenden schlanken Hals der Giraffe als Vorbild. Nicht minder geschickt sind die Betschuanen in der Verfertigung irdener Gefäße, die sich sowohl durch gefällige Form als durch hübsche Verzierungen auszeichnen. Sie besitzen irdene Gefäße, welche mehr als manns- hoch sind und ihnen die Vorratskammern ersetzen müssen. Solch ein Riesengefäß steht auf drei Füßen, und seine Öffnung wird durch Aufstülpen einer Schüssel geschlossen. Man läßt es, wenn es bei der Ernte mit Mais oder Hirse gefüllt ist, mitten im Felde stehen, baut aber auch zuweilen aus Zweigen eigene Hütten zur Aufnahme desselben.

Die Hütten, in denen die Betschuanen wohnen, sind gleich jenen der Sulu und der anderen Kaffern von konischer Form, aber doch wesentlich von ihnen verschieden. Das über der cylindrischen Wand sich erhebende, aus Rohr geflochtene Dach ruht nicht auf jener, sondern auf vor ihr stehenden Pfählen. Dadurch entsteht zwischen diesen und der Wand ein Gang, der von dem fast bis zum Boden reichenden Dach bedeckt ist. Die Pfähle werden mit Dornengestrüpp verbunden und dieses mit Lehm beworfen. Der dadurch abgeschlossene Raum dient den Sklaven zum Aufenthalt, doch müssen sie ihn mit einigen Haustieren teilen. Jede Hütte oder, wenn die Familie deren mehrere besitzt, die ganze ihr gehörige Gruppe ist mit einer Dornenhecke umgeben. Auffällig ist bei diesen Gebäuden, daß die Spitze des Daches sich nie über der Mitte der bedeckten runden Fläche befindet, sondern stets exzentrisch ist. Die Hütte des Familienoberhauptes bildet stets den Mittelpunkt der Gruppe, und an große Familien, deren Oberhaupt wegen der Menge von Angehörigen besonderes Ansehen genießt, pflegen sich ärmere Leute anzuschließen, welche dann mit jener die gemeinsame Feuerstelle

teilen und als zu ihr gehörig betrachtet werden. Mehrere solcher Gruppen bilden ein Dorf. Wie bei diesen die Hütte des Familienoberhauptes, so liegt im Dorfe die Hütte des Häuptlings in der Mitte, und in der Nähe derselben befindet sich ein umzäunter kreisförmiger Platz, die Kotla, wo die Ratsversammlungen stattfinden.

Bevor sie durch die Angriffe von Nachbarstämmen bewogen wurden, mehr für die Befestigung ihrer Niederlassungen zu sorgen, hatten die Betschuanen ihre „Städte“ in der Ebene und in der Nähe der besten Quellen angelegt, meist mitten in einem Mimosenhain, aber allmählich haben sie sich immer mehr in die Berge zurückgezogen und sich an möglichst hoch gelegenen Stellen angesiedelt.

Die Furcht vor feindlichen Überfällen hat die Betschuanen veranlaßt, sich möglichst nahe bei einander niederzulassen, und so sind die großen Städte entstanden, von denen Reisende schon am Anfang dieses Jahrhunderts zu berichten wußten. Im Jahre 1801 soll Litako, der Hauptort des Stammes der Maatjaping, 15 000 Einwohner gezählt haben, Eichtenstein schätzte 1805 die Bevölkerung von Kuruman auf 5000 Seelen, und Chapman war 1852 überrascht von der Größe der Betschuanenstadt Schoschong, welche eine englische Meile lang war und 12 000 bis 15 000 Einwohner zählte. Die Größe dieser Städte war eine Folge der eigentümlichen Bauart, da mitten zwischen den Hütten die Viehhürden lagen, und die Zäune, welche die



Geräte der Betschuanen.

Familienkreise umgaben und das Gewirr von Gäßchen zwischen denselben viel Raum wegnahm. So war es leicht möglich, daß Reisende von unübersichtlichen Städten berichten konnten. Man darf deshalb nicht glauben, daß die Betschuanen als Städtebauer zu einer bedeutend höhern Kulturstufe gelangten, denn alle diese Städte waren nichts anderes als feste Lager von Viehzüchtern. Viele derselben sind heute völlig vom Erdboden verschwunden und ebenso verschollen wie die Stämme, welche sie gegründet haben.

Die „Stadt“ Kuruman hatte eine entzückende Lage, und die Missionäre, welche sich dort niederließen, priesen alle die Vortrefflichkeit des Bodens. Aus einem Trappfelsens entsprang dort eine wasserreiche Quelle, welche eine Temperatur von 72° F hatte, die sie wahrscheinlich dem ältern silurischen Gestein verdankte, aus dem in der Urzeit der Boden des Thales bestand. Jetzt ist die Quelle versiegt und der ganze Kuruman-Distrikt trocknet immer mehr aus. Während Livingstone noch reichliches Wasser vorfand, war Moffat, der Ende der dreißiger Jahre dort eine Niederlassung gründete, bereits gezwungen, mehrere Meilen aufwärts von Kuruman einen Damm aufzuwerfen, um das zur Bewässerung des Landes nötige Wasser anzusammeln. Das Thal von Kuruman verfällt eben demselben Geschick, welches bereits fast das ganze Gebiet zwischen dem Orange und dem Ngami-See ereilt hat: die Quellen versiegen völlig oder verschwinden im Boden, aus dem sie mühsam wieder ausgegraben werden müssen. Viele Anzeichen deuten noch heute darauf hin, daß das jetzt so dürre Kurumangebiet einst der Umgebung des Ngami-Sees nicht nachstand, und alte Betschuanen erinnern sich noch,

daß 14 Meilen unterhalb Kuruman große, viele Fuß tiefe Teiche vorhanden waren, in denen Nashörner lebten. Häufig sieht man ausgetrocknete Flußbetten, und Tuffablagerungen verraten die Stelle, an welcher einst eine Quelle hervorbrach. Dieselben haben den Rand der Quelle allmählich so erhöht, daß sie nicht mehr abfließen konnte, aber das Wasser strömt sofort wieder hervor, wenn man ihm durch Nachgraben an einer tiefer gelegenen Stelle die Bahn frei legt. Wo Binsen wachsen, kann man mit Sicherheit auf das Vorhandensein einer unterirdischen Quelle schließen, und an solchen Stellen pflügen auch die Eingeborenen stets nachzugraben, wobei sie sich jedoch viele unnütze Arbeit dadurch bereiten, daß sie nicht bedenken, daß eine Quelle nicht bergauf fließen könne, und wochenlang arbeiten, um zu dem Wasserniveau zu gelangen, während sie es weiter unten rasch erreicht hätten.

In dem ganzen, einst soviel gepriesenen Kuruman-Distrikt hat der Boden jetzt eine hellgelbe Färbung, und nur während der Regenzeit geht das Gelb in Grün über. Der Graswuchs ist je nach den Bodenbestandteilen verschieden. Aus dem gelben Sand sprossen lange Gräser hervor, und zwischen diesen trifft man auch Sträucher, den Mohatta (*Tarchonantus*) und Morotta (*Grewia flava*), während der weiße Kalktuff mit feinem, büschelförmigem Gras bedeckt ist, zwischen welchem nur niedriges Dornestrüpp (*Acacia detinens*) fortkommt. Vereinzelt findet man auch noch wilde Ölbäume (*Olea similis*) und Kameeldorn (*Acacia girassae*), die letzten Überbleibsel früherer Wälder. Wo noch genug Wasser vorhanden ist, dort ist auch der Boden mit Leguminosen und allerlei Knollengewächsen, mit *Trias*, wildem Salbei und Mimosen (hauptsächlich *Acacia horrida*) bedeckt. Die Ngotwane, deren gelbe Blüten einen starken, aber angenehmen Duft verbreiten — die einzige duftende Blume dieses Landstriches — enthält ein starkes Gift, gegen welches jedoch Weinessig mit Erfolg angewendet werden kann.

Um die Niederlassungen der Betschuanen enthält der Boden immer noch Feuchtigkeit genug, um den Ackerbau lohnend zu machen, der überdies nicht viel Arbeit erfordert. Es genügt, daß mit der Hacke der Boden umgewendet — oder streng genommen nur geritzt — und die Saat ausgestreut wird. Auf einem so bestellten Feld wird Mais und Hirse oft 2 Meter hoch, und die Halme stehen dicht beieinander. Die Missionäre haben den Bau der Kartoffel eingeführt, und auch diese gedeiht vortreflich, ebenso Rüben, Kürbisse und Melonen. Die Betschuanen finden trotzdem keinen Gefallen am Ackerbau, und während ihr Hausgerät und die bei der Viehzucht verwendeten Gefäße sehr sorgfältig gearbeitet sind, blieb das Ackergerät sehr primitiv; es besteht nur aus einer Hacke, der Moguma, deren Stiel an dem Ende, an welchem die Haue befestigt ist, bedeutend dicker ist als am Griff, sodaß sie mit ziemlicher Wucht niederfällt. Männer und Frauen bestellen die Felder gemeinsam, aber der anbaufähige Boden liegt oft so weit entfernt von der Niederlassung, daß die Besitzer mehrere Stunden brauchen, um auf das Feld und zurück zu gelangen, was wohl ein Hauptgrund ist, warum der Ackerbau hier nicht beliebt ist.

Die Viehzucht bleibt die Hauptbeschäftigung der Betschuanen, und da auch sie wie die Ostkaffern und Hottentotten nur bei besonderen Festlichkeiten ein Stück aus ihren Herden zu schlachten pflügen, wachsen diese riesig an. Der Betschuane liebt es, sein Vieh verschiedenartig zu schmücken. Auch bei den Makololo, berichtet Livingstone, sieht man einige Tiere über und über zebraartig gestreift, was durch Abfengen des Haares mit einem heißen Eisen hervorgebracht wird, anderen hängen losgelöste Stücke Haut von mehreren Zoll Länge wie Troddeln um den Kopf. Auch schaben sie die eine Seite der Hörner, um ihnen eine starke willkürliche Biegung beizubringen. Je barocker die Biegung der Hörner eines Rindes ist, umso höher wird es geschätzt, und umso mehr gilt es als Zierde der Herde. Die Vorliebe dieses Stammes für sein Vieh beschränkt sich jedoch nicht auf derartige arabeskenartige Zwecke, sondern er sucht soviel als möglich, wenigstens dort, wo er mit Europäern in Berührung gekommen ist, die Güte des Viehes zu verbessern.

Die größten Herden besitzen jene Betschuanen, welche in den noch wohlbewässerten Thälern der östlichen Gebirge leben, aber auch die äußersten, nach der Kalahariwüste vorgeschobenen Vorposten des Stammes wahren sich in der wasserärmsten Gegend noch einige Schafe und Ziegen. Die Schafe, welche sie züchten,

gehören jener großschwänzigen Rasse an, welche man die ägyptische nennt, die Ziegen sind kleine Tiere mit schwarz und weiß geflecktem Fell. Von Rindern werden zwei Rassen gezüchtet, eine mittelgroße, groöhörnige Rasse von den südlichen Stämmen, im Sambesigebiet neben dieser noch das nur 3 englische Fuß hoch werdende sog. Batokarind, welches sich durch Milchreichtum und vortreffliches Fleisch auszeichnet. Außer diesen Tieren findet man bei den Betschuanen noch Hühnerzucht, und zur Bewachung der Herden werden Hunde gehalten.

Wie bei den Kaffern spielt das Vieh eine große Rolle im Leben der Betschuanen. Mit Vieh wird die Frau gekauft, und wenn ein Häuptling stirbt, wird er im Viehkraal begraben und die Herde über das Grab getrieben. Das Hauptgericht bei einem Schmauß bildet Rindfleisch, einem Freunde, den man ehren will, schenkt man ein Rind, und ein Häuptling, der sich bei seinen Kriegern beliebt machen will, überläßt ihnen ein fettes Tier aus seiner Herde.

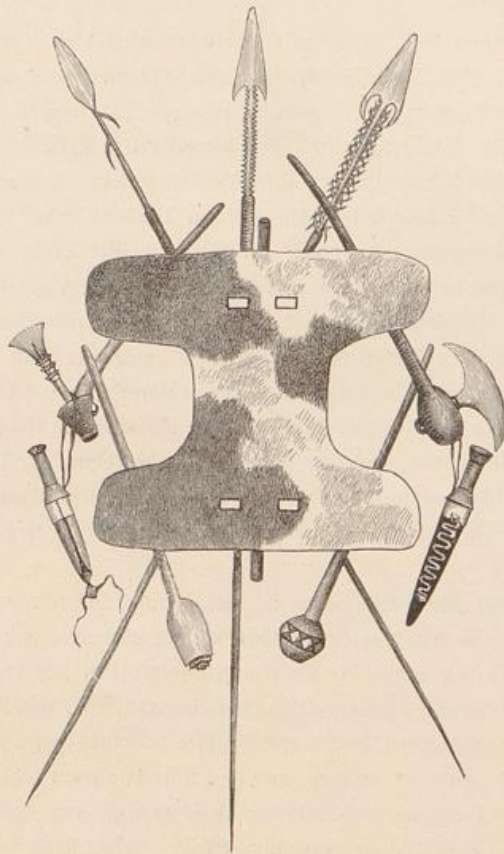
Die friedlichen Neigungen der Betschuanen haben einerseits die Kinderliebe bei ihnen großgezogen, andererseits die Fortdauer patriarchalischer Einrichtungen ermöglicht und das Anwachsen der Häuptlingsmacht verhindert. Die Kinderliebe trifft man allerdings nur zwischen Vätern und Söhnen, während die letzteren selten auch Anhänglichkeit an ihre Mütter zeigen. Die Vielweiberei ist gestattet, doch erfreuen sich jene, welche nur ein Weib nehmen, besonderer Achtung wegen ihrer Enthaltensamkeit. Trohdem herrscht außer der Ehe viel Unzucht bei den Betschuanen, und während Heiraten zwischen Brüdern und Schwestern, Oheimen und Nichten, Tanten und Neffen für blutschänderisch gelten, erbt der Sohn mit der Herde des Vaters auch dessen Weiber, und man findet nichts Anstößiges darin, wenn er mit denselben Kinder zeugt. Eine Frau, welche unfruchtbar bleibt, muß gewärtig sein, daß sie verstoßen wird, denn Unfruchtbarkeit ist stets ein Scheidungsgrund, und den Mann trifft kein Vorwurf, wenn die Verstoßene Hungers stirbt, was gar nicht selten vorkommen soll.

Der patriarchalische Zug im Wesen der Betschuanen, auf welchem die bevorrechtete Stellung des Hausvaters und seines ältesten Sohnes beruht, beeinflusst auch die Stellung des Häuptlings, dem meist zwei Älteste, Monemotse, als Rat zur Seite stehen, und der überhaupt nichts ohne die Zustimmung seines Volkes unternehmen kann. Er übt das Richteramt aus, und gegen seinen Spruch giebt es keine Appellation, dagegen ist es niemandem verwehrt, über ein vom Häuptling gefälltes Urteil, das ihm parteiisch zu sein scheint, sich abfällig zu äußern.

Der jetzigen Gliederung der Betschuanen in eine Menge Stämme von verschiedener Größe ist eine Zeit vorangegangen, in welcher sie unter einem Herrscher vereinigt waren, und die Königswürde war in dem Stamme der Baharutse erblich, aber wann die Trennung erfolgt, läßt sich heute ebensowenig bestimmen, wie sich die Gegend, aus der sie in ihre jetzigen Wohnsitze einwanderten, mit Sicherheit feststellen läßt. Allem Anschein nach sind sie vom Norden, aus dem Sambesigebiet südwärts gewandert. Viele Betschuanenstämme sind untergegangen, andere sind zerprengt worden, und ihre Überreste irren jetzt heimatlos umher. Zerprengte Angehörige des Stammes der Bakwena und anderer Betschuanenstämme haben sich mit Buschmännern der Kalahari vermischt, aber ihre alten Stammeseigentümlichkeiten haben sie beibehalten, ebenso wie sie mit den der Kalahari benachbarten Betschuanenstämmen nach wie vor Beziehungen unterhalten und in einer Art Klientelverhältnis zu ihnen stehen. Die Bakalahari, sagt Ewingstone, halten mit nicht versiegender Kraft an der allen Betschuanen eigenen Vorliebe für Ackerbau und Haustiere fest. Sie behacken alljährlich ihre Gärten, obgleich oft genug einige Kürbisse und Melonen ihre ganze Ernte bilden, und sie hüten und hegen mit Sorgfalt kleine Herden von Ziegen, obwohl sie, wie ich selbst gesehen habe, das Wasser zur Tränke oft aus kleinen Brunnen mit Stücken Straußeneierschale löffelweise schöpfen müssen.

Betschuanenstämme, die sich mit Nachbarstämmen vermischt haben, sind die Barwa und Masarwa im Kalahariveldt, die ersteren im südlichen, die letzteren im nördlichen Teil desselben, beide Mischlinge von Betschuanen und Buschmännern; ferner die Madenassana, nördlich vom eigentlichen Betschuanengebiet ansässig, Mischlinge von Betschuanen und Negeren; schließlich die Bakalahari, welche durch Vermischung von Betschuanen mit Barwa und Masarwa entstanden sind.

Der Hauptstamm der eigentlichen Betschuanen, die nur unbedeutend mit Griqua, Koranna, Makololo und Makalala vermischt sind, steht von allen auf der höchsten Kulturstufe, während die Barwa und Masarwa am tiefsten stehen. Die letzteren, über alle Betschuanengebiete zerstreut, aber hauptsächlich in der Kalahari ansässig, sind die Sklaven der eigentlichen Betschuanen. „Sie haben für ihre Herren Wild zu jagen, welche wieder von dem, was die Sklaven bringen, einen Teil für sich belassen, die wertvollsten Partien (weiße Straußfedern u. s. w.) jedoch an den Herrscher abgeben müssen. Die Betschuanen suchen wissentlich diese ihre Sklaven den Weißen fern zu halten und räumen ihnen, sie als untergeordnete Wesen (lebende Dinge) betrachtend, keines jener Rechte ein, welche sie selbst als Mitglieder eines unabhängigen, konservativen Reiches genießen.



Waffen der Betschuanen.

Abgeschieden leben diese Barwa und Masarwa in der endlosen Wildnis. Tag für Tag, Jahr für Jahr — selten besuchen sie ein Dorf oder eine Stadt im Reiche — erschauen sie rings um sich nichts anderes als nur Gras und Blumen, Bäume und Gebüsch, sowie mannichfaches Wild, wozu letzterem sie auch ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden. Deshalb sind auch ihre Sinne zumeist für eine besondere Beobachtung des Wildes geschärft, und sie zeigen im Aufspüren, Beschleichen und Erjagen desselben oft eine geradezu tierische Fertigkeit. Wissentlich werden sie von ihren Herren in ihrer Unwissenheit belassen, um sich stets sklavisch und ergeben zu bezeugen. Neben der tiefen Kulturstufe, die sie einnehmen, zeigen sie sich in ihrem Charakter als demütig, äußerst unterwürfig, scheu und misstrauisch, und jene, die von ihren Herren schlecht behandelt werden, auch



Pietermaritzburg.

H. TAYLOR.



H. Taylor.

Pietermaritzburg.

hinterlistig.“⁷³⁾ Auf einer höhern Stufe stehen die Bakalahari. In ihnen sieht der Betschuanen kein „lebendes Ding“ mehr wie in den Barwa und Masarwa, sondern betrachtet sie, obwohl als ein untergeordnetes Geschlecht, so doch schon als Menschen, und ein Bakalahari kann auch, wenn er sich besondere Verdienste erwirbt, ein Betschuanenmädchen zur Frau erhalten. Man trifft ihre Hütten in der Umgebung der Betschuanenstädte, denn sie dienen den Betschuanen meist als Viehhüter. „Was ihren Charakter betrifft, so erweisen sie sich als demütig, wenn auch weniger unterwürfig und mehr offener als die Masarwa, auch treu als Diener, doch vermischen wir bei ihnen das Geringste eines Selbstbewußtseins; wir sehen wahre mechanische Figuren vor uns.“ Die Mischlinge von Betschuanen und Negeren, die Madenassana, leben meist in schwer zugänglichen Teilen des Mababi- und des Tschobegebietes, in denen sie sich ziemlich unabhängig von den Betschuanen zu erhalten wußten. „Sie erscheinen deshalb auch selbständiger und, da sie in geistiger Beziehung auch größere Anlagen auf die Welt gebracht haben, vernünftiger, urteilsfähiger, dankbar, aber auch der ihnen zugefügten Anbilden auf lange hin eingedenk, ja selbst eifersüchtig und dann rachsüchtig, doch in mancher Beziehung treu und zuverlässig.“

Die eigentlichen Betschuanen gliedern sich in 7 Nebenweige, deren Gebiete in der Richtung von Süden nach Norden in folgender Reihenfolge aneinander grenzen: die Batlapinen (mit dem Hauptort Lothlathane) die Banquakette (Hauptort Kanja), die Bakwena (Hauptort Molopolole), die östlichen Bamangwato (Hauptort Schochong) und die westlichen Bamangwato, welche am Ngami-See wohnen. Der 7. Stamm, die Baharutse, ist Unterthan der Transvaal-Republik und wohnt an den Quellen des Notuane und Matebe. Durch innere Zwistigkeiten geschwächt, wurde er von Moselekafse zersprengt, und Teile desselben ließen sich am Schusch- und Botletesfluß nieder, an welchem letzteren sie sich mit den dort ansässigen Botlete vermischten und in Abhängigkeit von den Bamangwato gerieten.

Am weitesten in der Kultur vorgeschritten ist der Stamm der Baharutse, der alte Königsstamm der Betschuanen, welcher mehr als andere durch den ununterbrochenen Verkehr mit Europäern beeinflusst worden ist. Im Marico-Distrikt der Transvaal-Republik beschäftigen sich die Baharutse ausschließlich mit Ackerbau, bei welchem sie sich bereits des Pfluges bedienen. Das Christentum hat unter ihnen große Fortschritte gemacht, und der Missionsthätigkeit verdanken sie zum großen Teil ihre heutige günstige Lage.

Der erreichten Kulturstufe nach folgen auf die Baharutse zunächst die östlichen Bamangwato und die Barolong. Unter den ersteren hat die Zivilisation Dank den Bemühungen ihres Königs Khama, der die Missionäre eifrig unterstützte, bereits große Fortschritte gemacht, während auf die Barolong die Nachbarschaft der Weißen günstigen Einfluß ausübte. Die Diamantfelder waren nicht fern, und sie hatten daher Gelegenheit, ihre Feldfrüchte und die Erzeugnisse ihrer Viehzucht vorteilhaft an den Mann zu bringen, während sie von ihren Nachbarn, den Baharutse und den Boeren, manches lernten und manche Verbesserungen einführten. Die Batlapinen wohnen zwar auch nahe dem Gebiet der Diamantfelder, aber für sie hat der Verkehr mit den Weißen nur nachteilige Folgen gehabt: sie haben nur die Fehler und Laster derselben angenommen, während ihnen alle Tugenden fremd blieben. Mehr als die Weißen beeinflussten sie ihre südlichen Nachbarn, die Griqua und Koranna, von denen sie die Faulheit und Unreinlichkeit annahmen, welche neben der großen Neigung zum Trunk und grenzenloser Habgucht die Hauptmerkmale ihres Charakters bilden.⁷⁴⁾

Im östlichen Teil des Betschuanengebietes hatten sich aus Transvaal ausgewanderte Boeren festgesetzt, von den Eingeborenen Land erworben und zwei neue kleine Freistaaten, Goosen und Stella-Land (siehe nächstes

⁷³⁾ Die Kolonisation Afrikas. B. Die Engländer in Süd-Afrika. Vom Standpunkte der Erforschung und Zivilisierung. I. Die Eingeborenenfrage Süd-Afrikas. Von Dr. Emil Holub. Wien, Alfred Hölder, 1882, Seite 19.

⁷⁴⁾ Siehe Näheres über die Betschuanen in: Chapman, Travel into the interior of South-Africa. — Prof. Raquel, Völkerkunde, 1. Band, Seite 281 u. f. — Jacquet, Die Betschuanen und ihr Land. „Aus allen Weltteilen“, 1885, 7. Heft, Seite 182. — Bechuanaland. By a member of the Cape Legislature. London, Low, 1885. — G. B. Clark, The Transvaal and Bechuanaland. London, Juta, Heelis & Co., 1883. — Über die Sprache der Betschuanen, das Setschuana: Casalis, Etudes sur la langue Sechouane, Paris, 1841.

Kapitel) gegründet. Am Kap suchte man dieselben anfangs als Freibeuter hinzustellen und bezeichnete sie als den Auswurf der Transvaal-Bauern, aber bald zeigte es sich, daß das Vorgehen der Auswanderer durchaus nicht „von allen anständigen Leuten in Transvaal mißbilligt wurde“, sondern daß sogar die Regierung von Transvaal sich mit ihnen identifizierte. Da sie Miene machte, unbekümmert um eine erst vor kurzem mit England in bezug auf die Grenze des Betschuanen-Landes geschlossene Konvention die beiden neuen Freistaaten zu annektieren, sah sich die englische Regierung zum Einschreiten gezwungen. Schrieb doch die „Pall Mall Gazette“ bereits, daß England in Gefahr sei, allen Einfluß in Süd-Afrika zu verlieren, und daß ihm, wenn es jetzt nicht einschreite, bald nichts übrig bleiben werde, als sich auf eine Kohlenstation am Kap zu beschränken.

Obwohl Anzeichen vorhanden waren, daß die holländische Bevölkerung des Kaplandes feindliche Schritte gegen die Transvaaler nicht ruhig hinnehmen würde, ließ sich die englische Regierung doch nicht abschrecken, energisch im Betschuanenland vorzugehen und eine Expedition dorthin zu senden. Der mit der Leitung derselben betraute Colonel Ch. Warren war kein Fremdling im Betschuanenland mehr, da er schon 1879 zwischen den streitenden Häuptlingen Botlatsje und Mankoroana vermittelt hatte. Die Frucht seiner Thätigkeit war eine Reihe von Verträgen mit den Häuptlingen. Schon am 3. Mai 1884 hatte Mankoroana die Batlapinen und am 22. Mai Montsioa die Barolong unter englischen Schutz gestellt, und am 18. März 1885 konnte dem englischen Parlament mitgeteilt werden, daß das britische Protektorat über das Betschuanenland bis Schofchong ausgedehnt sei, also auch die Gebiete der Häuptlinge Setscheli und Khama umfasse. Die „Republiken“ Stellaland und Goosen, wo Warren das Standrecht verkündete, verschwanden ebenso rasch wie sie entstanden waren, und die unumschränkte Jurisdiktion Englands erstreckte sich von der Transvaal-Grenze bis zum 20.^o östl. L. und vom Oranje bis zum 22.^o südl. Br.

* * *

Auf den vorhergehenden Blättern ist der Kolonie Natal schon wiederholt gedacht worden, da die Geschichte ihrer Entwicklung sich von jener der Kapkolonie schwer trennen läßt. Trotzdem sind beide Länder, wie auch schon erwähnt, nicht nur durch die Bevölkerung, sondern auch durch Klima, Bodenerzeugnisse und Bodengestalt wesentlich von einander verschieden. Nur der südöstliche Küstenstrich der Kapkolonie von der Mossel-Bai bis Britisch-Kaffraria ähnelt Natal, aber das der Natur nach zusammengehörige Gebiet vom 23.^o östl. L. bis zur Grenze des Sulu-Landes ist politisch in mehrere Gebiete zerrissen worden: die Ostprovinzen der Kapkolonie, Britisch-Kaffraria und Natal. Letzteres bildet bereits den Übergang zu den Gebieten der Küste, in welchen der tropische Charakter immer deutlicher hervortritt.

Der Amfikulu, welcher Natal früher vom freien Kaffernland schied, ist jetzt nur noch in seinem obern Lauf die Grenze der Kolonie. Seitdem der Distrikt Alfredia mit Natal vereint worden, bilden die Südgrenze der Oberlauf des Amfikulu und der Amtansuma. Nach Norden scheiden der Buffalo- und Tugelafluß Natal von Sulu-Land, und gegen Süd- und Nordwest erheben sich die Drakenberge, als mächtiger Wall gegen Basuto-Land und Transvaal, in den Machache, Champagne oder Giants Castle-Höhen bis zu 10 000 Fuß Höhe ansteigend. Das Land senkt sich von den Drakenbergen terrassenförmig zum Meere. Die höchste der Terrassen, welche durchschnittlich 4000 Fuß hoch ist, erstreckt sich von den Drakenbergen etwa 50 bis 55 englische Meilen nach der See hin; die folgende Terrasse ist 2000 Fuß hoch und etwa 20 Meilen breit, die dritte etwa 800 Fuß hoch bei einer Breite von 15 englischen Meilen. Auf der mittlern Terrasse liegt Maritzburg oder Pietermaritzburg (siehe Seite 189), die Hauptstadt von Natal, in 1005 Fuß Höhe über dem Meerespiegel.

Der fruchtbarste Teil ist das Küstengebiet. Dort trifft man Kaffeepflanzungen und Zuckerrohrfelder, dort gedeiht die Orange, der Pfirsang, die Ananas. An der Küste und auf der ersten Terrasse, also bis zur

Höhe von 800 Fuß, gedeihen außer verschiedenen tropischen Produkten Bataten, Kartoffeln, Mais, Durrah u. s. w., auf der mittlern Terrasse Mais, Weizen und Hafer.

„Obgleich es,“ schreibt Mohr,⁷⁵⁾ „keine eigentlichen Wälder hochstämmiger Bäume giebt, so fehlt es dem Lande doch nicht an durablen und kostbaren Holzarten; die meisten der Bäume zeichnen sich im Frühjahr durch einen grellen Blütenschmuck aus, und viele sind perennierend mit Blüten bedeckt, die Mimosen und Akazien fallen jedem Beobachter durch ihre horizontalen, schirmartig sich ausbreitenden Zweige auf. — Eine Erythrina, die in der Kolonie unter dem Namen Kaffirbaum bekannt ist, blüht mitten im Winter und zeigt ihre lachenden, scharlachroten Blüten. — Eine Eigentümlichkeit von ganz Südost-Afrika, nicht nur von Natal allein, sind jene mit furchtbaren Dornen versehenen Mimosen-Gebüsche, die die Boers mit den Namen Haak Doorns, Kameel Doorns, Wacht en bitje Doorns etc. (warte ein wenig) bezeichnen, und die dem Wanderer und Jäger formidabile Schwierigkeiten bereiten können. — Einer der nützlichsten Bäume der Kolonie, *Tagus elongata*, liefert das Gelbholz (yellow Wood), es wird seiner Dauerhaftigkeit wegen zum Bau von Wohnungen und bei Anfertigung von Möbeln gern benutzt. Es kommen Stämme vor, die bis zur Höhe von 40 Fuß durchaus astlos sind und die einen Durchmesser von 5 Fuß haben. Eine andere, gleichfalls sehr nützliche, aber hiervon verschiedene Sorte ist das Bastard-Gelbholz; gut getrocknete Stämme dieser Sorte zieht man dem gewöhnlichen Gelbholz noch vor, doch liefern verschiedene Bäume sehr oft verschiedene Qualitäten; das unter dem Namen Niesholz (Sneeze Wood) bekannte Holz gehört einer immergrünen Baumart an, welche eine bedeutende Höhe erreicht, man findet Stämme von 80 Fuß Höhe bei einem Durchmesser von 4 Fuß. Wird das Holz bearbeitet, so üben die frischen Spähne auf die Nasennerven einen Reiz aus ähnlich wie Schnupftabak, daher der Name. Da es enorm harzreich ist, so eignet es sich durchaus gar nicht zu Möbeln oder Haushaltungsgegenständen, aber für Pfosten, welche der Feuchtigkeit zu widerstehen haben, ist es geradezu unübertrefflich. Wird ein Stamm Niesholz angezündet, so brennt er fast wie eine Kerze, und Bäume, die im Walde in Brand gesteckt werden, brennen oft wochenlang. — Stinkholz (Stink Wood der Kolonie), *Caurus bullata*, wird bei der Fabrikation von Möbeln und zu Wagenrädern benutzt; wird es mit der Säge oder dem Hobel bearbeitet, so macht sich ein unangenehmer Geruch bemerkbar. — Neben Eisenholz, Ebenholz, dem roten Elfenbeinholz und dem Camboosholz der Kaffirn kommen verschiedene andere Holzarten vor, die indessen hier nicht weiter erwähnt werden können. Wenn nun am Ende der trockenen Jahreszeit, in den letzten Septembertagen, der lange Regenmangel und die austrocknenden Sonnenstrahlen die Landschaft in braungelbe Farben kleiden, so ist die Zeit gekommen, wo die Kaffirn und europäischen Ansiedler weite Strecken in Brand stecken. Phantastisch ist dann der Anblick, wenn eine breite Flammenfront aus den Thälern, von der wechselnden Richtung des Windes bald hierhin, bald dorthin getrieben, erratisch an den Seiten der Berge hinaufzüngelt und die Nächte unheimlich erhellt. — Meilenweit erstrecken sich die vom Feuer verzehrten, jetzt schwarz wie ein Bahrtuch, aschig und verkohlt daliegenden Flächen, auf denen alles Leben erstorben ist und wo man nur hin und wieder die zahlreichen Körper verkohlter Heuschrecken findet. — Doch nur kurze Zeit währt der Anblick dieser traurigen Verwüstung, denn kaum sind die ersten Gewitterregen gefallen, so erhebt sich aus der fruchtbaren Asche das im farbenreichen Schmucke prangende Pflanzenleben und entzückt die Sinne durch seinen Formenreichtum und Wohlgeruch. In endloser Verschiedenheit und Pracht schießen mit rapider Schnelligkeit zahllose Zwiebelgewächse auf, weithin durch das helle junge Grün leuchten ihre meist rotfarbigen Blütenstengel: Amarillideen, Eiliceen und *Gladiolus*-Arten. — Der aufmerksame Wanderer hat Gelegenheit zu beobachten, wie selbst das Kolorit einer Landschaft allein ausreicht, auf die Seelenstimmung des Menschen einen großen Einfluß auszuüben, denn wie ich 1866 im September wochenlang durch die öden, verkohlten Landschaften des Sulu-Landes zog, auf denen wie in der Wüste alles vegetabilische und animalische Leben erstorben war, stellte sich sowohl bei europäischen wie eingeborenen Begleitern der Karawane eine entschieden melancholische und unzufriedene Stimmung

⁷⁵⁾ Eduard Mohr, Nach den Viktoriafällen des Sambesi. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1875, 1. Band, Seite 46.

ein; kaum hatten die befruchtenden Regen die durstende Flur wie mit einem Zauberschlage in ein lachendes Blumenbeet verwandelt, so sprudelte das gewöhnlich heitere Gemüt meiner schwarzen Kaffirbegleitung von toller Laune wieder über, aber auch der gebildete Mensch fühlt sich sympatisch berührt durch das freudige Wiedererwachen des friedlichen Pflanzenlebens. — Eine der herrlichsten unter vielen schönen Blumen ist wohl die in der Kolonie unter dem Namen Natal Lily bekannte, die *Amaryllis Belladonna*, deren enorme Blüten in weißen und lilafarbigen Glocken das Auge entzücken und deren schlanker Stamm sich 3—4 Fuß über die Erde erhebt. — Der in unseren Gärten so sehr beliebt gewordene *Gladiolus* blüht in Natal im Oktober, sein Gebiet erstreckt sich in Südost-Afrika von der Kapkolonie bis zu den Viktoriasfällen des Sambesi, auf allen Wiesenflächen, an jedem Sumpfe trifft man die Galla mit ihren großen, weißen, tutenartigen Blüten an; die Aloes mit ihren fleischigen, dornbezackten Blättern lieben einen steinigen Grund und blühen an den heißen Wänden der Felsen, in deren Spalten sie ihre Wurzeln tief einschlagen.“

Unter der Tierwelt Natals ist durch die Büchsen der Jäger bereits arg aufgeräumt worden, und einzelne Tierarten, wie der Löwe und der Elefant, sind völlig ausgerottet. Am zahlreichsten sind heute noch die über die ganze Kolonie verbreiteten Antilopen, von denen mehrere Arten vorkommen, auch Elands und Kudus. Den ausgerotteten Löwen ersetzt der Leopard oder Panter, der namentlich in den an die Draakenberge grenzenden Gebieten noch sehr häufig vorkommt und große Verheerungen unter den Herden anrichtet. Auch unter der Vogelwelt hat das für den Handel wichtigste Tier, der Strauß, das Schicksal des Elefanten geteilt, aber eine Menge kleiner Vogelarten mit prächtigem Gefieder, der Lori, der rote Prachtweber, die Paradieswitwe, verschiedene Honigsauger, der *Cuculus Indicator*, eine Menge wilder Tauben, Perl-, Sand- und Rebhühner u. s. w. sind über das ganze Land verbreitet, und an den Seen und Wassertümpeln wimmelt es von Wasservögeln aller Art. Von Raubvögeln sind mehrere Geiersorten zahlreich vertreten. Eine schlimme Landplage bilden die weißen Ameisen, deren zerstörende Thätigkeit sich an Häusern und Holzmöbeln unangenehm bemerkbar macht, die den Pferden und Rindern so gefährlich werdenden Blutwanzen und die Anmasse von Schlangen, unter denen man Exemplare von 18 Fuß Länge findet, die gefährlichen Cobra-Arten, aber man trifft auch nicht giftige Riesenschlangen (*Python*), welche als Ratten- und Mäusevertilger auf manchen Plantagen förmlich gehegt und gepflegt werden.

Natal ist unter den englischen Gebieten in Süd-Afrika, in welchen ein namhafter Prozentsatz weißer Ansiedler vorhanden ist, verhältnismäßig am dichtesten bevölkert. Die Kapkolonie übertrifft es zwar an Einwohnerzahl, steht ihm aber in bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung weit nach, da in der Kapkolonie mit ihren (rund) 517800 □Kilometer Fläche nur 2 Einwohner auf den □Kilometer entfallen, während Natal auf 48600 □Kilometer Fläche 364500 Einwohner zählt, sodaß durchschnittlich auf 1 □Kilometer 7½ Menschen wohnen. Nur die Transkeigebiete übertreffen mit 10 Menschen auf den □Kilometer Natal an Bevölkerungsdichtigkeit. Trotzdem ist in Natal noch viel Boden für neue Einwanderer vorhanden, denn das Land ist größer als das Königreich Serbien und besitzt heute nur eine Bevölkerung, welche etwa jener der sächsischen Kreis-hauptmannschaft Bautzen gleichkommt.

Die eingewanderte Bevölkerung besteht aus Europäern und Indern. Erstere haben sich als Farmer niedergelassen oder treiben ein Gewerbe, während die indischen Einwanderer Kulis sind. Die Eingeborenen zählen etwa 236000 Seelen, kommen aber als Arbeiter für die Plantagen gar nicht in Betracht, weshalb man sich eben gezwungen sah, Arbeitskräfte aus Indien heranzuziehen. Die Regierung und die Pflanzler sind unablässig bemüht, den Einwandererstrom zu verstärken, und sie haben ihr Augenmerk hauptsächlich auf Deutschland gerichtet, von wo aus alljährlich mehrere hundert Personen kostenfrei nach Natal übergeführt werden. Man weist den Einwanderern Ländereien meist in der Umgebung von Pietermaritzburg an, für welche sie einen sehr geringen Kaufpreis zu entrichten haben, der überdies erst nach 12 Jahren zahlbar ist. Auf diese Weise sind die blühenden deutschen Kolonien entstanden, deren bereits weiter oben (siehe Seite 132) Erwähnung geschah. Sie sollten durch ihr Gedeihen die eingeborene Bevölkerung zur Nachahmung der europäischen Kulturmethode

verleiten, aber bisher ist ein Einfluß in dieser Richtung nicht zu merken. Eine rationelle Bodenkultur trifft man bisher nur in den Niederlassungen der Europäer, während die Eingeborenen den Grund und Boden rücksichtslos in der unvernünftigsten Weise ausbeuten. Da die Eingeborenen jahraus jahrein dieselben Früchte pflanzen, ohne den Boden jemals zu düngen, wird dieser bald erschöpft. Sobald er dann nicht mehr soviel trägt, daß die Eingeborenen ihre Arbeit gelohnt finden, lassen sie die bisher bebauten Felder brach liegen und bebauen ein frisches Stück Land in gleicher Weise, bis auch dieses ausgefaßt ist. Unter solchen Umständen ist es sehr erfreulich, daß von Jahr zu Jahr mehr Land durch Weiße in Kultur gesetzt wird und die Zahl der von diesen bebauten Acres sich von 1878 bis 1881 verdoppelt hat.

Die Eingeborenen bauen meist Kafferkorn und Mais, welche ihre Hauptnahrung bilden; außerdem werden gebaut Bataten, Kartoffeln und Hafer. Der Weizenbau ist noch sehr unbedeutend, und Natal ist gezwungen, seinen Weizenbedarf zum weitaus größern Teile von Australien her zu decken. Fernere Produkte des Ackerbaues sind Kaffee, Tabak, Zucker, Arrowroot, Cayennepfeffer und Gemüse, welche sämtlich nur von den europäischen Plantagen kommen. Die Kolonisten wenden sich jetzt zahlreich wieder der Kaffeekultur zu, welche eine Zeitlang sehr vernachlässigt war. Zuckerrohr wird nur an der Küste gepflanzt, da es im Innern nicht mehr gedeiht, und es ist daher nicht zu erwarten, daß die Zuckerkultur noch einen viel größern Aufschwung nehmen werde als sie bereits erreicht hat. Immerhin stecken schon heute in der Zuckerindustrie bedeutende Kapitalien.

Der Viehzucht wird auch hier sowohl von den Kolonisten als von den Eingeborenen große Sorgfalt zugewendet und dieselbe durch Veredlung der Rassen, wie dies namentlich schon bei den Schafen durchgeführt ist, zu heben gesucht. Die Zahl der Rinder und Schafe beträgt bereits mehr als 1 Million. Außer diesen werden noch in größerer Zahl Ziegen gezüchtet, deren etwa eine viertel Million vorhanden sind, in viel geringerem Maße dagegen Schweine.

Was oben über das Verhältnis vom Import zum Export in der Kapkolonie gesagt worden (siehe Seite 147), das gilt auch von Natal. Auch hier überwiegt der Import, und in viel stärkerem Grade als in der Kapkolonie. Das Land besitzt bisher fast gar keine Industrie und liefert zur Ausfuhr nur Rohprodukte, Mais, Zuckerrohr, Arrowroot, Straußenfedern, Schafwolle, Häute, Antilopenfelle, Angorahaare und Elfenbein, während fast alle gewerblichen und industriellen Erzeugnisse über See eingeführt werden müssen. Während im Jahre 1882 der Import über 46 Millionen Mark betrug, erreichte der Export nur etwa 15 Millionen Mark. Wir finden unter den Einfuhrgegenständen: Maschinen, landwirtschaftliche Geräte, Eisen- und Zinnwaren, Tischler-, Tapezier-, Drechsler- und Sattlerarbeiten, Messerschmiedwaren, Gewehre und Pistolen nebst Pulver, Patronen und Kapseln, Holzwaren, Leder-, Woll-, Kurz- und Modewaren, Holz (Bretter), Hausgeräte, Segelleinwand, Parfümeriewaren, Schreibmaterialien, Zuckerwaren, Kaffee, Wein (in Fässern und Flaschen), Rum, Kognak, Gin, Wisky und andere Spirituosen, präserviertes Fleisch, Mehl, Reis, Hülsenfrüchte, Ölwaren, Mais, Hafer u. s. w. Nach Herstellung geordneter Verhältnisse sowohl in der Kolonie als in den Nachbargebieten hat sich Ein- und Ausfuhr mächtig gehoben, und es ist mit der wachsenden Einwandererzahl immer noch eine bedeutende Steigerung zu erwarten. Die Kolonie nimmt heute bereits eine der ersten Stellen unter den Kolonien Englands ein. Schon im Jahre 1881 konnte der Jahresbericht der Administration mit großer Befriedigung auf die überaus günstige Lage Natal's hinweisen. „Bezüglich der Einnahmen und Ausgaben,“ hieß es in demselben, „sind unter den Kolonien Englands, die keine verantwortliche Regierung haben, nur zwei, nämlich Ceylon und Mauritius, die sich in einer so günstigen Lage wie Natal befinden. Natal verbraucht jährlich für etwa 2 Millionen Pfund englische Fabrikate, die anderen englischen Kolonien hingegen nur folgende Summen: Ceylon 1250000, Britisch-Guyana 1 Million, Jamaika 750000, Trinidad 644000, Mauritius 500000, Tasmanien 375000, die Barbaden 350000, West-Australien 153000 Pfund. Die europäische Bevölkerung Natal's nimmt jährlich zu; große Kapitalien werden in der Kolonie investiert, das Eisenbahnnetz ausgedehnt, und öffentliche Bauten rastlos ausgeführt.“

Der Handel Natal's befindet sich fast ganz in den Händen der Engländer. Etwa 84% der Einfuhr und 72% der Ausfuhr entfallen auf England, und außerdem sind die englischen Kolonien an ersterer mit etwa 6, an letzterer mit 25% beteiligt. In neuerer Zeit haben unter den anderen Ländern, welche am Handel Natal's beteiligt sind, besonders die Vereinigten Staaten viel Terrain gewonnen, und ihr Handel nimmt von Jahr zu Jahr an Umfang und Bedeutung zu.

Deutsche Firmen trifft man in Durban und den anderen Städten Natal's häufig, doch sind auch manche Firmen mit deutschen Namen im Besitz von Engländern. Ein deutsches Haus, Ch. Albert Müller, vermittelt den größern Teil des Wollhandels von Natal.

Von großem Einfluß auf die Hebung des Handels ist die rasch fortschreitende Verbesserung der Verkehrswege in der Kolonie. Schon am 4. Dezember 1880 ist die erste 54 Meilen lange Eisenbahnlinie Durban-Pietermaritzburg dem Verkehr übergeben worden, und seitdem hat man sie nach der Grenze von Transvaal weitergeführt. Außer dieser Bahn besitzt die Kolonie noch zwei der Küste entlang führende Linien, die jedoch von geringerer Bedeutung sind. Die Schwierigkeit des Warentransports im Ochsenwagen, auf den man vor Eröffnung der Strecke Durban-Pietermaritzburg beim Verkehr mit dem Innern ausschließlich angewiesen war, ist bereits geschildert worden. Abgesehen von den vielen Mühen und Gefahren, welche mit einem solchen Transport verbunden waren, wurde durch ihn die Fracht auch so verteuert, daß schon die durch den Eisenbahntransport bewirkte Preisverminderung der Waren belebend auf den Handel einwirken mußte.

Für den überseeischen Verkehr ist der Hafensplatz die Stadt Durban. An der Stelle, welche sie einnimmt, hatten schon die Holländer im Jahre 1721 eine Niederlassung gegründet, die sie jedoch bald aufgaben. Mehr als 100 Jahre später (1823) kam der englische Schiffsleutnant Farewell nach Natal und war von dem Lande so entzückt, daß er nach seiner Rückkehr nach der Kapstadt alsbald Anstalten traf, in Natal eine Kolonie zu gründen. Die Niederlassung, welche an der Bai von Natal entstand, war das heutige Durban, das diesen Namen zu Ehren eines Gouverneurs der Kapkolonie erhielt. Leider gehört die Bai nicht zu den besten Häfen Süd-Afrikas und läßt viel zu wünschen übrig, da eine Barre die Einfahrt erschwert, an der sich bei Ebbe die See so heftig bricht, daß Schiffe von größerem Tiefgang nicht passieren können. „Die Form des Hafens ist die eines durchschnittenen Flaschenkürbisses, der enge Hals bildet die Einfahrt, die blasenförmige Fläche das Becken des Hafens. Dieses Becken wird nur bei mittlerer Flut ganz von Wasser gefüllt und für Boote passierbar; ist niedrige Ebbe, so können Seeschiffe nur in jenen Rillen ankeren, die wie Adern das Hafenbassin teilweise durchziehen. Von Süden nach Westen herum ziehen sich bewaldete Höhen und Hügel, die bei der Stadt Durban den Namen Berea führen und auf denen die Landsitze der reicheren Bewohner liegen, die im Hafen vom Deck der Schiffe aus deutlich zu erkennen sind.“

Das nördliche Ufer der Bai bildet eine weit vorspringende Landzunge, der Point, während sie nach Süden ein bewaldetes Vorgebirge, der Bluff, einschließt. Am Point ist die Landungsstelle der kleinen Dampfer, und von dort führt ein guter Weg nach Durban. Die Stadt ist der Einwohnerzahl nach die dritte unter den südafrikanischen Städten, denn sie zählt etwa 15000 Einwohner, und macht mit ihren vielen Kirchen und den schönen öffentlichen Anlagen einen fast großstädtischen Eindruck. Die Häuser sind fast ausnahmslos aus Stein und Eisen erbaut, mit hübschen Gärten verbunden, und den drei Hauptstraßen würde man es nicht anmerken, daß sie einer afrikanischen Stadt angehören, wenn man zwischen der Bevölkerung in europäischer Kleidung nicht die halbnaekten Kaffern, die Inder mit den großen Turbanen und die Chinesen sähe, welche das Straßenleben in Durban für den Fremden so ungemein interessant machen. Joest, der die im Lande geborenen Natalier als „ebenso unangenehme Exemplare des beschränkten Kolonialen wie der Kapkolonist“ schildert, rühmt die Schönheit der Töchter Natal's. „Ich habe,“ schreibt er, „selten so viele hübsche Backfische gesehen, wie z. B. in Durban.“

Von Durban führt uns eine in jämmerlichem Zustande befindliche Eisenbahn nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt des Landes, wo der Leutnant-Gouverneur seinen Sitz hat. Wer aus dem geschäftigen, belebten

Durban kommt, wird sich in Pietermaritzburg in ein großes Dorf versetzt glauben. Die Stadt erfreut sich zwar einer sehr hübschen Lage und sie besitzt auch einige große öffentliche Gebäude und mehrere Denkmäler, aber in den langen, menschenleeren Straßen ist keine Spur von dem großstädtischen Treiben der Handelsstadt Durban (siehe Seite 189).

Je tiefer man in die Kolonie eindringt, desto mehr erkennt man, wie sehr sich dort noch alles im ersten Stadium des Werdeprouesses befindet, sodaß heute nicht einmal die politische, geschweige denn die wirtschaftliche Zukunft Natal's gesichert erscheint. Unter mehr als einer Viertel-Million Kaffern leben etwa 25000 Weiße. Trotz aller Fortschritte, welche die Zivilisation unter den Eingeborenen gemacht haben soll, befinden sich die europäischen Niederlassungen auf einem Vulkan, der jeden Augenblick ihre Existenz durch einen Ausbruch bedrohen kann. Die wirtschaftliche Zukunft Natal's dagegen hängt davon ab, daß es sich durch eine rechtzeitige Schienenverbindung zwischen Durban, Bloemfontein und Pretoria das weite Handelsgebiet in den beiden Boerenrepubliken sichert und verhindert, daß ihm dort die Konkurrenz aus der Kapkolonie zuvorkommt. Gelänge dies nicht, würden die beiden Freistaaten früher mit Kapstadt durch eine Eisenbahn verbunden, dann dürfte eine schwere Krisis für den Handel Natal's und namentlich auch für seine rasch aufblühende Zuckerindustrie eintreten und Durban Gefahr laufen, seine heutige Bedeutung ganz oder zum großen Teil zu verlieren.



Wasserfall in Transvaal.

Die Boeren-Freistaaten.

Die Geschichte Süd-Afrikas weist bereits gar manches mit Blut beschriebene Blatt auf. England vermochte zwar in den Kriegen gegen Napoleon den Holländern das Kapland zu rauben, aber es ist ihm bis heute nicht gelungen, in der überwiegend holländischen Bevölkerung der Kolonie freundliche Gesinnungen gegen das neue Mutterland zu erwecken. Zu schwer hat Mißwirtschaft und Ungerechtigkeit englischer Beamten lange Zeit auf den Kap-Bauern gelastet, und der Rassenhaß, den sie großgezogen haben, und der wiederholt in wilden Flammen aufgelodert, ist noch heute nicht erloschen. Seit einem halben Jahrhundert kämpfen die Kap-Bauern — ein Häuflein Menschen im Vergleich mit den Millionen des britischen Weltreiches — mit zäher Hartnäckigkeit gegen das ländergierige England, Gut und Leben nicht achtend, wo es ihr Teuerstes zu wahren gilt: die Unabhängigkeit, die Freiheit. Immer weiter nach dem Innern sehen wir sie

sich zurückziehen, in blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen eine neue Heimat sich erstreiten, aber kaum haben sie in derselben das Zelt mit dem festen Wohnhaus vertauscht und das Land urbar zu machen begonnen, so finden sich auch schon ihre Verfolger ein, und ein Machtspruch erklärt ihr Land für annektiert, sie selbst als Unterthanen des verhassten England. Auf's neue brechen sie auf und ziehen weiter, einer ungewissen Zukunft entgegen, und sie ruhen nicht, bis sie nach manchen schweren und trüben Tagen endlich doch erreichen, was sie erstrebt, und droben im Hochland einen freien Staat begründen, die Schweiz Süd-Afrikas, ein sicheres Asyl für alle, welche nicht geneigt sind, der Gewalt sich zu fügen.

Es mag manche Schattenseiten in den Staatswesen der Boeren geben und mancher rauhe Zug im Charakter der Bevölkerung uns unangenehm berühren, aber ihrer mutigen Ausdauer kann man die Bewunderung nicht versagen, und unsere Sympathie folgt ihnen in den Kämpfen, in welchen sie bewiesen haben, daß der Schwache sich nicht stets dem Mächtigen fügen muß, daß er vielmehr zu einem gefährlichen Gegner werden kann, wenn er die Waffe ergreift, um sein mit Füßen getretenes Recht zu verteidigen.

England hat seine Herrschaft im Kaplande mit einer Blutthat eingeleitet, welche die Boeren nicht vergessen können. Die Ungerechtigkeiten und die eigenmächtige Handlungsweise der ersten Gouverneure hatten in der holländischen Bevölkerung eine tiefe Erbitterung hervorgerufen, und es konnte nicht überraschen, daß eines Tages einer der trostigen Bauern Gewalt der Gewalt entgegensetzte. Vor einer Kommission, welche zur Untersuchung der Klagen wegen Mißhandlung der hottentottischen Diener eingesetzt worden, sollte sich auch der Bauer Friedrich Bezuidenhout verantworten. Der Landdrost sandte einen Leutnant mit einigen Soldaten nach dem Hofe des Verklagten, um ihn zu verhaften, aber Bezuidenhout verschanzte sich in seinem Hofe und verteidigte diesen mit einem Diener so hartnäckig, daß die Soldaten nur über seine Leiche einzudringen vermochten. Sein Bruder Johann und andere Verwandte beschloßen seinen Tod zu rächen. Sie knüpften Unterhandlungen mit einigen Kaffernhäuptlingen an, um sie zum Aufstand gegen die Engländer zu bewegen, und riefen die Bauern zum Befreiungskampf unter die Waffen. Als sie bei den letzteren wenig Anhang fanden und auch die Verhandlungen mit den Kaffern erfolglos blieben, nahmen sie allein den Kampf auf, und einige Zeit war ihnen trotz ihrer geringen Zahl das Glück nicht abhold. Der von Anfang an aussichtslose Aufstand endete jedoch mit der Gefangennahme aller Aufständischen, worauf der Gouverneur fünf der Rädelsführer zum Tod am Galgen verurteilte. Am 6. März 1816 sollte bei Slagters Nek die Hinrichtung vollzogen werden. Das Schaffot, das dort in aller Eile errichtet worden, vermochte die Last nicht zu tragen, es brach zusammen und alle Verurteilten stürzten zu Boden. Schwer verletzt durch den Sturz, schleppten sie sich zu dem der Hinrichtung beiwohnenden Offizier hin und flehten um Gnade, aber ihre Bitten wurden nicht erhört. Der Offizier befahl, ein neues Schaffot zu errichten, und das Urteil wurde vollzogen.

Das war das Drama von Slagters Nek, dessen Einzelheiten heute noch jeder Bauer im Kaplande zu erzählen weiß, und mit ihm beginnt das lange Schuldverzeichnis, für welches es bei den Boeren kein Vergeben und kein Vergeben giebt.

Die Klagen der Bevölkerung gegen das englische Regiment, welche allmählich immer lauter wurden, bezogen sich theils auf die übermäßige Belastung der Kolonie durch die hohen Gehalte, welche die englischen Beamten empfangen, theils auf die Maßregeln der Regierung zu gunsten der Hottentotten und der Sklaven, welche die Bauern hielten. Der Sklavenhandel war schon unter der batavischen Republik sehr eingeschränkt worden, und bald nach der Annexion des Kaplandes wurde er völlig unterdrückt. In einem Land, in welchem Arbeiter so schwer zu erlangen waren wie im Kapland, war es eine Lebensfrage für die Bevölkerung, daß der Übergang zu neuen Verhältnissen in schonender Weise angebahnt wurde, und die Bauern ergriffen daher selbst die Initiative, um die Sklaverei allmählich abzuschaffen. Ein philanthropischer Verein, der zu diesem Zwecke gegründet wurde und sich zunächst den Loskauf und die Freilassung von Mädchen zur Aufgabe stellte, erzielte in kurzer Zeit einen im Verhältnis zu seinen Mitteln bedeutenden Erfolg. Er wandte sich an die Regierung mit der Bitte um Gewährung einer Unterstützung, mit deren Hilfe in zehn Jahren die Sklaverei

völlig beseitigt werden sollte, aber das Gesuch wurde nicht nur abgelehnt, sondern überdies die sofortige Aufhebung der Sklaverei angeordnet. Die Sklavenbesitzer sollten mit 60 Millionen Mark, welche das englische Volk zu diesem Zwecke anwies, entschädigt werden. Es war eine geringe Summe, da davon nur 1700 Mark auf den Sklaven entfielen, während mancher seinem Herrn 12000 Mark gekostet hatte, aber nicht einmal diese Summe gelangte zur Verteilung. Auf dem Wege von London nach dem Kap verschwanden wunderbarer Weise 36 Millionen spurlos, und von dem Rest, der nicht in die Taschen der englischen Beamten floß, erhielten die Sklavenbesitzer für jeden Sklaven anstatt 85 Pfund nur 33 Pfund 12 Schilling!

Auf diesen schweren Schlag, der die Bauernbevölkerung traf, folgte bald ein zweiter. Die Grenzgebiete hatten von Anfang an viel unter den Raubzügen der Kaffern zu leiden, gegen welche die Kapregierung trotz aller Bitten keinen Schutz gewährte. Erst als im Dezember 1834 die Kaffern den ganzen Osten der Kolonie überschwemmten und überall sengten, raubten und mordeten, raffte man sich in der Kapstadt zur Abwehr auf. Da die zur Verfügung stehenden Truppen ungenügend waren, wurden die Bauern unter die Waffen gerufen, und sie folgten dem Rufe willig und lieferten anstandslos allen requirierten Proviant, da man ihnen volle Entschädigung für ihre Leistungen zusicherte. Sie berechneten nachher den Schaden, welcher etwa 500 Farmer der Grenzdistrikte getroffen hatte, auf 5 600 000 Gulden, aber von der versprochenen Entschädigung ist nie ein Heller gezahlt worden. In London erklärte man, die Bauern seien selbst an dem Kriege schuld gewesen, die Kaffern vollständig in ihrem Rechte, und erstere hätten daher keinen Anspruch auf Entschädigung.

Ein solches Vorgehen bewies klar, daß man es darauf abgesehen hatte, die holländischen Bauern zu ruinieren, und diese beschloßen daher, ein Land zu verlassen, in dem sie nichts als Bedrückungen zu erwarten hatten, und sich eine neue Heimat zu suchen. Viele verkauften Anfang 1836 ihre Farmen ohne Rücksicht auf die großen Verluste, welche mancher dabei erlitt, und rüsteten sich zum Aufbruch. Man dachte einen Augenblick daran, sie an der Auswanderung zu hindern, ließ sie aber dann doch ungehindert ziehen. Unter der Führung von Hendrik Potgieter überschritten zunächst 200 Mann den Oranje, nachdem aber diese bei dem Häuptling der Barolong freundliche Aufnahme gefunden hatten, folgten bald andere nach, sodaß die Zahl der Auswanderer rasch auf 10 000 stieg. Ein Teil zog weiter in das jetzige Transvaalgebiet, wo er in schwere Kämpfe mit Moselekatsa, dem Häuptling der Matabele, der die Betschuanen sich unterworfen hatte, verwickelt wurde. Moselekatsa wurde schließlich über den Limpopo zurückgetrieben, und die Bauern nahmen das ihm abgenommene Land in Besitz. Nun brachen Streitigkeiten unter den Siegern aus. Die einen wählten Retief zum Anführer, jedoch eine Partei, an deren Spitze Hendrik Potgieter und Jakobus Uys standen, wollte ihn nicht anerkennen, trennte sich von der Hauptmasse und zog über die Drakenberge nach dem durch die Raubzüge der Sulu Tschakas damals fast ganz entvölkerten Natal. Im jetzigen Oranje-Freistaat und in Transvaal blieb nur ein kleiner Teil der Auswanderer zurück, denn auch Retief zog bald darauf nach Natal, sodaß dort Ende 1837 etwa 8000 Auswanderer versammelt waren. Sie traten, um sich freundliche Nachbarschaft seitens der Sulu zu sichern, mit Tschakas Nachfolger Dingaan in Unterhandlung, aber ihre Abgesandten wurden in Dingaans Kraal verräterisch überfallen und niedergemetzelt, und die Auswandererkolonie erwehrete sich bei Weenen mit Mühe und Not des ungestümen Angriffes der Scharen Dingaans (siehe Seite 165). Erst als frischer Zuzug aus der Kapkolonie eingetroffen war, konnten sie sich für den Verrat rächen, verheerten Sulu-Land, vernichteten das Heer Dingaans und setzten Panda zum König der Sulu ein, der sie dafür lohnte, indem er ihnen Natal in aller Form Rechtsens abtrat.

Während die Bauern noch im Sulu-Land kämpften, landete eine kleine Abteilung englischer Truppen in der Bai von Natal und ergriff am 14. November 1838 von derselben Besitz im Namen der englischen Regierung, aber das Kolonial-Ministerium in London, welches einer Vergrößerung der Kolonie abgeneigt war, mißbilligte diesen Schritt, die englische Flagge wurde eingezogen und die Besatzung kehrte nach Kapstadt zurück. Trotzdem nahm der Gouverneur der Kapkolonie, Sir George Napier, Streitigkeiten zwischen den Bauern und

Kaffern, welche von jenen wegen eines Viehdiebstahls geächtet wurden, zum Anlaß abermaligen Einschreitens. Die Bauern waren wie immer der schuldige Teil, und um ihren „Barbareien“ ein für allemal Einhalt zu thun, erklärte der Gouverneur Natal für annektiert und sandte einige hundert Mann ab, um die Bauern zur Anerkennung der englischen Oberhoheit zu zwingen. Diese Expedition nahm einen kläglichen Verlauf. Ein Angriff der Engländer auf das Lager der Bauern wurde zurückgeschlagen, sie verloren 103 von 140 Mann, darunter ihren Kommandanten, und der Rest wurde nach Verlust der Kanonen und der vor Anker liegenden Schiffe von den Bauern eingeschlossen. Als die Nachricht von diesen Vorgängen nach Kapstadt kam, wurde sofort ein für Ostindien bestimmtes Regiment nach Natal gesandt, welches noch rechtzeitig eintraf, um die dem Hungertode nahen Belagerten zu entsetzen. Die Bauern versuchten zwar noch Widerstand zu leisten, jedoch nach einem für sie unglücklichen Gefecht zogen sie sich nach dem in der Mitte des Landes gegründeten Pietermaritzburg zurück und knüpften Unterhandlungen an, die mit ihrer Unterwerfung endeten.

So kam Natal unter englische Herrschaft. Nicht zufrieden, den Bauern die Freiheit genommen zu haben, suchten die Engländer sie nun auf alle Weise zu schädigen und so zu schwächen, daß ein neuer Versuch zur Erlangung der Unabhängigkeit ganz aussichtslos werden sollte. Mit der Regierung des Königs Panda unzufriedene Kaffern wurden bewogen, nach Natal überzusiedeln, und man wies ihnen Ländereien an, die man den Bauern abnahm. Die Nachbarschaft machte sich diesen bald in unangenehmer Weise bemerklich, und dies umsomehr, je mehr die Kaffern sich überzeugten, daß die Regierung alle Übergriffe von ihrer Seite zu dulden und sie nicht zu strafen entschlossen sei. Die Bauern waren den raubgierigen Kaffern mit gebundenen Händen überliefert, denn es war ihnen streng verboten, Repressalien zu üben, wenn die Kaffern ihnen Vieh gestohlen hatten.

Eine Zeitlang ließen die Bauern alle Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten ruhig über sich ergehen, aber solche Zustände waren auf die Dauer unerträglich. Die Bauern sandten Pretorius nach der Kapstadt, um dort dem Gouverneur in ehrerbietiger Weise Vorstellungen zu machen und um Beseitigung der Übelstände zu bitten, jedoch der Gouverneur verweigerte dem Abgesandten die erbetene Audienz und erwiderte auf ein schriftliches Bittgesuch, daß er bald von seinem Posten zurücktreten werde, in der Sache der Bauern also keine Entscheidung treffen könne, um seinem Nachfolger nicht vorzugreifen. Darauf veröffentlichte Pretorius, von Unmut überwältigt, folgende Erklärung: „Ich ergreife die Feder, um mich an meine Mitmenschen zu wenden, die meinen Klagen ein besseres Verständnis entgegenbringen, als dies bei bezahlten Beamten der Fall ist, die vor allen Schwierigkeiten, die ihnen irgend eine Verantwortlichkeit auferlegt, zurückschrecken. Wo war die englische Regierung, als wir in der Wüste unter Barbaren mit dem größten Elend kämpften, als über 400 Männer, Weiber und Kinder durch die elenden Sulus hingemordet wurden? Waren wir nicht die Unterthanen dieser Regierung, als wir die Kolonie zu verlassen gezwungen wurden, um in die Wüste zu ziehen? Sind wir nicht ausgezogen, nachdem wir vorher alle Mittel angewandt, unser Recht zu erlangen? Man wird sagen: Ihr habt es selbst gewollt. Dem ist so. Allein hätte man die Auswanderer ihrem Lose nur überlassen, sie würden gesorgt haben, für sich selbst einen wirksamen Schutz zu schaffen. Woher kommt es, daß trotz des reichen und fruchtbaren Bodens kein Bauer mehr nach Natal gezogen seit der Ankunft der englischen Truppen? Was ist davon die Ursache? Die Ursache liegt darin, daß der König von England Natal unter seinen Schutz genommen; dieser Schutz ist aber für diejenigen, die in der Kapkolonie Erfahrungen gesammelt, gleichlautend mit Entfremdung, Unterdrückung — Vernichtung. Ich kehre morgen nach Natal zurück, wie ich gekommen, von Kummer erfüllt. Das mir vorgesteckte Ziel, um welches ich so lange Weib und Kinder ohne Schutz gelassen, habe ich nicht erreichen können. Eine lange Reise war umsonst; den Gouverneur habe ich nicht zu Gesicht bekommen können, auf meine Beschwerden keine Antwort erhalten.“⁷⁶⁾ Die sich selbst überlassenen Bauern

⁷⁶⁾ Die Transvaal-Republik und ihre Entstehung. Ein historisches Dokument zur Begründung des guten Rechts der Bauern. Aus dem Holländischen mit Autorisation des Verfassers Dr. J. A. Koorda Smit. Köln, Eduard Heinrich Mayer, 1881, Seite 21.

beschlossen, sich selbst zu helfen und nochmals auszuwandern. Etwa 500 Familien, im ganzen 3000 Seelen, rüsteten sich zum Ausbruch, als der neue Gouverneur Sir Harry Smith, ein bei den Bauern von früher her beliebter Mann, in Kapstadt eintraf und alsbald auch Natal besuchte. Dort traf er in den Drakenbergen die Kolonne der Auswanderer in einem bedauernswerten Zustand, da die Regenzeit bereits begonnen hatte und Frauen und Kinder unter den nur wenig Schutz gewährenden Planen der Wagen und in den Zelten allen Unbilden der Witterung preisgegeben waren.

Die Beliebtheit des neuen Gouverneurs und seine redliche Absicht, die Lage der Bauern zu verbessern, hätten vielleicht noch einen Ausgleich herbeigeführt, wenn nicht ein unglücklicher Zufall Sir Harry Smith in ein zweifelhaftes Licht setzte und das Vertrauen der Bauern zu ihm so erschütterte, daß sie alle Unterhand-



Bloemfontein.

lungen abbrechen. Auf der Reise aus der Kapkolonie nach Natal hatte der Gouverneur im Drystaat nur die Zustände in den größeren Orten kennen gelernt, wo man der englischen Herrschaft nicht so abgeneigt war wie die Landbevölkerung. Da er sehr schnell durch das Land reiste, erreichte ihn auch eine Deputation der republikanischen Partei nicht, welche ihm den Wunsch nach einer republikanischen Verfassung vortragen sollte, und er gewann die Überzeugung, daß die ganze Bevölkerung des Drystaats das englische Protektorat wünsche. Er annektierte den Drystaat durch eine Proklamation vom 3. Februar 1848, erwähnte dies aber Pretorius gegenüber nicht, als er bald darauf mit diesem zusammentraf. Die Folge war, daß die Bauern noch mehr erbittert wurden, zur großen Überraschung des Gouverneurs, der in dem Glauben von ihnen Abschied genommen hatte, daß er sie versöhnt und zufrieden gestellt habe. Pretorius zog mit seinem Anhang zunächst nach Potschefstroom und stellte durch ein

Plebiszit fest, daß die große Mehrheit der Bauern gegen das englische Protektorat sei und der Gouverneur sich von einer Minderheit hatte täuschen lassen. Seine Forderung, daß man wenigstens die nördlichen Distrikte des Drystaats, in denen $\frac{7}{8}$ der Bevölkerung republikanisch gesinnt waren, als unabhängig anerkennen sollte, fand keine Beachtung. Als vielmehr alle Bemühungen des Gouverneurs, einen gütlichen Ausgleich zustande zu bringen, erfolglos blieben, Pretorius nach Bloemfontein vordrang und die dortige englische Besatzung zur Kapitulation zwang, wurde er für vogelfrei erklärt, ein Preis von 200 Pfund auf seinen Kopf gesetzt, und Sir Smith rückte mit 600 bis 700 Mann über den Oranje.

In diesem wichtigen Augenblick waren die Bauern nicht einig. Der Anhang Potgieters hielt sich den Bestrebungen Pretorius' fern, und die geringe Macht, über welche dieser gebot, vermochte den Truppen keinen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Trotzdem griff Pretorius am 28. August die Engländer an, nachdem er sie ungehindert den Oranje hatte überschreiten lassen. Die Bauern waren nur 300 Mann gegenüber 600 bis 700 Engländern und 200 Griqua, aber sie kämpften wie Löwen und gingen nicht weniger als neunmal zum Angriff vor. Alle Tapferkeit nützte nichts gegen die Übermacht, und obwohl die Engländer mehrere ihrer besten Offiziere verloren, mußten die Bauern doch schließlich weichen. Pretorius floh nach Transvaal.

Dieses Treffen — die Boomplats-Schlacht, wie es genannt wird — entschied das Schicksal des Drystaats. Die Engländer erbauten in Bloemfontein ein Fort, setzten dort einen Residenten ein und erhoben eine Kontribution von 200000 Mark. Eine Proklamation vom 7. September 1848 erklärte den Drystaat und die angrenzenden Gebiete der Basuto, Griqua, Barolong u. s. w. für englischen Besitz, ohne daß noch eine Stimme gegen die Annexion laut wurde, da die republikanische Partei, obwohl sie die zahlreichere war, doch nicht wagte, öffentlich hervorzutreten. Der Gouverneur schändete jedoch seinen Sieg durch eine Grausamkeit, zu der er sich in der ersten Aufwallung des Jornes verleiten ließ: ein junger Bauer, der verwundet in Gefangenschaft geriet, wurde als Rebell zum Tode verurteilt und hingerichtet, trotz der flehentlichen Bitten seiner Frau und seiner Familie.

Der Haß der Bauern gegen die Engländer erhielt dadurch nur neue Nahrung. Widerwillig trugen sie im Drystaat das englische Joch, und mancher, der sich nicht fügen wollte, wanderte abermals aus und zog nach Transvaal, wo Pretorius nach der Boomplats-Schlacht seinen Anhang in Potchefstroom versammelt hatte, während die Anhänger Potgieters sich um Eydenburg und Zoutpansberg niederließen. So waren jenseits des Vaal anstatt der von den Bauern ersehnten einen Republik deren zwei entstanden. Die Engländer ließen beide Republiken unbehelligt, freilich nur, weil sie die Kosten scheuten, welche der Kapkolonie erwachsen mußten, wenn auch noch Transvaal einverleibt wurde. Sie gingen schließlich noch einen Schritt weiter und ließen sich herbei, die Unabhängigkeit Transvaals ausdrücklich anzuerkennen. Als Lord Grey englischer Kolonialminister wurde, beauftragte er zu diesem Zwecke Kommissäre mit Unterhandlungen mit Pretorius, nachdem die Proklamation, welche einen Preis auf seinen Kopf setzte, war zurückgezogen worden. Schon am 31. Dezember 1841 wurde in einem von den Kommissären an Pretorius gerichteten Schreiben die Unabhängigkeit Transvaals anerkannt und am 7. Januar des folgenden Jahres in Sandrivier eine Konvention unterzeichnet, durch welche England den ausgewanderten Bauern jenseits des Vaalflusses das Recht garantierte, „ihre eigenen Angelegenheiten zu verwalten und eine eigene Regierung zu haben.“ Es wurde ferner erklärt, daß die Regierung Ihrer Majestät sich nie in die Angelegenheiten der Bauern mengen werde, „mit der weiteren Versicherung, daß es der sehnlichste Wunsch des britischen Gouvernements ist, den Frieden zu fördern, freien Handel und freundschaftlichen Verkehr mit den jetzt dort wohnenden Bauern, wie auch mit denjenigen, die sich dort niederlassen werden, zu unterhalten.“

Fernere Bestimmungen des Vertrages bezogen sich auf die Unterdrückung des Sklavenhandels, auf die den Kaufleuten und Reisenden zu gewährenden Freiheiten und Erleichterungen, auf die Berechtigung der Bauern, in den englischen Kolonien Munition zu kaufen, und auf das Verbot des Handels in Munition mit

den inländischen Stämmen an beiden Seiten des Vaalflusses. Entflohene Verbrecher sollten gegenseitig ausgeliefert und die Thätigkeit der beiderseitigen Gerichtshöfe von den Regierungen in jeder Weise unterstützt werden. Die Schlußbestimmung bezog sich darauf, „daß jeder, der jetzt Eigentümer von Land ist und auf englischem Territorium wohnt, das Recht und die Befugnis haben soll, sein Eigentum zu verkaufen und sich ungehindert über dem Vaalfluß niederzulassen — sowie vice versa, jedoch nicht mit Anwendung auf Verbrecher oder Schuldner, ohne daß der Bezahlung ihrer gesetzlichen Schulden Genüge geleistet ist.“

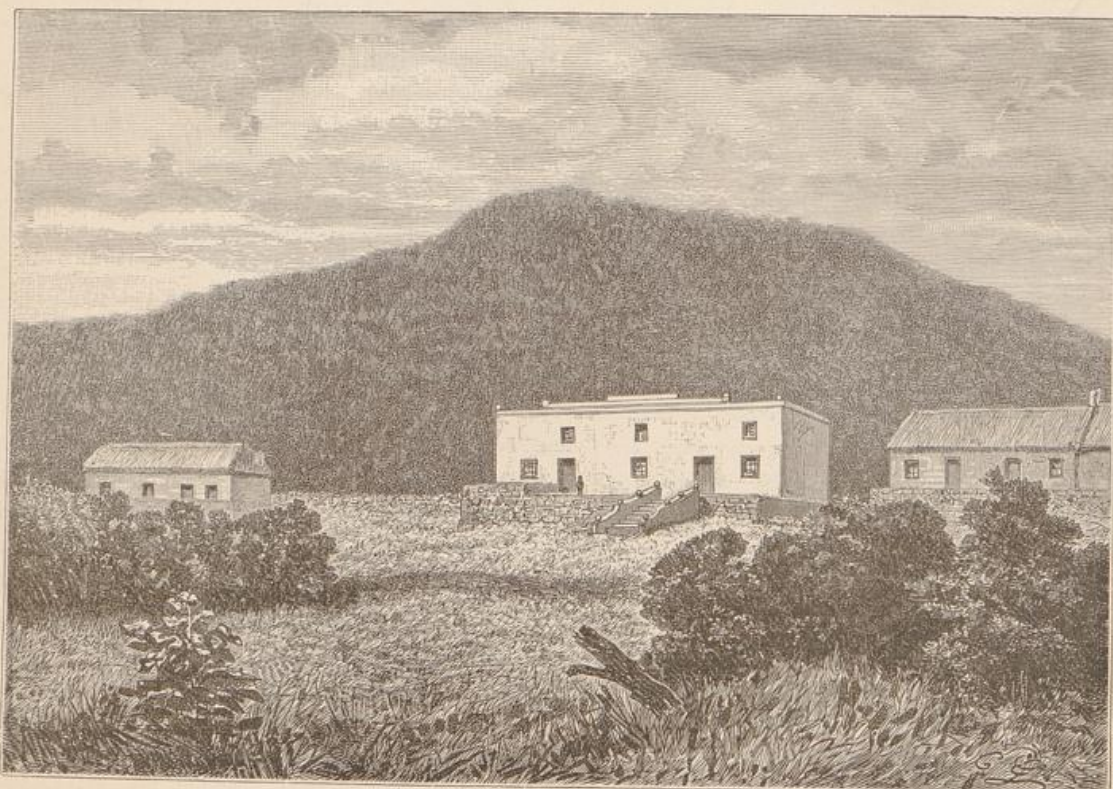
Der Vertrag war nur mit Pretorius geschlossen, aber er kam allen Republiken — Potchefstroom, Eydenburg und Zoutpansberg — zugute. Bald darauf, am 12. März 1852, kam auch eine Versöhnung zwischen Pretorius und Potgieter zustande, aber ein gemeinsames Oberhaupt wurde trotzdem nicht gewählt, sondern Pretorius und Potgieter blieben bis zu ihrem Tode die Häupter der von ihnen gestifteten Republiken. Potgieter starb im folgenden Jahre, und wenige Monate später folgte ihm Pretorius (23. Juli 1853). Die Volksräte wählten an des erstern Stelle seinen ältesten Sohn zum Nachfolger, und zum Nachfolger von Pretorius wurde gleichfalls sein Sohn, Martinus Wessel, ernannt.

Bald nach der Unabhängigkeitserklärung waren die Bauern in einen Krieg mit dem Häuptling Seschele verwickelt worden, der schnell vergessen, daß jene sein Volk durch Vertreibung Mosekatjes befreit hatten, und nun mehr den Einflüsterungen der englischen Missionäre folgte, als den freundlichen Ratschlägen der Bauern. Dieser Krieg, in welchem die Missionäre die Kaffern mit Gewehren und Munition versorgten, endete mit dem Siege der Bauern und der Zerstörung der Stadt Sescheles. Nach dem Tode der Bauernführer Potgieter und Pretorius kam es bald zu neuen Kämpfen. Hermann Potgieter aus Zoutpansberg hatte im Streit einen Kaffer erschlagen, und dessen Stammesgenossen überfielen darauf die Farmen der Familie Potgieter, marterten Frauen und Kinder zu Tode und verzehrten die Leichen. Die Potgieter riefen Pretorius zu Hilfe, und der Rachezug, den sie vereint unternahmen, kostete vielen hundert Kaffern das Leben. Auf Seite der Bauern fiel das Haupt der Potgieter, aber trotzdem vereinten sich die beiden Republiken noch nicht. Die Witwe des Gefallenen übernahm die Leitung des Freistaates, und als sie sich später wieder verheiratete, trat ihr zweiter Mann, S. Schoeman, an die Spitze der Bauern von Eydenburg und Zoutpansberg.

Die Bemühungen, die beiden Republiken zu vereinigen, blieben zunächst ebenso erfolglos, wie der Versuch, eine Vereinigung von Potchefstroom und Drystaat zustande zu bringen. Lord Grey, der Transvaal freigegeben, war bald darauf auch zu der Überzeugung gelangt, daß der Besitz des Drystaates für England kein Vorteil, sondern nur eine Last sei. Streitigkeiten mit den Basuto, welche eine Expedition in das Land derselben nötig machten, bestärkten den Kolonialminister in seiner Ansicht. Sir George Cathcart, der den Feldzug gegen den Basutohäuptling Mosheh geleitet hatte, sprach sich auch gegen eine fernere Behauptung des Drystaates aus. „Das Land hat seine Reize,“ schreibt er, „das Klima ist prächtig und Wild in Überfluß vorhanden, sodaß die holländischen Familien fast ausschließlich von der Jagd leben, aber bei alledem ist es ein großes Terrain, das nichts besitzt, um seine Anheftung an eine Grenze zu gestatten, die schon viel zu ausgedehnt ist. Es giebt uns keinen Vorteil, es giebt keine neuen Kräfte dem englischen Gouvernement, kein Vertrauen auf seinen Charakter, keinen Ruhm seiner Krone.“ Lord Grey beschloß darauf, den Drystaat unabhängig zu erklären.

Der die Unabhängigkeit des Drystaates feststellende Vertrag, den Sir Clerk und die Vertreter der Boeren am 23. Februar 1854 unterzeichneten, enthielt folgende Bestimmungen: Artikel I. Ihrer Majestät spezieller Kommissar, in der Absicht, einen Vertrag abzuschließen, um die Verwaltung des Oranjesfluß-Gebietes an die gegenwärtigen Vertreter zu übertragen, garantiert im Namen Ihrer Majestät Regierung die zukünftige Unabhängigkeit dieses Gebietes und dessen Regierung, und daß nach geschehenem Übereinkommen zum Übertrag des Gebietes zwischen Ihrer Majestät speziellem Kommissar und den genannten Vertretern alle Einwohner dieses Gebiets frei sein werden, und daß diese Unabhängigkeit sofort festgestellt, bekräftigt und verkündigt werden soll durch einen Erlaß in solcher Form und von solchem Inhalt, wie er durch Ihre

Majestät sanktioniert wird, daß dadurch die Einwohner frei erklärt werden von der Unterthanenspflicht an die britische Krone, welche sie in jeder Hinsicht als ein freies und unabhängiges Volk erklärt und demgemäß behandelt. Artikel II. Das britische Gouvernement unterhält keine Bundesgenossenschaft mit irgend einem der eingeborenen Häuptlinge oder Stämme nördlich des Oranjeßusses, mit Ausnahme des Griqua-Häuptlings, Kapitän Adam Kol. Es ist weder die Absicht noch der Wunsch des Gouvernements Ihrer Majestät, künftig auf Traktate einzugehen, welche den Interessen des Oranjeßuß-Gebietes nachteilig sein könnten. Artikel IV. Nachdem Ihrer Majestät Gouvernement das Oranjeßuß-Gebiet verlassen, verpflichtet sich das neue Gouvernement, diejenigen von den jetzigen Unterthanen Ihrer Majestät, welche im Oranjeßuß-Gebiet zurückbleiben und vormals unter Ihrer Majestät Regierung gedient haben, in keiner Weise nachteilig zu behandeln, sie sollen solcher



Haus des Präsidenten Krüger.

Behandlung nicht ausgesetzt sein wegen irgend einer Handlung, die sie dem damaligen Gesetz gemäß verrichtet haben. Gleichzeitig sollen von Ihrer Majestät gegenwärtigen Unterthanen diejenigen ihres Eigentums durch das neue Oranjeßuß-Gouvernement versichert werden, welche vorziehen, unter Ihrer Majestät Oberherrschaft zurückzukehren, statt unter dem Oranjeßuß-Gouvernement zu bleiben. Sie sollen das volle Recht und die Gelegenheit besitzen, ihr Eigentum zu verkaufen oder zu übertragen, alles unter Vorbehalt, daß es innerhalb dreier Jahre nach dem Tage der Konvention geschieht. Artikel V. Ihrer Majestät Gouvernement und das neue Gouvernement des Oranjeßuß-Gebietes sollen in ihren resp. Grundgebieten gegenseitig alles thun, jedem Übel vorzubeugen und den Frieden zu unterhalten, indem sie alle flüchtigen Verbrecher auffangen und ausliefern. Die Gerichte sowohl des britischen als auch des Oranjeßuß-Gouvernements sollen beiderseitigen Ein-

wohnern offen und dienstbar sein für alle gesetzlichen Prozesse; ebenso sollen alle Vorladungen von Zeugen gegenseitig zugesandt und auf der Gegenseite durch Magistratspersonen von beiden resp. Gouvernements bekräftigt werden, um diese Zeugen erscheinen zu lassen, wenn und wo es verlangt werden sollte; ferner soll auf diese Weise der Bevölkerung nördlich des Oranjeßusses jede Hilfe von seiten der britischen Gerichte verschafft werden, während andererseits die Versicherung gegeben wird, den kolonialen Kaufleuten und Händlern, welche im Oranjeßuß-Gebiete Transaktionen auf Kredit während der britischen Okkupation desselben eingegangen sind, jede Erleichterung zum Einzug ihrer gesetzlichen Forderungen vor den Gerichten des Oranjeßuß-Gouvernements zukommen zu lassen; auch soll Ihrer Majestät spezieller Kommissar die Annahme von solchen gegen-



Kirchstraße in Pretoria.

seitigen Vorrechten dem Nataler Gouvernement in seinen Beziehungen mit dem Oranjeßuß-Gouvernement empfehlen. Artikel VII. Das Oranjeßuß-Gouvernement soll weder Sklaverei noch Sklavenhandel dulden innerhalb seines Gebietes nördlich des Oranjeßusses, wie dies bis jetzt gehalten worden ist. Artikel VIII. Das Oranjeßuß-Gouvernement soll die Freiheit besitzen, seinen Vorrat von Munition einzukaufen innerhalb einer britischen Kolonie oder Besitzung in Süd-Afrika, alles nach den Gesetzen über den Verkauf und den Transport in diesen Kolonien oder Besitzungen, während Ihrer Majestät spezieller Kommissar dem Kolonial-Gouvernement empfehlen wird, ausgedehntere Vorrechte inbezug auf Einfuhrzölle dem Oranjeßuß-Gouvernement zuzugestehen; sämtlich Maßregeln mit Hinblick auf ihre geographische Lage und ihre Entfernung von den Seehäfen. Artikel IX. Um den Händlern und Reisenden gegenseitige Erleichterungen und mehr Freiheit zu

verschaffen, ist es der lebhafteste Wunsch von Ihrer Majestät Gouvernement, daß ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden Besitzungen fort dauere und durch alle verständigen Anordnungen befördert werde. Ein Agent oder Konsul des britischen Gouvernements soll angestellt werden innerhalb der Kolonie in der Nähe der Grenzen; demselben soll speziell die Sorge für alle diese wichtigen Angelegenheiten anvertraut werden: er soll jeder Zeit zugänglich sein sämtlichen Einwohnern auf beiden Seiten des Oranjesflusses, um Rat und Information zu geben, wo die Umstände es verlangen.

Die neue Republik organisierte sich nach dem Muster der beiden anderen: sie wählte einen Präsidenten, ernannte einen Volksrat und erließ die notwendigen Gesetze. Zum ersten Präsidenten wurde J. Hoffmann gewählt, der jedoch durch seine unüberlegte Handlungsweise gegenüber dem schlauen Basutohäuptling Moshehsh rasch unpopulär wurde und, um der Absetzung zu entgehen, schon am 1. Februar 1855 abdankte, worauf man J. N. Boshoff zum Präsidenten wählte. Nun glaubte Pretorius, nachdem seine Bemühungen, eine Vereinigung mit Zoutpansberg zustande zu bringen, erfolglos geblieben waren, eine Vereinigung seiner Republik mit dem Drystaat bewerkstelligen zu können. Er kam nach Bloemfontein, um dazu aufzufordern und zugleich alte Ersatzansprüche geltend zu machen, aber Boshoff beantwortete seine Forderung damit, daß er ihm gebot, binnen 24 Stunden den Drystaat zu verlassen.

In Transvaal war man empört über die dem Präsidenten zuteil gewordene Behandlung und rüstete sich sofort zu einem Zuge gegen den Drystaat. Bei Rhenoserrivier am Vaal trafen die Heerhaufen des Transvaal und Drystaat auf einander, aber Pretorius lenkte noch im letzten Augenblicke ein und schloß Frieden, ohne daß es zu Blutvergießen kam. Er hatte Nachricht erhalten, daß die Zoutpansberger ihn in den Rücken zu fallen beabsichtigten, und fand es daher ratsam, schleunigst mit dem mächtigeren Gegner einen Vertrag zu schließen, der die Selbständigkeit der beiden Republiken bestätigte. Die Zoutpansberger, welche durch ihren Verrat diesen Ausgang herbeigeführt hatten, sollten dafür büßen. Sofort nach Unterzeichnung des Vertrages mit dem Drystaat rückte Pretorius mit 700 bis 800 Mann und 3 Kanonen gegen sie, und da die Zoutpansberger die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen die Übermacht einsahen, kapitulierten sie. Die Republik Zoutpansberg hörte auf zu existieren und ging in die südafrikanische Republik auf. Drei Jahre später (1860) wurde auch Lydenburg mit der südafrikanischen Republik vereinigt, deren Hauptstadt an Stelle von Potchefstroom das soeben gegründete Pretoria wurde.

Die Erfolge, welche Pretorius errang, trugen ihre Früchte. Sein Ansehen wuchs umsomehr, als der Präsident des Drystaats, J. N. Boshoff, in allen seinen Unternehmungen unglücklich war und sich schließlich noch dadurch unbeliebt machte, daß er, an der Zukunft des Drystaats verzweifelnd, eine Konföderation mit der Kapkolonie zustande zu bringen suchte. Die wachsende Unzufriedenheit der Bevölkerung bewog ihn, im April 1859 seine Würde niederzulegen, worauf Pretorius, der Präsident des Transvaalstaates, mit großer Mehrheit zum Präsidenten des Drystaats gewählt wurde.

Was Pretorius so lange angestrebt, schien nun erreicht zu sein, alle südafrikanischen Republiken waren vereinigt, aber diese Vereinigung hatte zu viele Gegner, als daß sie hätte als gesichert gelten können. Der Hauptgegner war England. Pretorius suchte zwar sofort die Zustimmung der englischen Regierung zur Vereinigung der beiden Republiken zu erlangen, aber diese fürchtete, an der Grenze ihrer Kolonie einen zu mächtigen Gegner erstehen zu sehen, und erklärte die Vereinigung für eine Verletzung der mit Transvaal und dem Drystaat abgeschlossenen Unabhängigkeitsverträge, durch welche diese aufgehoben würden. In Transvaal selbst war eine mächtige Partei mit dem Vorgehen des Präsidenten nicht einverstanden und verlangte seine Rückkehr nach Pretoria. Es gelang ihm zwar, durch persönliches Einschreiten für den Augenblick den Sturm zu beschwören, aber kaum war er nach dem Drystaat zurückgekehrt, so kam es in Pretoria zwischen seinen Anhängern und Gegnern zum Blutvergießen, und 3 Jahre lang tobte in Transvaal der Bürgerkrieg. Es kam zu mehreren „Schlachten“, in welchen bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand erlangte, Potchefstroom wurde belagert und bombardiert (8. Oktober 1862), und nur mit Mühe gelang es schließlich

Pretorius, die Streitenden zu versöhnen und zu einem Vergleich zu bewegen. Diese Kämpfe, durch welche Transvaal verwüstet und geschwächt wurde, erzeugten auch im Drystaat Abneigung gegen die Vereinigung, welche noch durch englische Agenten geschürt wurde, die darauf hinwiesen, daß eine Vereinigung mit dem durch den Bürgerkrieg herabgekommenen Transvaal für den Drystaat nur nachteilig wäre. Alles dies bewog Pretorius, die Würde als Präsident des Drystaats niederzulegen und nach Transvaal zurückzukehren, wo er 1864 mit großer Mehrheit abermals zum Präsidenten gewählt wurde.

Die Vereinigung der beiden Republiken war verhindert, und sie sind seitdem bis auf den heutigen Tag getrennt geblieben. Im Drystaat wurde, nachdem eine Zeitlang Venter als interimistischer Präsident fungiert hatte, Johannes Henrykus Brand zum Präsidenten gewählt (1863), der älteste Sohn Sir Christoffel Brands, des ehemaligen Präsidenten des Kap-Parlamentes, der sich große Verdienste um die Kolonie erworben hatte. Unter Brands Verwaltung brach der schon oben erwähnte, von Mosheh provozierte Krieg mit den Basuto aus (siehe Seite 182), in welchem England zu gunsten der letzteren einschritt, als sie, auf Thaba Bosigo zurückgedrängt, nahe daran waren, zu erliegen. England erklärte im März 1868 Basuto-Land für annektiert, und der Drystaat, der in mehrjährigen Kämpfen seine Kräfte erschöpft hatte, ging leer aus. Der Drystaat sah sich infolge dessen zur Ausgabe von Banknoten gezwungen, die jedoch später zum vollen Nominalwerte eingelöst wurden. Die Finanzlage des Drystaats blieb eine wenig günstige, und heute ist seine Schuldenlast bereits auf etwa 4 Millionen Mark gestiegen, da die Staatseinnahmen schon seit einiger Zeit das Jahres-Budget von etwa 4 Millionen Mark nicht decken.

Nach Beendigung des Basuto-Krieges ist der Drystaat vor größeren Verwickelungen bewahrt geblieben, obwohl sich noch wiederholt Anlaß zu solchen geboten hat. Man vermochte sich mit Transvaal nicht über die Grenze zwischen beiden Staaten zu einigen, da bestimmt worden, daß die Quellen des Vaal die Grenze bilden sollten, nachträglich aber Streit darüber entstand, welche Flüßchen als die eigentlichen Quellen anzusehen seien. Diesen Streit schlichtete auf Verlangen beider Parteien ein Schiedspruch des Gouverneurs von Natal, durch welchen die Nordgrenze des Drystaats so gezogen wurde, wie man sie heute auf den Karten verzeichnet findet. Weniger günstig für den Drystaat endete eine zweite Grenzregulierung, durch welche ihm bald darauf England ein reiches Gebiet entriß. Es ist bereits an anderer Stelle (Seite 155) erzählt worden, wie England den Distrikt der Diamantenminen annektierte, unbekümmert um die schreiende Rechtsverletzung, die es dadurch beging. Alles, was der Drystaat nach langen Verhandlungen erlangte, war die Zahlung von 1800000 Mark als Entschädigung, wodurch England indirekt die begangene Rechtsverletzung zugestand, denn wenn der Drystaat keinen Anspruch auf die Diamantenfelder hatte, dann hatte er auch nach der Annexion derselben durch England keinen Anspruch auf Entschädigung, im entgegengesetzten Falle aber England kein Recht zur Annexion.

An der Spitze des kleinen Staatswesens steht jetzt der auf 5 Jahre gewählte Präsident Jan Brand, dem ein ausführender Raat (uitvoerende raad) von 5 Mitgliedern zur Seite steht, während das Parlament (volksraad) die gesetzgebende Gewalt ausübt. Jeder der 17 Distrikte, in welche das Land eingeteilt ist, wird von einem Landdrost verwaltet, welcher einen Landdrost-Clerk zum Stellvertreter hat, der als publieke aanklager die Polizeibehörde des Distriktes repräsentiert und meist auch Friedensrichter und überdies Postmeister ist. Die Rechtspflege liegt im Drystaat noch sehr im Argen, und die Prozeßkosten sind sehr hoch. Das Land besitzt nur 3 juristisch gebildete Richter. Dieselben bilden den hoogen gerechtshof in Bloemfontein, welcher als Apellhof in Zivilsachen fungiert. Derselbe Richter, der das Urteil erster Instanz gefällt hat, sítz auch in dem Richterkollegium, welches in zweiter Instanz entscheidet, da die 3 Richter der Reihe nach ein halbes Jahr lang das Land bereisen, in den Hauptorten der Distrikte den Schwurgerichten präsidieren und in Zivilprozessen Recht sprechen. Der älteste Richter erhält 28000, die beiden anderen 20000 Mark Gehalt und Ersatz der Reisekosten. Über kleinere Vergehen entscheiden die Landdroste, während sie bei schwereren Verbrechen nur die Voruntersuchung leiten und dann die Akten dem Staatsanwalt in Bloemfontein zusenden. Verbrechen gegen Person und Eigentum sind übrigens selten, trotzdem die Bestrafung der Verbrecher durch die Gesetzgebung

selbst sehr erschwert ist. Zur Verurteilung ist nämlich Einstimmigkeit der Geschworenen erforderlich und außerdem darf in der Vorladung nicht die geringste Unregelmäßigkeit vorgekommen sein, da, wenn der Anwalt eine solche nachzuweisen vermag, der Angeklagte sofort freigelassen werden muß und sein Verbrechen für gesühnt gilt. Die meisten Anklagen beziehen sich auf Viehdiebstähle, bei welchen in der Regel Eingeborene die Diebe sind. Der Telegraph und die Auslieferungsverträge mit den Nachbarstaaten erleichtern heute das Erwischen des Viehdiebes bedeutend, und es fällt einem solchen ziemlich schwer, ungestraft zu entkommen. Er wird vor den Landdrost geschleppt und erhält, sobald er überwiesen ist, die gewöhnliche Strafe für derartige Vergehen: 25 Schläge mit der neunschwänzigen Kaze und 3 Monate Zwangsarbeit.

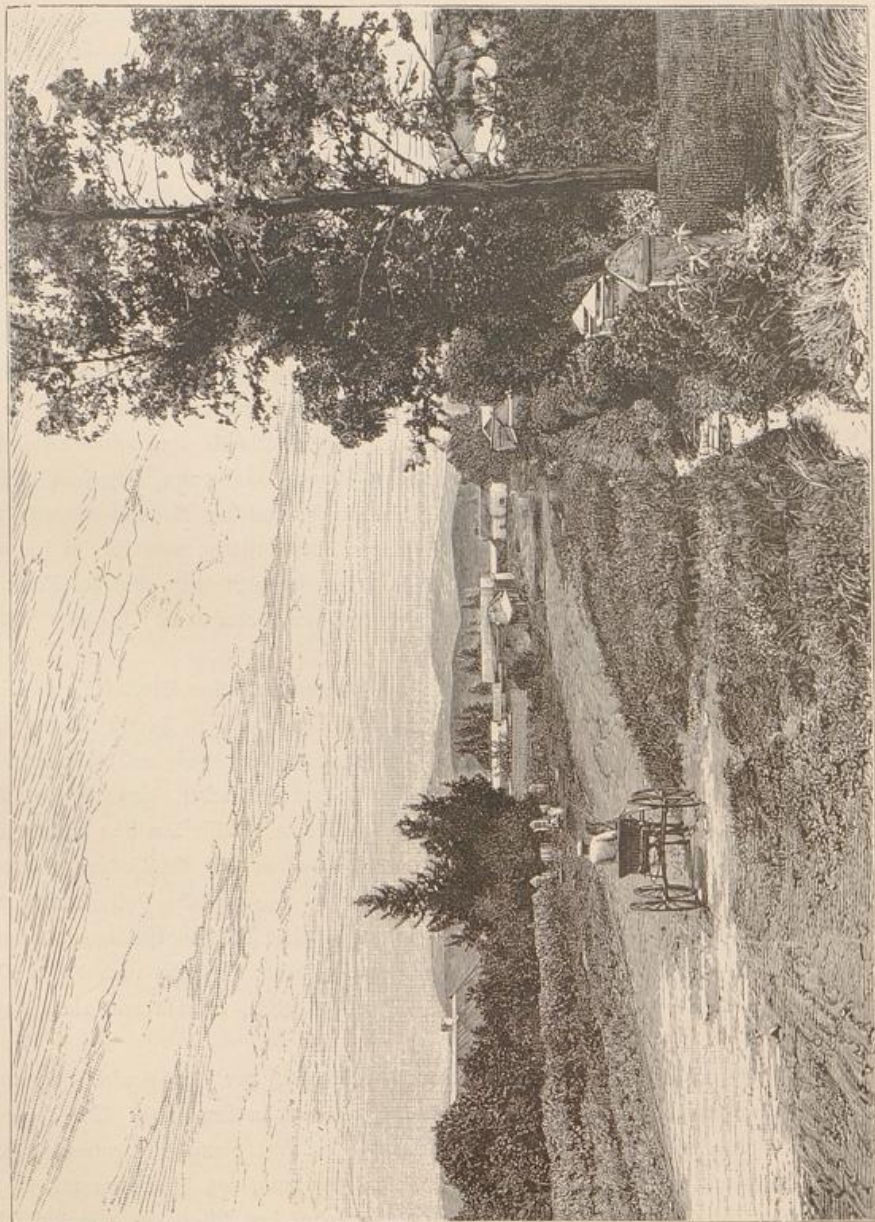
Zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern genügt jetzt, seitdem kriegerische Verwickelungen mit den Eingeborenen nicht mehr zu fürchten sind, ein stehendes „Heer“ von 60 Mann, dessen Mannschaften 3 Jahre dienen und dann noch 9 Jahre lang der Reserve angehören. Der Kommandant dieser Truppenmacht, der den Titel Kapitän führt, ist augenblicklich ein Deutscher, wie es heißt ein früherer Oberfeuerwerker bei der Garde-Artillerie. Seiner deutschen Schule macht er alle Ehre, denn die unter seinem Befehl stehende, mit Henry-Martini-Karabinern ausgerüstete Truppe ist gut diszipliniert, was hier eine sehr aner kennenswerte Leistung ist, da die Bauern militärischer Disziplin im allgemeinen nicht hold sind.

Dieses kleine Elitekorps würde im Falle kriegerischer Verwickelungen den Kern des allgemeinen Aufgebotes bilden, das aus allen Männern vom 16. bis zum 60. Lebensjahre besteht. Jeder Mann, der 6 Monate im Drystaat ansässig ist, gehört dem allgemeinen Aufgebote an und ist verpflichtet, jederzeit ein Gewehr und 30 Patronen zu besitzen, in den Städten überdies ein Reitpferd. Die Mannschaften jedes einzelnen Distriktes wählen selbst ihre Offiziere, die Veldkornetten, welche dem Veldkommandanten, dem Führer des Distrikts-Aufgebotes, untergeordnet sind. Das Oberkommando des ganzen Aufgebotes führt ein General. In Friedenszeiten üben sich die Waffenschlichtigen unter Aufsicht der Veldkornetten eifrig im Scheibenschießen, und die Mehrzahl erlangt so große Fertigkeit im Distanz-Schießen, daß sie es mit den besten europäischen Schützen aufnehmen können. Die besten Schützen gehören den älteren Jahrgängen des Aufgebotes an, die schon im Lande waren, als es dort noch viel Wild aller Art und viele reisende Tiere gab und jedem Gelegenheit geboten war, sich als Schütze zu vervollkommen. Das Scheibenschießen ist ein unvollkommener Ersatz für die Übung, welche früher ein Jäger erlangen konnte.

Die Bauern haben eine sehr hohe Vorstellung von ihrer soldatischen Tüchtigkeit, welcher jedoch der faktische Zustand keineswegs entspricht. Seit den Erfolgen der Transvaaler über die englischen Truppen halten sich die Bauern für unbesiegbar, denn sie glauben, daß sie die ganze englische Macht besiegt haben, nachdem sie eine handvoll Truppen vernichtet oder in die Flucht getrieben. Trotz dieses in ihren Augen so großen Erfolges kann man die Bauern nicht als tapfer bezeichnen, denn sie setzen sich nicht dem feindlichen Feuer aus, sondern schießen stets aus sicherer Deckung. Sie verstehen die geringste Bodenerhöhung zur Deckung zu benutzen, und wenn eine solche nicht vorhanden ist, muß ihr Pferd ihnen als Schutzwand dienen, aber niemals werden sie in offenem Ansturm gegen den Feind vorgehen. Es hängt dies vielleicht mit der Art und Weise ihres Schießens zusammen. Der Bauer schießt gut, aber nur dann, wenn er eine Stütze für sein Gewehr hat. Während er in diesem Falle stets seinen Mann stellt, bleibt er beim freihändigen Schießen auch hinter einem mittelmäßigen europäischen Schützen weit zurück.

Kampf und Streit behagt dem Bauer nicht, er ist ein friedfertiger Mann, der niemanden angreift und dessen Indolenz soweit geht, daß er manches geduldig erträgt, was er leicht von sich abwehren könnte, wenn er imstande wäre, sich zu einer Abwehr aufzuraffen. Der Bauer im Drystaat ist viel leichter lenkbar als jener im Transvaal. Während in letzterem mit einem mißliebigen Beamten kurzer Prozeß gemacht wird, indem sich einige hundert Leute seiner Person bemächtigen, ihn über die Grenze führen und ihm unter Hinweis auf ihre Gewehre ein Wiederkommen untersagen, kommt ein solches Eingreifen der Volksjustiz im Drystaat

längst nicht mehr vor. Allerdings darf man daraus nicht etwa schließen, daß die Zivilisation im Drystaat viel größere Fortschritte gemacht habe als in Transvaal. Präsident Brand hat zwar auf allen Gebieten eine erstaunliche Thätigkeit entwickelt und überall Verbesserungen einzuführen gesucht, die ausgestreute Saat geht



Strasse von Heidelberg nach Pretoria.

aber nur sehr langsam auf, und ohne die Initiative Brands wäre heute noch gar manches wie vor 50 Jahren. Eine erfreuliche Erscheinung ist der Aufschwung, den das Schulwesen durch Brands Einwirkung genommen hat. Es giebt in Bloemfontein mehrere Schulen für beiderlei Geschlechter, denen die Kapkolonie nichts

Europas Kolonien. IV.

Besseres gegenüberzustellen vermag, und es kommt sogar vor, daß Bewohner von Kapstadt ihre Kinder zu weiterer Ausbildung einer Pension in Bloemfontein anvertrauen.

Kommenden Geschlechtern wird die Thätigkeit dieser Schulen zugute kommen, aber auf das bereits herangewachsene vermag sie leider keinen Einfluß auszuüben. Den Bildungsgrad der Bauern charakterisiert am besten folgender Vorfall, den W. Joest berichtet: England zahlte 1876 für den von dem Freistaat reklamierten Teil von West-Griqualand 90000 Pfund an diesen, welche Summe in London angewiesen wurde. Darauf hielt Präsident Brand eine längere Rede im Volksrat, dem gesetzgebenden Körper, der vorwiegend aus Bauern zusammengesetzt ist, in welcher er auf das räuberische und gefährliche Treiben in den Straßen Londons aufmerksam machte und dem Volksrat die Annahme des von dem Konsul des Freistaates in London gestellten Anerbietens empfahl, die 90000 Pfund gegen 5⁰/₁₀ Kommission von der Bank von England an Bord des Dampfers zu bringen! Die Bauern waren damit einverstanden und wollten hier ein Korps von 600 Freiwilligen vereinigen, welches das Geld von Kapstadt nach Bloemfontein eskortieren sollte. Erst ein deutsches Mitglied des Volksrats machte den Präsidenten und Volksrat darauf aufmerksam, daß es Wechsel und Banken gäbe, und verdarb so dem Konsul in London das schöne Geschäft.

Es ist auch vorgekommen, fährt Joest fort, daß Bauern ihr bares Geld zum Kaufmann brachten und ihn frugen, wie viel sie zu zahlen hätten, wenn er ihr Geld aufbewahren würde. Im allgemeinen versteckt es der Bauer heute noch irgendwo im Hause, nur wenige Vorgeschrittene legen ihre Ersparnisse in Grundstücken an. Rechnen kann der Bur nicht lernen; so kam es vor, daß ein Bauer, dem es endlich aufgedämmert war, daß ihn ein Kaufmann beim Abnehmen und Wiegen der Wolle zu toll betrüge, sich einen „Rechenfnecht“ kaufte, in welchem er die abgelieferten Zentner und Pfunde anstrich, um das Resultat gedruckt vor sich zu haben. Das differierte nun mit dem des Kaufmanns um ein Beträchtliches, natürlich zu seinem Schaden. Während protestiert er und weist sein Rechenbuch vor. „Aber, lieber Freund,“ sagte ihm der Kaufmann, „dies Buch ist ja vom vorigen Jahr, schaffe Dir erst einmal ein neues an, dann wirst Du schon sehen, daß ich recht habe.“ Beschämt entschuldigte sich der Bauer.

Eine hervorragende Eigenschaft der Bauern ist ihre Frömmigkeit. Die Bibel fehlt in keinem Hause, täglich wird aus ihr vorgelesen, auch das Tischgebet nie unterlassen. „Christliche Demut wurde früher soweit getrieben, daß die Töchter des Hauses dem Gast die Füße waschen mußten; ganz und gar nicht hiermit im Einklang steht es aber, daß der Bur heute noch, wenn er von „Menschen“ redet, darunter ausschließlich sich und seinesgleichen versteht, alle Farbigen sind nur „Scheppels“, Geschöpfe.“ Mit Vorliebe wendet er auch die Worte der Bibel auf seine eigenen Verhältnisse an, und während er in den Engländern und den Kaffern die Philister und Amalekiter sieht, betrachtet er die Bauern für das auserwählte Volk, dem von Gott das Gelobte Land im Norden der Kapkolonie beschieden ist. Solche religiöse Wahnvorstellungen veranlassen den Bauer, immer weiter nordwärts vorzudringen, und sein Unabhängigkeitsstimm vermehrt noch diesen Wandertrieb. Er kann es nicht vertragen, den Schornsteinrauch seines Nachbars zu sehen, er will mit seiner Familie allein leben und ungestört sein.

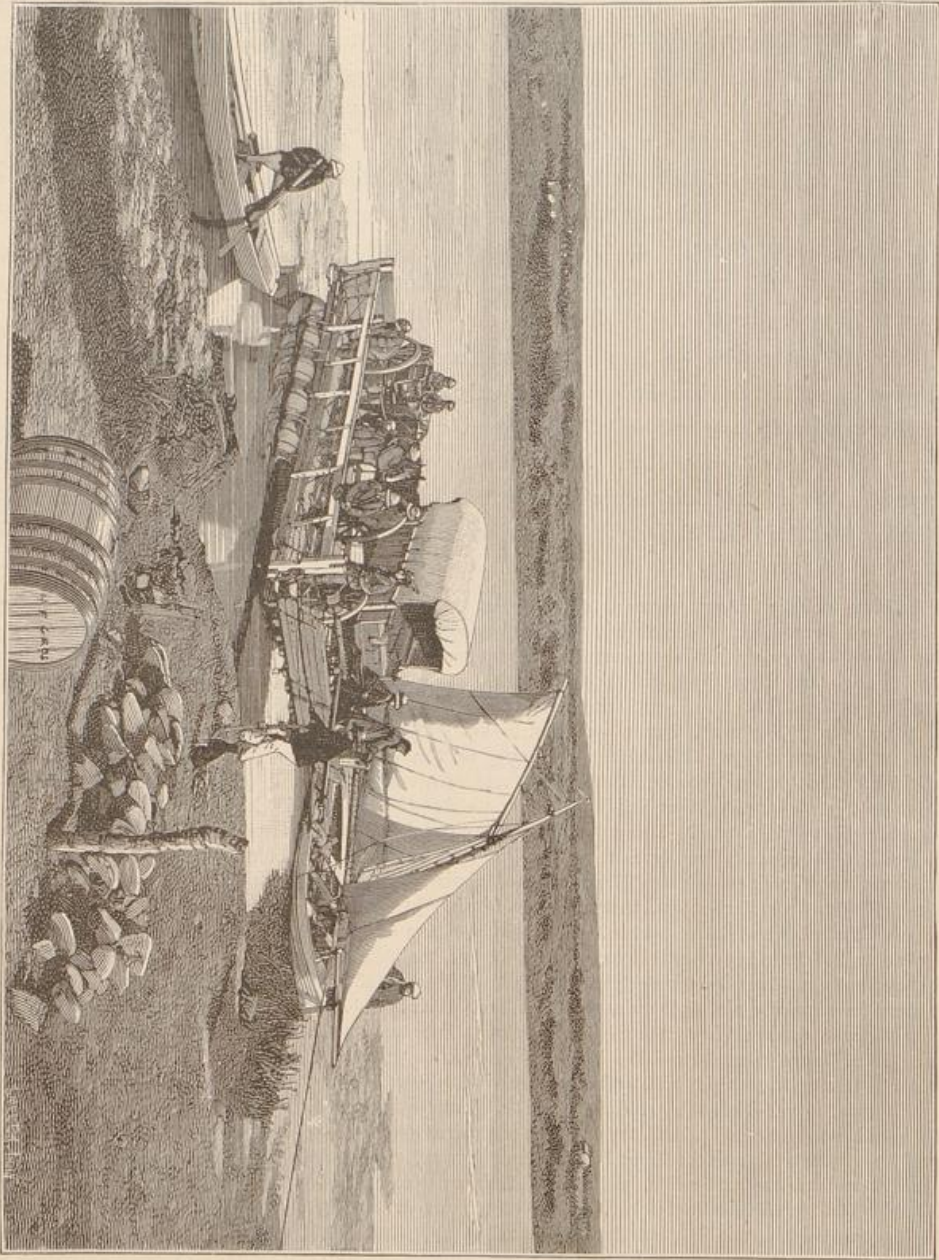
Was oben (siehe Seite 97 u. folg.) über die Bauernbevölkerung der Kapkolonie gesagt worden, das gilt mit geringen Abweichungen auch von den Bauern im Vrystaat und in Transvaal. Der Bauer und seine Frau verbringen ihr Leben hier wie dort in derselben Unthätigkeit, die Frau namentlich entwickelt sich zu einem Fettkoß, dessen Taille man mit beiden Armen nicht mehr umspannen kann, und die Söhne und Töchter, deren jedes Ehepaar gewissenhaft mindestens ein volles Duzend zeugt, stehen den Eltern an gewaltiger Körperform nicht nach. Auffallend ist, daß der Bauer weder hier noch in Transvaal sich mit Farbigen vermischt hat, während in der Kapkolonie Mischlinge von Europäern sehr zahlreich sind. Die Freistaaten-Bauern sind zu stolz auf ihre Abstammung, um sich mit Farbigen, die sie ja doch nur für „Scheppels“ halten, zu vermischen. Der Abstammung nach sind die Bauern zwar nicht ausschließlich, aber doch zum größern Teil Holländer. Zu den ersten holländischen Ansiedlern am Kap und den späteren Einwanderern aus Holland haben sich französische

Emigranten gesellt, und viele französische Namen verraten die Abstammung ihrer Träger. Auch darf man nicht glauben, daß die Massenauswanderung der Bauern die Kapkolonie etwa eine Zeitlang entvölkert habe. Es sind wohl viele Tausende ausgewandert, aber die große Masse ist ruhig auf ihren Farmen sitzen geblieben. So finden wir denn heute in den beiden Republiken ehemalige Ansiedler aus der Kapkolonie und ihre Nachkommen durchaus nicht in solcher Überzahl, als mancher anzunehmen geneigt ist. Auch Deutsche sind in neuerer Zeit zahlreich eingewandert und bilden bereits einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. In manchen Dörfern bildet das Deutsche bereits die vorherrschende Umgangssprache. Das südafrikanische Holländisch, welches die große Masse der Bauern spricht, ist ein Gemisch von Holländisch, Plattdeutsch, Englisch und anderen Sprachen, und es weicht von reinem Holländisch bereits so sehr ab, daß ein aus Europa kommender Holländer sich nur mühsam verständigen kann. „Das Südafrikanische ist sicher kein schönes Idiom; es zeichnet sich durch große Abkürzungen und dadurch aus, daß das Verbum nicht konjugiert wird, z. B. Ich bedauere den Mann: It is jammer voor die man; Du bedauerst u. s. w.: gy is, hy is, ons is, u is, jy oder julle is. Ich habe: ik hê (statt heb), gy hê, hy hê u. s. w.“ In den Gerichtshöfen wird dagegen reines Holländisch, das sogenannte *hooge Hollandsch*, gesprochen.

Jedenfalls findet hier der deutsche Einwanderer leicht Rückhalt an Landsleuten, aber trotzdem sind die Verhältnisse augenblicklich einer Einwanderung nicht günstig. Die schlechte Geschäftslage, die im Kaplande herrscht, findet man auch hier, und die Nachwehen der Schwindelperiode der Diamantenminen machen sich hier nicht minder fühlbar als am Kap. Armen Leuten ohne Kapital muß entschieden von der Einwanderung abgeraten werden, denn sie könnten nur als Knechte auf den Farmen Beschäftigung finden und wären dann nicht viel besser gestellt als die Kaffern.⁷⁷⁾ Ein kleines Kapital, etwa 2000 bis 3000 Pfund, kann aber einen

⁷⁷⁾ „Was die Einwanderung armer, aber arbeitsamer Ackerbauer anbetrifft, so möchte ich darauf hinweisen, daß sie allerdings dann den Herren Buren äußerst willkommen sein würden, wenn sie für sie arbeiten wollten, etwa zu denselben Preisen, denselben Bedingungen und unter derselben Behandlung wie ein Kafirboy; doch sind hoffentlich die Zeiten vorüber, daß dazu der Deutsche noch in größerer Zahl exportiert wird. Seit dem Transvaalkriege übrigens, welcher die Meinung des „wahren Afrikaners“ von sich und seinen Stammgenossen zu einer lächerlichen Höhe gehoben hat, hegt er eine weit stärkere Animosität gegen alle „Mitlanders“, wovon auch die in der Nähe von Kapstadt seit einigen Jahren angesiedelten deutschen Einwanderer zu erzählen wissen. Wir wollen aber auch nicht zu dem Endzweck einzelne ärmere Emigranten hier draußen haben, daß sie nur das afrikanisch-holländische Element verstärken, mit dem sie sich ohnehin leicht genug verschmelzen wegen der Ähnlichkeit der Sprache und derselben Religion. — Wie viel deutsches Blut ist nicht bereits in diesen so stolz auf alle anderen Nationen herabschauenden Afrikanern? Wenn deutsche Emigranten jetzt herauskommen, so sollte doch darauf gesehen werden, daß sie sich ihre deutsche Sprache, deutsche Sitte u. s. für Generationen bewahren. Wir wollen nun einmal annehmen, deutsche Kapitalisten erwerben hier einen größeren Komplex von Farmen, die Vorbedingung für Besiedelung mit Ackerbauern würde natürlich die Beschaffung von Wasser sein, ferner müßten sie nicht zu weit entfernt von Marktplätzen sein, möglichst in gleicher Entfernung von Kimberley und Bloemfontein, die hierfür besonders in Betracht kommen. Sehen wir uns die jetzigen Preise an, so kann der australische Weizen wohl kaum unter 27 *fl* per 200 Pfund, oder 300 *fl* per Tonne geliefert werden, immerhin ein sehr annehmbarer Preis bei der Leichtigkeit, womit größere Quantitäten, genügendes Wasser stets vorausgesetzt, erzeugt werden könnten; ferner würde viel Geld zu machen sein durch Weinbau, da hier im Staate keine Extraabgabe darauf besteht, bei Erfolg würde mit einem Schlage kein Sherry und kein Branntwein (Cango) mehr aus der Kolonie eingeführt werden, weil dort eine hohe Inlandssteuer darauf ist, ebenso in Transvaal. Ferner könnten sehr gute Preise für Butter, besonders wenn diese gut bearbeitet ist und sich hält, erzielt werden (jetzt werden für 95 000 *£* importiert), im Sommer per Pfund etwa 1–2 *fl*, im Winter, wenn vielleicht durch Rübenbau u. s. Fürsorge für Fütterung von Kühen getroffen würde, sodas diese genug Milch zur Butterbereitung gäben, für frische Butter wenigstens 3 *fl*; in Bloemfontein wurden im Frühjahr 1884 7–8 *fl* per Pfund bezahlt. Namhafte Preise könnten durch Verkauf frischen und getrockneten Obstes, Apfelsinen, eingemachter Früchte u. s. erzielt werden, durch Schweine, geräucherten Schinken (die gewöhnlich importiert werden und 1½–2 *fl* per Pfund kosten). Allerdings ist die Möglichkeit da, daß, fühlten die Farmer in der Kapkolonie zu sehr die Konkurrenz, sie durch Extraabgaben diese bekämpfen würden, wie sie gegenüber Transvaal es thun, doch hat Transvaal durch Erteilung von Monopolen und dadurch bedingte Errichtung inländischer Zölle zuerst den Anfang gemacht. Transvaalsches Korn hat jetzt 7 *fl* 50 *s* per 200 Pfund, Tabak 1 *fl* per Pfund zu bezahlen; auch Tabak könnte hier mit Erfolg gebaut werden. Immerhin halte man das im Auge: in ganz Süd-Afrika sind nur höchstens 500 000 Weiße und über 2–3 Millionen farbige, Kapkolonie, Transvaal, Freistaat, Natal zusammengerechnet; bei einiger Betriebsamkeit sollten da doch die Leute auf dem ungeheuren Flächenraum, den sie einnehmen, wenigstens Lebensmittel genug für sich selbst produzieren können — von Export aus dem Inlande kann bei den jetzigen teuren Transportverhältnissen gar nicht die Rede sein.“ — Dr. med. Wohlers, Aus dem Oranje-Freistaat. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 16. Heft, Seite 510.

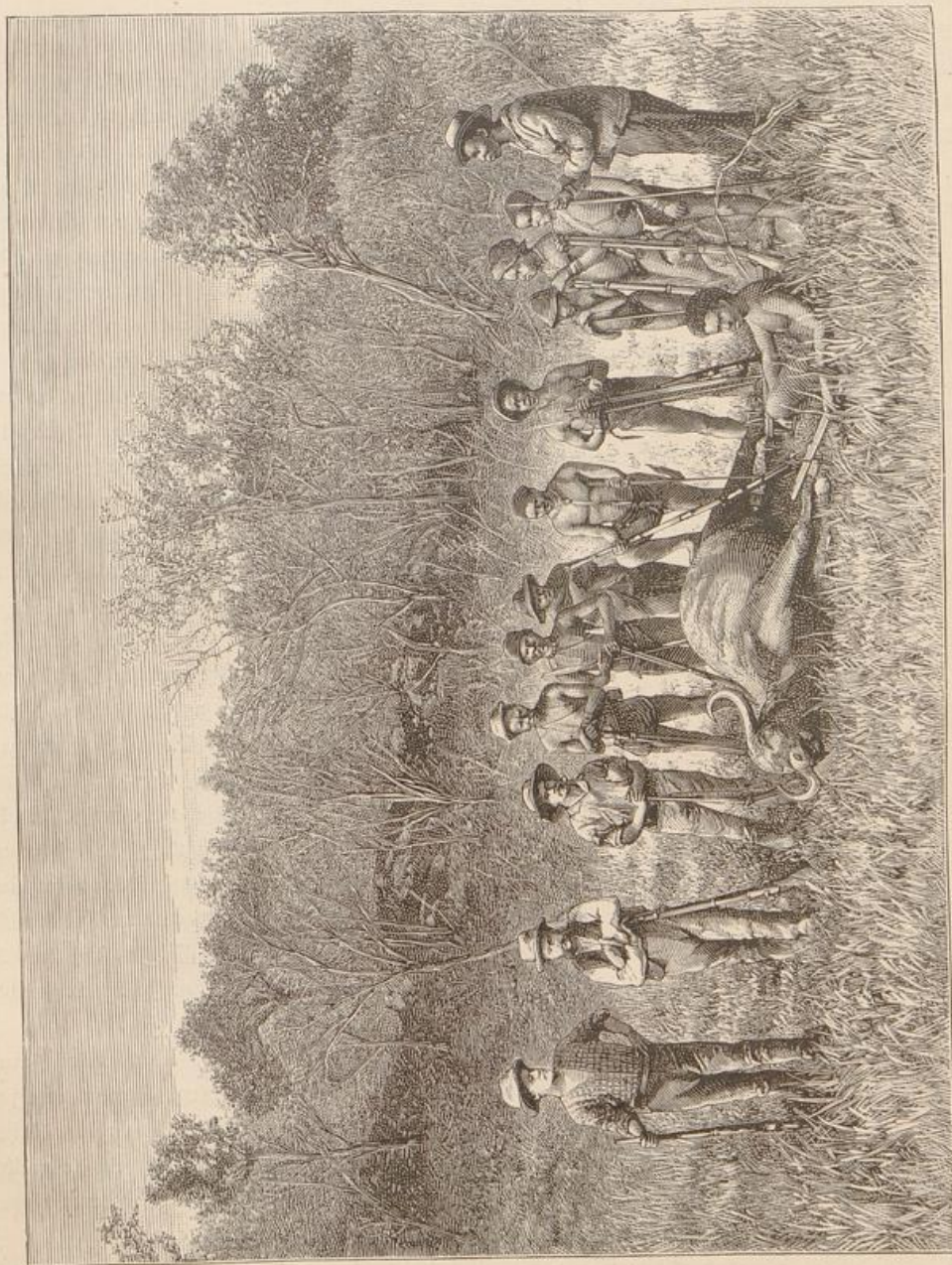
fleißigen, gefunden und kräftigen Mann in kurzer Zeit reich machen. Für 1200 bis 1400 Pfund kann er eine Farm von etwa 1400 Morgen kaufen, und für 450 bis 500 Pfund erhält er 1000 Schafe. Wenn er dann noch etwas bares Geld übrig behält, kann er dieses verwenden, um die Anstalten zur Bewässerung seiner



Fähre über den Daul.

Felder zu vervollkommen, eine Arbeit, die sich reichlich lohnt, denn schon im ersten Jahre gewinnt er durch die größere Ernte 100% seiner Auslagen. Übermäßige Arbeit wird von dem Kolonisten nicht verlangt, aber er wird sich an manches gewöhnen müssen, was ihm anfangs unerträglich scheint, und manches aufgeben,

was er glaubt nicht entbehren zu können. In erster Reihe muß er sich an die Einsamkeit gewöhnen, denn auf seiner Farm wird er selten ein fremdes Gesicht erblicken, und wenn kein Dorf in der Nähe ist, in dem er Europäer finden kann, werden Monate vergehen, ohne daß er außer Kaffern einen Menschen erblickt. Auch



Buffeljagd in Transvaal.

manchen heimatischen Gewohnheiten — darunter obenan das Biertrinken und Zigarrenrauchen — wird der Kolonist entsagen müssen, weil sie in Süd-Afrika zu kostspielig sind. Hat er aber erst ein Jahr oder zwei auf seiner Farm verlebt, dann wird er sich gewiß in den neuen Verhältnissen wohl fühlen und wird die Unab-

hängigkeit, deren sich der Bauer erfreut, um keinen Preis mehr gegen ein anderes Verhältnis eintauschen wollen. Wenn er umsichtig zu Werke geht und das Glück ihm günstig ist, kann er sein Kapital schon in 6 Jahren verdoppeln, und er beschließt sein Leben als reicher Farmer, wenn er nicht vorzieht — was auch viele thun — später sein Besitztum zu Gelde zu machen und mit dem erworbenen Vermögen nach Europa zurückzukehren.

Wenn die Boeren sich nicht durch Mißwirtschaft so arg an dem Lande versündigt hätten, würde daselbe heute an Ergiebigkeit des Bodens den fruchtbarsten Gegenden Natal's nicht nachstehen und der Viehzüchter wäre nicht gezwungen, durch mühsame Dammbauten seinem Weideland die nötige Feuchtigkeit zuzuführen. Als die Bauern ins Land kamen, gab es in demselben weite Prärien, in denen das Gras mannhoch stand. Die Flüsse und Bäche enthielten das ganze Jahr hindurch genügend Wasser, und ihre Ufer waren umsäumt von Bäumen und Schilf. Der Boden sog bei einem Regen viel mehr Feuchtigkeit ein und behielt sie länger als jetzt. Ackerbau wäre damals überall möglich gewesen und hätte sich gut rentiert, aber die Einwanderer waren nicht Ackerbauer, sondern Viehzüchter, und das hohe Gras und all die üppige Vegetation, welcher der Boden seine Feuchtigkeit verdankte, behagte ihnen nicht. Ihre Schafe fanden auf solchem Boden kein geeignetes Futter, und überdies war das hohe Gras ein vorzügliches Versteck sowohl für die damals noch zahlreich vorhandenen Raubtiere, als auch für Kaffern, welche dort den günstigsten Augenblick zu einem Überfall erspähen konnten. Die Bauern entledigten sich desselben, indem sie kurz vor Beginn der Regenzeit, wenn das Gras von den Sonnenstrahlen völlig ausgetrocknet war, es anzündeten. Die sich rasch verbreitenden Flammen vertrieben die reißenden Tiere, und obwohl sie nicht nur das Gras, sondern alles, was sie auf ihrem Wege fanden, auch Bäume und Gebüsch verzehrten, so kam doch bald darauf der befruchtende Frühjahrsregen (Ende August), und der fruchtbare Boden bedeckte sich rasch wieder mit Gras und Schilf. Eine Zeitlang ging dies, dann mußten sich aber die Nachteile einer solchen Wirtschaft bemerkbar machen. Die Schafherden der Bauern wurden immer größer, aber die Frühjahrsregen, welche das Land befruchten sollten, seltener, und schließlich fanden die Herden nicht mehr genügendes Futter, wo solches noch vor wenigen Jahren in überreicher Fülle vorhanden war. Der Bauer mußte andere Weideplätze aussuchen und weiterziehen (trekken; woraus der Name Trek-Bauern entstand), aber er war durch die Erfahrungen der letzten Zeit nicht gewöhnt und wirtschaftete in seiner neuen Niederlassung in derselben Weise wie in der alten. Heute ist infolge dieses Raubsystems das Land kaum wiederzuerkennen. Frühjahrsregen fallen schon längst nicht mehr, die Regenmenge hat sich überhaupt bedeutend vermindert, und anstatt wie früher wohlthätig und belebend zu wirken, treten die Regengüsse jetzt meist mit elementarer Gewalt auf und haben Zerstörung und Verwüstung im Gefolge. Keine üppige Vegetation verhindert jetzt mehr den raschen Zufluß des Regenwassers zu den Flüssen, und die nicht mehr regulierten Regenmassen füllen die Flußbetten zuweilen in kurzer Zeit so, daß das Wasser über 50 Fuß hoch steigt, weithin die Ufer überflutet und in seinem rasenden Lauf große Stücke fruchtbaren Bodens losreißt und mit sich fortführt.

Aller Wohlstand im Lande hängt jetzt von der Erhaltung der Dämme ab, welche keine Farm entbehren kann. Sie sind teils in natürlichen Bodenmulden, teils in kleineren Wasserläufen, sogenannten Spruiten, aufgeführt und sollen das Regenwasser auffangen und ansammeln, doch wenn Quellen in der Nähe sind, werden auch diese in das eingedämmte Becken geleitet. Wenn der Bauer dann sieht, daß sein Ackerfeld schon sehr ausgetrocknet ist und dringend einer Bewässerung bedarf, leitet er von seinem Wasservorrat einen Teil nach den Furchen, mit welchen jedes Feld durchzogen ist.

Außer der Anlage solcher Dämme, welche stets dem einzelnen Farmer überlassen bleibt, ist für künstliche Bewässerung des Landes bisher noch gar nichts gethan worden. Es sind weder Tiefbohrungen versucht worden, noch hat man bisher die Wassermengen der Flüsse Orange, Vaal, Modder, Caledon u. s. w. ausgemittelt; zu ersteren fehlten die nötigen Apparate, und der Erfolg von Bohrungen ist hier zu fraglich, als daß man sich sehr dazu gedrängt fühlte, und inbezug auf die Flüsse sind noch keine Nivellements vorgenommen

worden. Das Land kann übrigens derartige Bewässerung ganz gut entbehren, wenn das Regenwasser sorgfältig gesammelt wird, denn dieses ist in völlig genügender Menge vorhanden. Der Regen fällt allerdings ungleich, bleibt oft lange Zeit aus, und geht dann plötzlich wolkenbruchartig nieder, wobei er viel Unheil anrichtet. Die letzten Jahre waren sehr trocken, aber Anfang März 1884 ging wieder ein Guß nieder, der die Dämme durchbrach. Im allgemeinen schwankt die Regenmenge zwischen 16 und 30 Zoll, nimmt aber stetig, wenn auch langsam ab.

Eine Besserung ist vielleicht zu erwarten, wenn bei dichterem Besiedlung der Ackerbau die Viehzucht etwas zurückdrängen wird. Der reiche Kinderseggen der Bauern und die Sitte, das väterliche Gut unter die Söhne zu verteilen, wirken darauf hin. Jetzt schwanken die Farmen noch zwischen 1000 bis 6000 Morgen und ernähren durch die Zucht von Schafen und Rindern trotz der jetzt sehr gedrückten Wollpreise so ziemlich ihren Mann, aber schon in der nächsten Generation wird eine Änderung eintreten müssen. Bei weiterer Verkleinerung der Farmen wird die einzelne nicht mehr imstande sein, eine solche Anzahl von Schafen zu ernähren, als der Farmer braucht, um existieren zu können, und dann wird er zum Pfluge greifen und sein jetziges behagliches Leben aufgeben müssen. Mit dem nötigen Aufwand von Arbeit wird er auch auf der kleinen Farm ein gutes Auskommen finden, denn der Boden eignet sich vortrefflich für den Anbau der verschiedensten Kulturpflanzen. Korn und Weizen geben hohen Ertrag, der letztere (inklusive des Schadens, welcher durch Hagel veranlaßt wird) 40fachen, zuweilen noch bedeutend höhern Ertrag, und dabei erntet der Bauer jährlich zweimal. Er kann in demselben Jahre sein Feld z. B. zuerst mit Hafer, dann mit Weizen bestellen, oder Mais und die gleichfalls sehr gut gedeihenden Kartoffeln pflanzen. Auch die europäischen Gemüse gedeihen gut, wenn sie genügende Bewässerung finden, und ihr Wachstum währt bei solcher das ganze Jahr hindurch. Besonders eignet sich das Land zur Obstkultur. Der Drystaat könnte wohl ebenso guten Wein liefern wie das Kapland, denn man trifft dort ausgezeichnete Trauben, jedoch die Bauern haben sich bisher darauf beschränkt, für ihren eigenen Bedarf in kleinen Quantitäten Wein zu bereiten, während noch nirgends der Weinbau im Großen zum Zwecke des Kelterns und des Weinverkaufs versucht worden ist. Außer der Weintraube gedeihen im Drystaat noch Apfelsinen, Zitronen, Feigen — kurz, alle Obstsorten, die bei uns heimisch sind.

Der Einwanderer, der einiges Kapital mitbringt, dabei kräftig und gesund ist und Lust zur Arbeit hat, wird daher im Drystaat, wenn er sich der Landwirtschaft zuwendet, immerhin sein Auskommen finden. Weniger günstig sind die Aussichten für den Handwerker und den Kaufmann. Der Bauer lernt auf seiner einsamen Farm sich in gar vielen Fällen selbst zu helfen, in denen der Städter die Arbeit des Handwerkers nicht entbehren kann; auf ihn darf daher der einwandernde Handwerker nicht zählen. In den größeren Orten findet er aber eine sehr zahlreiche Konkurrenz, da außer ärmeren Bauern, welche ihre Dienste anbieten, auch Kaffern bereits Handwerke zu erlernen beginnen, sodaß der deutsche Einwanderer den Kampf nicht aufnehmen vermag, umso weniger, da diese einheimischen Konkurrenten weniger Bedürfnisse haben als er und daher auch viel billiger arbeiten. Deutsche Handwerker werden daher wohl thun, wenn sie nur dann nach Transvaal auswandern, sobald sich ihnen dort eine im voraus sichere Beschäftigung bietet, denn im entgegengesetzten Falle können sie sich in 90 von 100 Fällen darauf gefaßt machen, daß sie über kurz oder lang sich werden gezwungen sehen, ihre eigentliche Beschäftigung aufzugeben und die erste beste andere zu ergreifen, um nur ihr Leben zu fristen. Für Kaufleute stehen augenblicklich wegen der schlechten Geschäftslage die Aktien auch nicht günstig, und auch für die Inhaber von Kantinen sind jetzt die schönen Tage von Uranjuez vorbei. Früher ist mancher bei solchem Geschäft in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden, aber seitdem ein Gesetz erlassen wurde, welches den Verkauf von Spirituosen jeder Art an Eingeborene mit Strafen von 500 bis 1000 Mark bedroht, hat dieses Gewerbe aufgehört, so einträglich zu sein, daß es noch viele anlocken könnte.

Günstigere Verhältnisse findet der Einwanderer in Transvaal. Auch dort ist die Bevölkerung eine sehr dünne. In einem Gebiet von der Größe der französischen Republik wohnen nur etwa 800000 Menschen, der überwiegenden Mehrzahl nach Farbige, welchen nur etwa 45000 Weiße gegenüberstehen. Wie viele

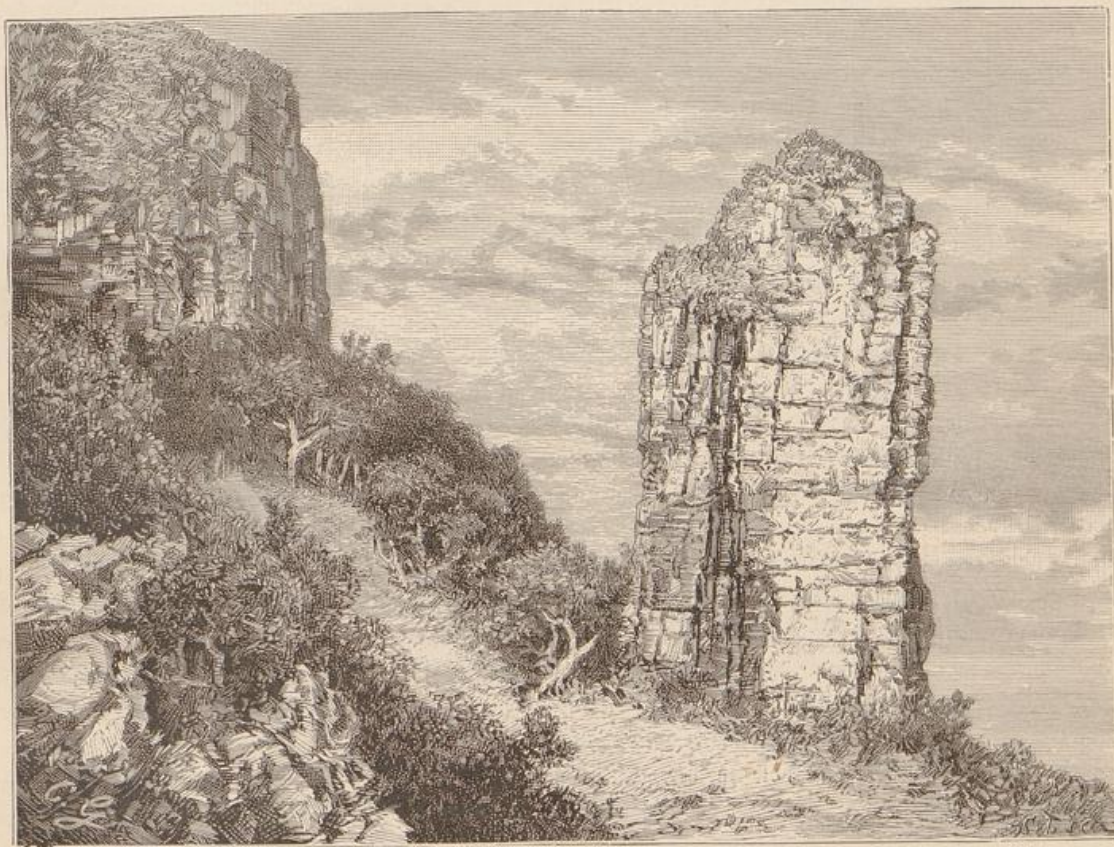
Menschen könnte die Fläche von (rund) 28 Millionen Hektaren, welche der Transvaalstaat umfaßt, ernähren! Die Zahl der weißen Einwohner wäre längst eine bedeutend größere, wenn englische Mißgunst nicht den Aufschwung der Republik hinderte und nicht viele durch parteiisch gefärbte Berichte über die dortigen Zustände von der Einwanderung abgeschreckt würden.

Alle Bedingungen sind vorhanden, daß man von der Thätigkeit einer fleißigen Bevölkerung einen raschen Aufschwung des Landes erwarten kann. An Wasser ist kein Mangel. Zwei große Flüsse bilden nach Süden und Norden die Grenze des Landes: der in den Oranje mündende Vaal⁷⁸⁾ und der dem Indischen Ozean zufließende Limpopo, welche beide zahlreiche Nebenflüsse aufnehmen. Ein von Westen nach Osten sich erstreckendes Hochland, das *hooge veld*, bildet die Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen, 50 bis 60 Kilometer breit bei einer durchschnittlichen relativen Höhe von 100 bis 200 Meter. Zwei Gebirgsketten durchziehen das Land, beide in der Richtung von Süd-West nach Nord-Ost: die Maggaliesberge und das Drafen- oder Kathlamba-Gebirge. Ein schmales Thal trennt das *hooge veld* von den 200 bis 300 Meter höheren Maggaliesbergen. „Nördlich derselben wird das Gebiet der Transvaal teils von plateauartigen Massen, welche sich 100 bis 200 Meter über das allgemeine Niveau erheben und von isolierten Klippenbergen gekrönt werden, teils von Bergreihen und Zügen durchzogen, welche im allgemeinen in Westsüdwest-Ostnordost-Richtung streichen. Von dem Hohen Feld trennt diese Erhebungen eine von dichtem Buschwald bedeckte Ebene, welche im westlichen Teil als Buschfeld bekannt ist. Zu den ersteren gehören die Pilands-Berge, Water-Berge, Joutpans-Berge, Blau-Berg und Matyatyas-Berg, zu den letzteren die Dwars-Berge, Witfontein-Berge und die zahlreichen, ihrer Kuppenform wegen Koppies-Berge benannten isolierten Klippenberge. Der Plateaurand gegen den Limpopo ist durch eine Reihe von Erhebungen ausgeprägt, welche unter dem Namen der Mural-Berge, Siloquana-Berge, Tweede- und Derde-Berge bekannt sind und kaum 100 bis 150 Meter relativer Höhe erreichen. Am reichsten gegliedert, d. h. zerklüftet und zerrissen ist die Hochebene an ihrem Ostrande in den Goldstriften von Lydenburg; hier erreicht die Hochebene auch im allgemeinen Niveau ihren Kulminationspunkt und zeigt auch ein ziemlich bedeutendes Gefälle gegen die vom Olifant (Cepalule) begrenzte Ebene.“ Die Drafenberge, welche die Grenze zwischen dem Freistaat und nördlichen Natal, und die Wasserscheide zwischen dem Indischen und Atlantischen Ozean bilden, sind die Fortsetzung jenes Höhenzuges, dem wir bereits unter dem Namen Storm-Berge am Rande des südafrikanischen Hochplateaus begegneten. „Zwischen 29° und 30° südl. Br., mithin im mittlern Teile der ganzen Kammlinie, erreichen die Drafen-Berge im Cathkin Peak oder Champagne Castle ihren absoluten Kulminationspunkt mit 3157 Metern; diesem zunächst erreicht der Kamm im Mont aux Sources 3048, im Giants Peak (Riesenkopf) 2943 Meter. Der Abfall der ebenfalls durch die charakteristische Tafelform ihrer einzelnen die Kammlinie überhöhenden Berge ausgezeichneten Drafen-Berge ist nach Osten d. h. zur Küste weit beträchtlicher und steiler als nach dem Innern, und diese liegen durchschnittlich in 1600 bis 1900 Meter Seehöhe. Die Höhe des Kammes unterliegt verhältnismäßig geringen Schwankungen und beträgt in den Iyoko-Bergen 1800, in den Verjamel-Bergen 1700 Meter, während die Gipfelhöhen in den ersteren nur mehr 2196 Meter erreichen. Im Norden der Verjamel-Berge geht der bisherige Kamm der Drafen-Berge wieder in den von isolierten Bergmassen überhöhten Steilrand des Hochplateaus über.“ Großartige Gebirgslandschaften entrollen sich da vor den Blicken des Wanderers, aber nirgends gewahrt sein Auge Leben, nirgends Ansiedelungen, wenn er von einem der Gipfel der Drafenberge die ihn umgebende Bergwelt überblickt, und die unbelebte Natur läßt den Beschauer kalt. Und doch könnte die Landschaft leicht ein anderes Aussehen gewinnen, denn der Boden Transvaals ist sehr fruchtbar. Hier gedeihen sowohl alle europäischen Pflanzen und Getreidearten als auch fast alle Gewächse der Tropen. Obst giebt es das ganze Jahr, denn Weintrauben, Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Äpfel, Pflaumen, Wallnüsse u. s. w. reifen im Sommer, Bananen, Apfelsinen, Guyaven u. s. w. im Winter. Weizen liefert

⁷⁸⁾ Wir behalten die alte Schreibweise Vaal und Transvaal bei, bemerken jedoch, daß nicht faal oder Transfaal, sondern Waal zu sprechen ist.

häufig 40 bis 50fachen Ertrag, Mais gedeiht vortrefflich und wird, nachdem der große inländische Bedarf gedeckt ist, noch in bedeutenden Mengen ausgeführt. Alle Gemüsearten, welche bei uns gezogen werden, kommen auch in Transvaal fort. Tabak bildet wegen seiner guten Qualität bereits einen sehr begehrten Ausfuhrartikel, und der Kaffeebaum, Reis, Hanf, Flachs und Baumwolle wachsen in verschiedenen Distrikten wild.

Der Viehzüchter findet in Transvaal noch die herrlichsten Weidegründe, die er sich wünschen kann. Das Gras wird oft 6 bis 7 Fuß hoch, und auch hier wird es noch von vielen im Winter niedergebrannt, um in seiner Asche Dünger für den Boden zu gewinnen, bevor die befruchtenden Frühjahrsregen kommen. Heuvorräte für den Winter zu sammeln, ist hier überflüssig, denn wenn im Winter — hier die trockene Jahres-



Jeppes Turm.

zeit — das Gras auf den Weideplätzen dürr wird, zieht der Bauer mit seinen Herden nordwärts in das sogenannte Buschfeld, wo er das ganze Jahr hindurch frisch grünes Gras findet. Auch die Jagd liefert noch gute Ausbeute, und der Bauer bringt von seinen Jagdzügen in der Regel eine Menge Felle und Häute der erlegten Tiere mit nach Haus. In den dichter bevölkerten Teilen Transvaals ist zwar die Jagd auch schon unergiebig geworden, aber auf weiteren Streifzügen findet der Jäger immer noch Gelegenheit, nach Herzenslust Antilopen, Springhörner, Giraffen, Nashörner, Hyppopotamen, auch Elefanten und Löwen zu schießen.

Schließlich zeichnet sich Transvaal noch durch Mineralreichtum aus. Eisen, Kupfer, Blei, Zinn sind in großen Mengen vorhanden, Steinkohlen findet man überall, und in einzelnen Gegenden ist Gold und Silber

gefunden worden. Die Gebirge liefern ferner Marmor und verschiedene wertvolle Steinarten, und wenn wir unter den mineralischen Schätzen noch Salpeter, Maun, Porzellanerde, Ocker u. s. w. anführen, so haben wir nur einen Teil derselben erschöpft, denn der Reichtum Transvaals an Erzen und Mineralien ist so groß, daß wenige Länder mit ihm wetteifern können.

Zu alledem gesellt sich noch ein vortreffliches Klima, das viel milder und angenehmer ist als jenes der Kapkolonie. Von Dezember bis Februar fällt viel Regen, und dann sind auch Gewitter häufig, während der anderen Monate wölbt sich über dem Lande stets ein wolkenloser Himmel, die Luft ist sowohl im Winter als im Sommer wundervoll klar, so daß man auf weite Entfernung hin alle Gegenstände scharf und deutlich zu sehen vermag, und dabei wird sogar im Hochsommer die Hitze niemals drückend. Selten steigt das Thermometer im Sommer höher als 22° R., so daß wir in Deutschland zuweilen mehr unter der Sommerhitze zu leiden haben als die Transvaaler. Die Nächte sind dagegen in Transvaal auch im Sommer empfindlich kalt. Als klimatisches Land für Tuberkulose dürfte Transvaal sehr zu empfehlen sein und kaum von einem andern, auch von dem deshalb viel gerühmten Drystaat nicht, übertroffen werden.

Dieses schöne Land scheint wie geschaffen, um einen großen Einwandererstrom aufzunehmen, und es lag daher nahe, daß in einem Land wie Deutschland, welches alljährlich viele Tausende seiner Bewohner durch Auswanderung verliert, schon frühzeitig die Frage diskutiert wurde, ob es sich empfehle, den deutschen Auswandererstrom nach Transvaal zu lenken. Die Zahl der Deutschen in Transvaal ist schon heute nicht gering, und sie würden es selbstverständlich mit Freude begrüßen, wenn die schon bestehenden deutschen Niederlassungen durch neue Ansiedler aus Deutschland vermehrt würden. Gegenüber der starken Propaganda zu Gunsten Transvaals, welche vor noch nicht langer Zeit in Deutschland sich bemerkbar machte, ist Vorsicht und ein sorgfältiges Prüfen der jetzigen Verhältnisse doppelt geboten.

Eines steht übrigens unbestreitbar fest: die große Mehrzahl der jetzt bereits im Lande ansässigen Deutschen lebt in sehr guten Verhältnissen. Fast alle haben mit ganz geringen Mitteln angefangen, aber Männer und Frauen haben fleißig gearbeitet, wobei namentlich die Emsigkeit der letzteren das Staunen der Bauern erregte, und die Früchte ihrer Mühn sind nicht ausgeblieben. Das deutlichste Anzeichen von Wohlhabenheit ist die Thatsache, daß zwei deutsche Gemeinden, welche in den Distrikten Utrecht und Wafferstroom ziemlich nahe beieinander entstanden, aus eigenen Mitteln deutsche Schullehrer und Pfarrer angestellt haben, um ihren Kindern ihre Nationalität zu erhalten. Schon die Umgegend und das Aussehen dieser Dörfer verraten das Vorhandensein emsiger und wohlhabender Ansiedler: die Straßen sind in gutem Zustand, die Häuser freundlich und sauber, und jeder Ansiedler hat seinen echt deutschen Bauernhof, an den sich Garten und Ställe anschließen. Ein nicht minder freundliches Bild bieten die einsam gelegenen Farmen der deutschen Ansiedler, die sich auch scharf von denen der Bauern unterscheiden.

Eduard Mohr besuchte die in der Nähe von Rüstenburg gelegene Farm „Morgensonne“, deren Besitzer, ein Deutscher namens Diedrich, welcher 1848 bei den schwarzen Jägern in Leipzig gestanden, ihn zum Besuche eingeladen hatte. Wir wurden, schreibt er, in gastlicher Weise empfangen, denn kaum fuhren die Wagen innerhalb der die Besitzung umgebenden Mauern ein, so knallte ein Büchschuß und ein mächtiger fetter Ochse stürzte tot zusammen; damit wollte man anzeigen, daß sowohl für die Kaffern als auch für uns selbst reichliche Fleischvorräte vorhanden seien. Darauf bewillkommnete uns unser Landsmann und stellte uns einem holländischen Freunde vor, der mit seiner zahlreichen Familie ziemlich auf unbestimmte Zeit nach hier zum Besuche gekommen war. — Die armen Frauen in der Küche hatten genug zu thun, denn sie sorgten dafür, daß der gute Appetit einer großen Gesellschaft befriedigt wurde, und somit herrschte denn hier den ganzen Tag eine große Thätigkeit, es wurde gekocht, gebraten, eingesalzen, gebacken 2c. Gewiß gehört eine große Charakterstärke dazu, hier mit Ausdauer energisch weiter zu schaffen, um die Sache vorwärts zu bringen, wie es unserem Freunde gelungen, denn das Leben ist doch ein ganz anderes, als wie es ein junger sächsischer Offizier gekannt hat, der in den feinsten Salons der Dresdner und Leipziger Gesellschaft verkehrte. — Indessen

durch Ausdauer, Umsicht und Thätigkeit hatte sich Diedrich eine sorgenfreie, unabhängige Stellung geschaffen, auf die er stolz war. — Ich behaupte, die Farm „Morgensonne“ liegt auf einer der malerischsten Stellen im ganzen Transvaal, auf terrassenartig ansteigenden, bewaldeten Hügeln. Im Rücken derselben erhebt sich eine steile, mehrere hundert Fuß hohe Porphyrrwand, die die Wohnung in der Entfernung einer halben bis $1\frac{1}{2}$ englische Meilen umschließt, und so zu sagen wie eine natürliche Mauer einen Teil der Felder, die Orangen- und Küchengärten einrahmt. Das Haus ist solid aus Ziegelsteinen konstruiert, hat ein flaches Dach und in front eine halbe Veranda, deren weiße Säulen weit durch die Landschaft dem Wanderer als ein Zeichen der Zivilisation entgegenblinken. Alles dieses hat der sächsische Kapitän selbst gegründet mit Hilfe einer Kaffir-Kolonie, die sich neben ihm ansiedeln durfte und deren Arbeitskräfte er durch kluge und humane Behandlung zu gewinnen wußte. — Auf der lustigen Veranda stehend, schweift unser Blick über einen freundlichen Garten hin. Unter den Pflanzenformen fallen die hochstämmigen Orangen- und Zitronenbäume auf, dort glüht die feurige Granatblüte, hier herrliche Büschel blagroten Oleanders; nordostwärts zu sieht man bis in die weiten Ebenen des Krokodilflusses, im Norden liegen jene reizenden Landschaften, aus denen die blauen Pilandsberge malerisch hervorragen. Schaf- und Viehzucht sind es, die die Haupteinnahmen der Farm bilden. — Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes hier machten Schwärme von Baboon-Affen, die die Porphyrrklippen bewohnen, dem Hauptmann Diedrich viel zu schaffen, indem sie nachts aus ihren steilen, für Menschen fast unzugänglichen Felsen herunterkamen und furchtbare Verwüstungen unter den reifenden Maisfeldern anrichteten, deren Kolben, wie Diedrich uns versicherte, die schlauen Tiere mit dem Bast des Mais zusammenbinden, über die Schultern nehmen und so forttragen. — Nach und nach hat die Büchse unter ihnen aufgeräumt, aber ganz verschwunden waren sie immer noch nicht, oft hörten wir ihr rauhes, heiseres Gebrüll, oder sahen ihre dunklen Gestalten, bald auf den Felsen herumklettern, bald stundenlang in stoischer Ruhe stillstehend und neugierig dem Treiben der Menschen unten zuschauend.

Im Distrikt Utrecht des Transvaal wurde im Jahre 1868 von 19 deutschen Familien die Niederlassung Lüneburg gegründet, welche rasch anwuchs und heute bereits über 60 Familien zählt. Alle Ansiedler sind wohlhabend, die Niederlassung besteht aus schmucken, freundlichen Häusern, welche von wohlbestellten Gärten und Feldern umgeben sind, und mit einem Aufwand von 60000 Mark ist dort auch eine hübsche Kirche erbaut worden. Lüneburg macht unbestreitbar einen sehr günstigen Eindruck, und wer es zum erstenmal sieht, wird nicht begreifen, warum die Zahl der deutschen Einwanderer nicht größer ist und warum jetzt sogar aus dem Transvaal Stimmen laut werden, die von der Einwanderung abraten — wenigstens von der augenblicklichen Einwanderung. Ein gut Teil der abratenden Stimmen ist zwar offenbar in englischem Interesse thätig und bezweckt durch möglichst ungünstige Schilderung der Verhältnisse von der Einwanderung abzuschrecken, damit der Freistaat nicht erstarke und dann den englischen Kolonien ein unangenehmer Nachbar werde, aber auch bei völlig unparteiischer Prüfung des Für und Wider dürfte in diesem Augenblick die Einwanderung nach Transvaal wenigstens nicht jedermann anzuraten sein.

Der mittellose Einwanderer würde hier ebenso wie im Drystaat bald in eine bedrängte Lage geraten, denn die Verhältnisse sind augenblicklich nicht derart, daß es möglich wäre, durch Arbeit allein sich rasch eine Existenz zu schaffen. Über ein kleines Kapital, zum mindesten 5000 bis 6000 Mark, muß der Einwanderer verfügen, wenn er es zu etwas bringen will. Es würde jedoch verfehlt sein, wenn er für sein Geld sofort eine Farm kaufte. An verkäuflichen Farmen ist kein Mangel, denn jede Woche kommen einige wegen Schulden und Steuerrückständen zur Versteigerung, und man kann bei solchen Gelegenheiten große Farmen in den besten Gegenden des Landes für ein Drittel des Preises kaufen, den sie noch vor wenigen Jahren erzielt hätten, aber trotz des dabei zu erzielenden Gewinnes ist dem Einwanderer der sofortige Ankauf einer Farm nicht anzuraten. Die meisten Einwanderer kennen Süd-Afrika und die Art und Weise der dortigen Landwirtschaft nicht, und die unausbleibliche Folge ihres vorteilhaften Farmkaufes würde daher früher oder später der Verlust ihres Geldes sein. Der einzig richtige Weg, den ein mit den Mitteln zum Ankauf einer Farm versehen

Einwanderer einschlagen muß, ist der folgende: Er suche in einem der kultivierteren Distrikte, in Utrecht, Wafferstrom oder Ermelo, bei einem reichen Bauer Stellung als Knecht. Dieselbe zu finden, wird nicht schwer sein, da der Bauer einen fleißigen weißen Arbeiter gern in seinen Dienst nimmt. Der Lohn wird außer Kost und Wohnung 80 bis 100 Mark monatlich betragen, doch darf man dies nicht für eine glänzende Bezahlung halten und etwa glauben, die 4 bis 5 Pfund, welche der Bauer zahlt, hätten in Transvaal denselben Wert wie bei uns 80 bis 100 Mark. Unter den jetzigen Verhältnissen sind sie nur soviel wert wie bei uns 20 Mark, aber der Betrag genügt zur Bestreitung aller kleinen Ausgaben, so daß der Einwanderer während seiner Dienstzeit auf der Farm sein Kapital nicht anzugreifen braucht und sogar noch etwas von seinem Lohn erübrigt. Später kann er sich eine andere Stelle suchen, um die Landwirtschaft in verschiedenen Teilen des Landes kennen zu lernen, und erst wenn er auf diese Weise eine Lehrzeit von 1 bis 2 Jahren hinter sich hat, kann er daran denken, mit Aussicht auf Erfolg sich selbständig zu machen. Diese Methode hat auch den Vorteil, daß der Einwanderer nicht mit mehr oder minder Hast eine Farm unter den zum Verkaufe angebotenen zu wählen braucht, sondern ruhig eine günstige Gelegenheit zu einem billigen Kauf abwarten kann.

Daß die Hauptschwierigkeit für den Einwanderer heute darin liegt, daß er in Verhältnisse kommt, welche ihm völlig fremd sind und er sich nicht in allem so schnell und so leicht zurecht zu finden vermag wie der Bauer, das hat auch Herr Du Toit — eines der Mitglieder der Deputation, welche die Transvaaler nach Europa sandten — hervorgehoben, als man ihn in Amsterdam wegen der Einwanderung nach Transvaal interpellierte. Sobald Transvaal eine Eisenbahn hat, sagte er, wird man das Land gleich offen und groß finden. Dann wird die Emigration ein Segen sein. Vor dieser Zeit nicht, denn der Neuangekommene versteht es nicht, sich wie der Boer zu helfen. Die Regierung hat eine Emigrations-Kommission ernannt; auch hier (in Amsterdam) besteht eine derartige Kommission, welche in Verbindung mit jener zu Pretoria handelt. Ich wiederhole es, ein großer Strom von Einwanderern würde in diesem Augenblick nicht erwünscht sein, aber allmählich wird Transvaal ihrer bedürfen, besonders tüchtige junge Bauern und geschickte Handwerksleute würden ein Segen sein.

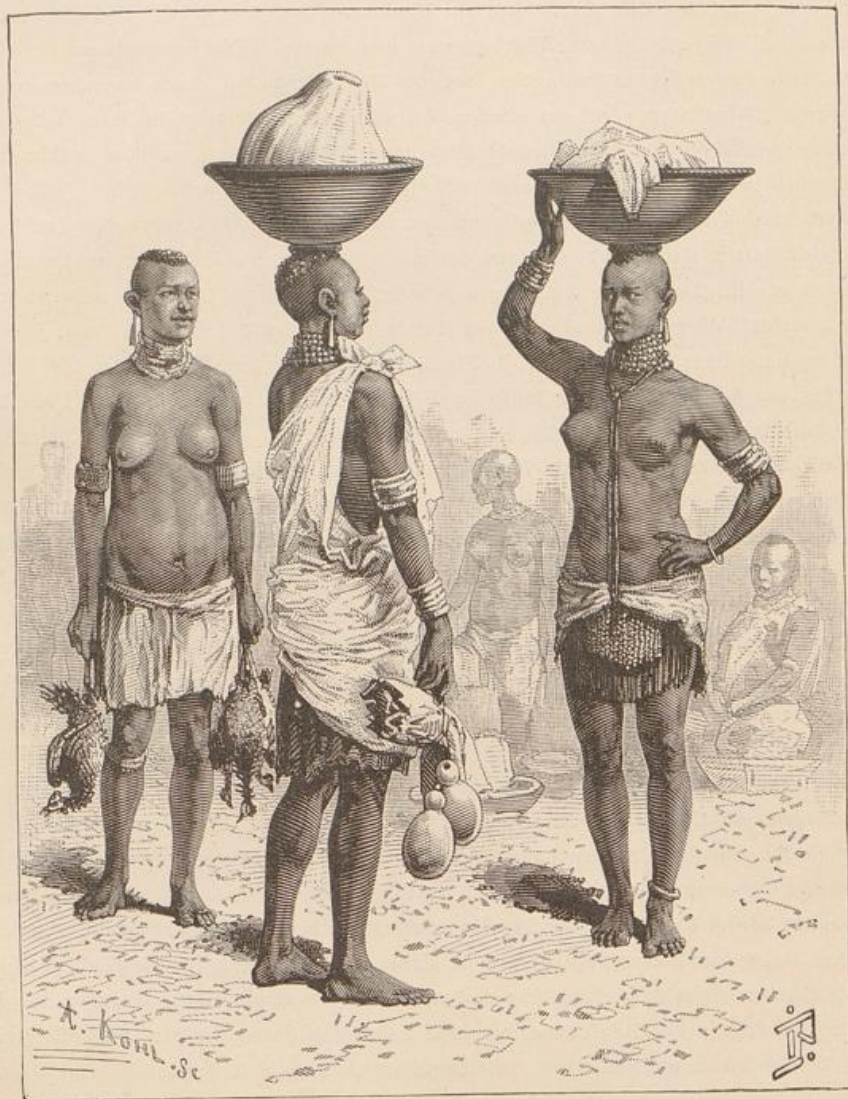
Die Regierung des Freistaates ist demnach allerdings augenblicklich einer Masseneinwanderung Deutscher nicht besonders geneigt, aber deshalb ist noch bei weitem nicht alles wahr, was von englischer Seite — als eines der beliebten Abschreckungsmittel für Einwanderer — verbreitet wird, um nachzuweisen, daß in Transvaal unter der Bauern-Bevölkerung eine Stimmung herrsche, welche den Deutschen ungünstig sei.⁷⁹⁾ Gerade das Gegenteil ist der Fall, denn die Transvaaler haben den Deutschen als einen fleißigen, nüchternen und bescheidenen Arbeiter bereits zur Genüge kennen und schätzen gelernt. Wenn hier, schreibt ein Deutscher aus Pretoria⁸⁰⁾, ein Bauer von Lüneburg (der oben erwähnten deutschen Gemeinde im Transvaal-Distrikt

⁷⁹⁾ Auch von deutscher Seite sind übrigens in neuerer Zeit Stimmen laut geworden, welche sich nicht günstig über die Lage der Deutschen in Transvaal äußerten. So veröffentlichte „Das Kapland“ am 10. Januar 1885 den Brief „eines Transvaalers“, in dem es heißt: „Von Zeit zu Zeit erschienen einige Artikel im „Kapland“, die in ausführlicher Weise darzulegen suchten, welche Vorteile die Deutschen in Transvaal erwarten können. Es thut mir leid, als ein Freund der Transvaaler Bauern, die Meinungen der verschiedenen Korrespondenten und Schreiber im Allgemeinen teilen zu müssen. Die transvaalische Deputation, welche, wie Jedermann weiß, am freundlichsten durch Se. Majestät den deutschen Kaiser empfangen ist, hat mit schönen Worten den Leuten zu Haus zu verstehen gegeben, daß man in Transvaal immer bemüht war, die deutschen Interessen zu fördern. Es ist jedoch hohe Zeit, daß die Deutschen in Europa wissen, daß dies ganz und gar nicht der Fall ist. Die deutschen Interessen und die Deutschen werden hier nur unterstützt, wenn ein „Muß“ dabei ist. Die Wahrheit ist, daß Alles, was „deutsch“ ist, soviel wie möglich unterdrückt wird. Man sieht die Deutschen mit Mißtrauen an. Sehr oft hört man auch den einladenden Ruf: „Verd nitslander“ von einigen Afrikanern. Einen andern hinterlistigen Feind der Deutschen findet man in den Holländern, die aus Haß und Neid Alles, was deutsch ist, vernichten möchten. Man hat in Transvaal verstanden, alle deutschen Beamten aus dem Staatsdienste zu entfernen, mit Ausnahme von einigen sehr untergeordneten Beamten, sei es durch Absetzung oder durch solche Behandlung, daß dieselben unmöglich ihre Stellungen halten konnten.“ — Seitdem ist der Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Transvaal in Kraft getreten, wodurch mancher Anlaß zu Beschwerden beseitigt wird und die deutschen Interessen in Transvaal eine wesentliche Förderung finden.

⁸⁰⁾ Die Kolonisationsfähigkeit von Transvaal. Original-Bericht aus Pretoria. „Export“, 1885, Nr. 34. Seite 594.

Utrecht) spricht, so thut er dies mit einem gewissen Respekt, denn der Bauer, der selbst wenig harte Arbeit vollbringt, sondern diese seinen Kaffern überläßt, achtet den Arbeiter höher als den Bureaufkraten.

Der deutsche Kaufmann findet in Transvaal inbezug auf Sympathieen seitens der Bevölkerung ebenso günstigen Boden wie der deutsche Bauer, und er wird sich mit der Zeit ebenso eine geachtete



Frauen aus der Umgegend von Pretoria.

Stellung erringen wie dieser. Wir erwähnten bereits die Abneigung der Bauern gegen alles, was englischen Ursprungs ist. Diese Abneigung erstreckt sich auch auf englische Waren. Wenn der Bauer die Wahl hat zwischen englischer und anderer Ware, wird er bei gleicher Qualität stets der letztern den Vorzug geben, ja er bevorzugt sie auch noch, wenn sie — allerdings nicht in bedeutendem Grade — minderwertig ist. Was sich in Transvaal erzielen läßt, sehen wir an dem Eroberungszug, den das deutsche Bier dort vollbracht hat. Im

Jahre 1880 war deutsches Bier in Transvaal noch kaum zu erlangen, und heute hat es das englische Alle fast vollständig verdrängt.

In anbetracht der Vorliebe, mit welcher die Bauern deutsche Waren kaufen, kann jedoch nicht genug davor gewarnt werden, daß unsere Exporteure nicht wieder in den alten Fehler verfallen, der unserer Industrie im Auslande schon so sehr geschadet hat. Gute, den Wünschen des Kunden völlig entsprechende Ware und solide Verpackung derselben sind die unerläßliche Bedingung eines dauernden Erfolges. Strenge Reellität in jeder Beziehung ist umsomehr geboten, als gerade jetzt ein Konkurrent auf dem Platze erscheint, der alle Eigenschaften in sich vereint, um alle anderen Konkurrenten auszustechen. Die Sympathieen für die Stammverwandten in Süd-Afrika haben sich in Holland in neuerer Zeit mächtig zu regen begonnen, und es hat sich dort unter der Firma „Maatschappij tot bevordering der Handelsbetreffingen tuschen Nederland en Zuid-Afrika“ eine Handelsgesellschaft mit einem Grundkapital von 1500000 Gulden gebildet, welche sich die Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Holland und Süd-Afrika zur Aufgabe stellt. Jedes Mitglied der Gesellschaft erwirbt durch die Zahlung der Aufnahmegebühr in Höhe von 100 Gulden das Recht, seine Erzeugnisse durch die Gesellschaft in ihren Handelskontoren verkaufen zu lassen, wofür dieselbe als Provision bis zu 5 $\frac{1}{2}$ % des Fakturabetrages erhält. Von diesen Einnahmen bestreitet die Gesellschaft alle Ausgaben, besoldet Beamte, Reisende u. s. w., verkauft aber die ihr übergebenen Waren nicht unter der Firma des betr. Industriellen oder Kaufmanns, sondern unter ihrer eigenen Firma. In Durban wurde durch den Direktor der Gesellschaft, der selbst Süd-Afrika besuchte, um sich über die Verhältnisse an Ort und Stelle zu unterrichten, ein Hauptdepot errichtet und von dort alsbald die Kapkolonie, der Dyrstaat und Transvaal mit Prospekten und Preiscuranten überschwemmt. Die Gesellschaft rechnet auf die Abneigung der Bauern gegen englische Waren und die wieder stärker hervortretenden Sympathieen für Holland, und sie dürfte sich in ihrer Erwartung kaum getäuscht finden. Umso mehr empfiehlt sich für alle ihre Mitbewerber auf dem südafrikanischen Markte, nichts außer acht zu lassen, was zur Befestigung ihrer jetzigen Stellung und zu weiterer Ausdehnung ihrer Verbindungen dienen kann.

Transvaal ist noch ein sehr ergiebiges Feld für den europäischen Handel, denn wie in der Kapkolonie und in Natal ist auch hier noch fast gar keine Industrie vorhanden. Das Land bringt nur Rohprodukte auf den Markt, aber diese haben bereits einen sehr bedeutenden Handelsverkehr ins Leben gerufen, obwohl derselbe in den Grenzgebieten immer noch als Tauschhandel auftritt. Die Haupterzeugnisse von Transvaal sind Mais, Korn, Zuckerrohr, Hirse, Hülsenfrüchte; außerdem kommen in den Handel Straußenfedern und Strauße, Rinder, Schafe, Ziegen und Pferde, von Mineralien Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Graphit, schließlich Gold und Diamanten, aber für die Ausfuhr kommen hauptsächlich Vieh, Wolle, Straußenfedern, Gold, Diamanten und Elfenbein in Betracht. Viel mannigfaltiger als die Ausfuhrartikel sind die eingeführten Waren, was schon dadurch bewirkt wird, daß in Transvaal zweierlei Konsumenten zu befriedigen sind, zivilisierte und unzivilisierte, die eingewanderten Bauern und die Eingeborenen in Transvaal selbst und in den Nachbargebieten, welche von dort aus mit Waren versorgt werden. So finden wir in den Einfuhrlisten Transvaals nicht nur alle europäischen Artikel, welche in der Kapkolonie und in Natal Absatz finden, sondern auch alle jene, welche an der Südwestküste Afrikas im Tauschhandel mit den Eingeborenen eine Rolle spielen.

Auf guten Absatz können namentlich folgende Artikel rechnen: Billige Nähmaschinen kleiner Konstruktion, Draht für Einzäunungen (Fencingwire), wollene Decken und leichte Biere. Die Drahtzäunungen sind ein Artikel, der immer gesuchter wird, jemehr die großen Farmen durch Teilung zwischen den Söhnen verkleinert werden und die Eigentumsverhältnisse in Transvaal sich weiter entwickeln und schärfer ausprägen. Wollene Decken finden Käufer an den Eingeborenen und müssen, wenn sie nicht völlig unverkäuflich sein sollen, genau jenen entsprechen, welche bei ihnen bereits eingeführt sind. Das Stück zum Preise von 3 bis 4 Mark muß etwa 170 □ Centimeter groß und die Enden müssen durch eine Borte befestigt sein. Blau, grün, grau und schwarz sind beliebte Farben, und auch buntfarbige Decken werden gern gekauft und für sie auch höhere

Preise bezahlt. Die Decken müssen sehr langhaarig und dicht sein, dagegen macht der Kaffer keinen Unterschied zwischen feiner und ordinärer Ware, und sieht nur darauf, ob die Decken nicht abfärben.

Wie in der Kapkolonie, überwiegt auch in Transvaal der Import bedeutend über den Export. Als im Jahre 1882 die Engländer Transvaal besetzt hatten, betrug der Import 20 Millionen Mark, etwa doppelt so viel als der Export. England nimmt für sich den Löwenanteil in Anspruch, und es wird noch viel Zeit brauchen, bevor der Prozeß der Emanzipation Transvaals von England, der nur sehr langsam von statten gehen kann, vollzogen sein wird. Hunderte von Fäden ketten Transvaal an den verhaßten Nachbar. Die holländische Handelsgesellschaft kann noch so gute und billige Waren liefern, so wird es der Händler, der die Farmer im Innern versorgt, bequemer finden, seinen Bedarf bei den englischen Importeuren in Kapstadt oder Natal zu decken, wo er die Ware auf Kredit erhält, und der Farmer selbst hat sich an manche englische Ware bereits so gewöhnt, daß er sie nicht missen mag. Dazu kommt, daß Transvaal im Innern des Erdteils liegt, fern der Küste, deren beste Häfen England besetzt hält. Die Zölle, welche England von Anfang an von allen über die Kapkolonie oder Natal nach den Boerenstaaten eingeführten Waren erhob, lasteten schwer auf diesen, und sie haben sich unablässig bemüht, Erleichterungen in dieser Beziehung zu erlangen. Alle Bemühungen blieben vergeblich, denn Natal deckt fast seine ganzen Ausgaben mit den Zöllen, welche Drystaat und Transvaal bezahlen, und es war selbstverständlich nicht geneigt, die drückende Steuer zu vermindern. Pretorius reiste selbst nach Natal, um die Angelegenheit an Ort und Stelle zu betreiben, aber das Einzige, was er erreichte, war, daß Gouvernementsgüter für Transvaal von den Durchgangszöllen befreit wurden.

Man begann schließlich in Transvaal den Plan in Erwägung zu ziehen, zur Emanzipierung des Landes von den englischen Häfen dasselbe mit der nicht unter englischer Herrschaft stehenden Ostküste zu verbinden. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die Delagoa-Bai der natürliche Hafen Transvaals ist, denn sie ist von Pretoria etwa 380 Kilometer entfernt, während die Entfernung Pretorias von Durban, dem Hafenplätze Natals, 500 Kilometer beträgt. Schon frühzeitig richteten daher die Transvaaler ihr Augenmerk auf diesen Hafen, der überdies der beste der ganzen Südostküste Afrikas ist. Als Transvaal im Jahre 1869 den ersten Handelsvertrag mit Portugal schloß, wurde bereits über Herstellung eines Fahrweges nach der Delagoa-Bai verhandelt. Unüberwindliche Schwierigkeiten waren auf der ganzen Strecke nicht vorhanden, trotzdem die Draakenberge und das Eibombo-Gebirge, welches das portugiesische Gebiet von Transvaal scheidet, zu überwinden waren. Sogar für eine Eisenbahn waren die Verhältnisse nicht ungünstig, und im Jahre 1872 wurde einem gewissen Moodie die Konzession zum Bau einer solchen erteilt. Diesem gelang es nicht, das zum Bau nötige Kapital zusammenzubringen, worauf Präsident Burgers dem Volksrat vorschlug, die Bahn auf Staatskosten zu bauen. Der Staat war jedoch in bezug auf Geldbeschaffung nicht glücklicher als der Privatunternehmer. Ein Versuch, in England die zum Eisenbahnbau erforderliche Summe von 6 Millionen Mark zu erhalten, mißglückte. Nachdem Burgers im Dezember 1875 in Lissabon einen neuen Vertrag mit Portugal geschlossen hatte, erhielt er zwar in den Niederlanden einen Teil der verlangten Summe und schloß auch bereits mit einer belgischen Gesellschaft einen Lieferungsvertrag in bezug auf Eisenbahnmaterial, aber größere Kapitalien waren nicht zu erlangen, und als dann Transvaal von England unterworfen wurde, geriet das Eisenbahnprojekt völlig ins Stocken, und die Eisenbahn-Gesellschaft in Pretoria, der die Republik die Konzession zum Bau erteilt hatte, löste sich auf. All die Massen Eisenbahnmaterial, die man bereits angekauft hatte und die teils in Vlissingen, teils in der Delagoa-Bai lagerten, wurden später von der englischen Regierung für einen Spottpreis gekauft. England gab sich übrigens den Anschein, als sei es dem Bau einer Bahn nach der Delagoa-Bai nicht abgeneigt. Auf Anordnung der englischen Regierung wurden neue Vermessungen vorgenommen, ein für England sehr vorteilhafter Vertrag mit Portugal geschlossen — und dann schloß der ganze Plan ein, glücklich eingespart zur Freude der Nataler, welche schon ernstlich befürchtet hatten, Transvaal könnte das Joch seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit abschütteln. Die Transvaaler erhielten keine Eisenbahn, aber

dafür hatten sie das Vergnügen, fortan eine von Personen und Waren erhobene Eisenbahnsteuer zu zahlen, um die Schuld abzutragen, welche sie durch die voreiligen Materialkäufe sich aufgeladen hatten.

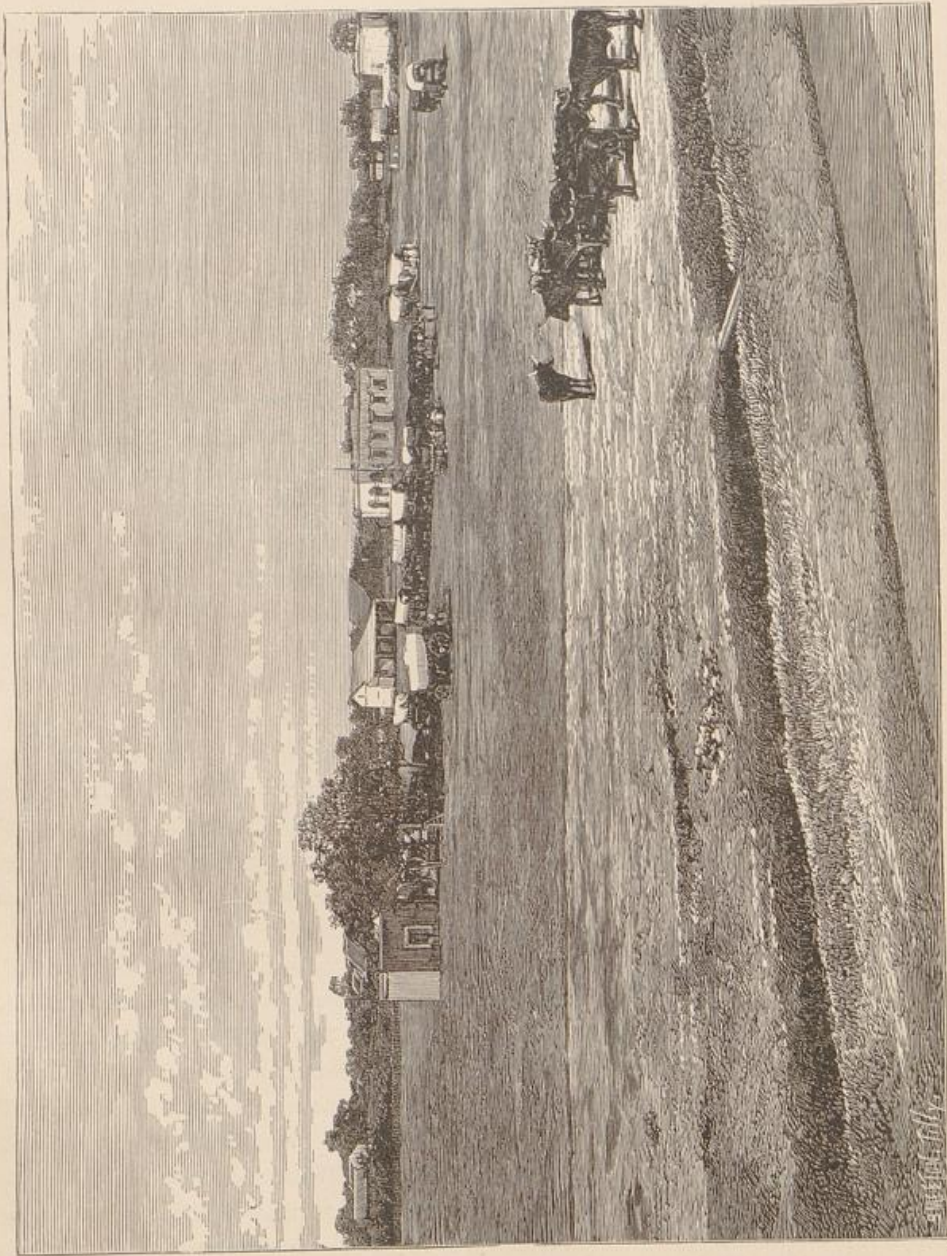
Erst in allerjüngster Zeit tauchte das Projekt der Delagoa-Bahn wieder auf und fand am Präsidenten der Republik einen eifrigen Förderer. Eine Deputation, bestehend aus den Herren Krüger, Du Toit und Smit, begab sich nach Europa, sowohl um dort Propaganda für die Delagoa-Bahn zu machen, als auch neue Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Deputation hat auch Deutschland besucht, wo sie in Berlin vom Kaiser Wilhelm mit großer Auszeichnung empfangen wurde, und ein Handelsvertrag, welcher dem deutschen Kaufmann wesentliche Vorteile sichert, war die Folge dieses Besuches. In den Niederlanden fand das Bahnprojekt günstige Aufnahme, und mit Portugal wurde am 11. Dezember 1875 in Lissabon ein neuer Vertrag geschlossen, welcher 23 Artikel enthält. Er bestimmte, daß künftighin die Ein- und Ausfuhr von Bodenerzeugnissen für beide Länder frei sein solle, gestattete aber den Portugiesen, in der Delagoa-Bai von allen für Transvaal bestimmten Waren eine Steuer von 5% zu erheben. Diese Steuer sollte Portugal auf 6% erhöhen dürfen, wenn die Einnahmen bei dem niedrigeren Steuersatze nicht genügten, um die Zinsen und die Ablösungsquoten der Kapitalien zu bezahlen, welche die Hafengebäude und Eisenbahnanlagen auf portugiesischem Gebiete erforderten. Nach Ablösung dieser Kapitalien sollte die von Portugal zu erhebende Steuer auf 1½% reduziert werden.

Die Vorteile, welche Transvaal dadurch erwachsen mußten, waren nicht unbedeutend, denn Natal erhob 7% bis 15% von allen Einfuhren, die Kapkolonie noch mehr. Dazu kamen dann noch die Zölle, welche die Republik selbst erhob, sodaß, die großen Transportkosten hinzugerechnet, der Preisaufschlag für europäische Waren in Transvaal ein enormer war. Eine am 11. November 1881 im Volksrat genehmigte Verordnung bestimmte in bezug auf die an der Grenze zu erhebenden Steuern folgendes: Alle eingeführten Waren unterliegen einem Zoll von 5% ihres Wertes. Behufs der Abschätzung des Wertes unmittelbar aus europäischen Märkten und unmittelbar durch europäische Kaufleute eingeführter Waren müssen vorab dem Fakturapreise 33⅓% angeschlagen werden. Für folgende Waren wurde außer dem Einfuhrzoll von 5% noch ein besonderer Einfuhrzoll festgesetzt: Für Gewehre und Pistolen per Barrel 10 Schilling, für das Pfund Schießpulver 4 Pence, für Tabak 9 Pence bis 1 sh. 6, für 10 Pfund Butter 10 sh. 6, 10 Pfund Käse 12 sh. 6, 10 Pfund Kaffee und Cichorie 15 sh., ebensoviel für das gleiche Quantum Mehl, für das Barrel Schweine-schmalz 10 sh., für das Barrel Zucker oder Reis 5 sh., für das Barrel Konfekt und Präserven, ebenso für Pickles und vegetabilische Präserven, wenn sie nicht südafrikanischen Ursprungs sind, 12 sh. 6, für den Kolben Wein, mit Ausnahme der südafrikanischen Weine, 65 sh., für den Kolben Spirituosen 6 sh., für 100 Stück Zigarren 2 sh. 6 u. s. w. Die Verminderung der Warenpreise, welche nach dem Inlebentreten des Vertrags mit Portugal zu erwarten war, wenn der Handel sich neue Wege von der Delagoa-Bai nach Transvaal bahnte, mußte daher eine bedeutende werden, und die Deputation konnte mit den in Europa erzielten Erfolgen zufrieden sein, ganz abgesehen von der moralischen Unterstützung, welche sie Transvaal am deutschen Kaiserhofe und bei den Königen der Niederlande, von Belgien und Portugal gesichert hatte.

Die Regierung in Pretoria schritt sofort zur Herstellung eines fahrbaren Weges nach der Delagoa-Bai. Schon im Juni 1882 wurde mit Erfolg ein Versuch gemacht, mit Waren nach der Bai vorzudringen. Etwa 30 Ochsenwagen überwältigten die bis dahin als unbefahrbar geltende Strecke von den Goldfeldern nach der Delagoa-Bai mit relativer Leichtigkeit, und gleichzeitig wurde festgestellt, daß die Tsetsefliege auf der ganzen Strecke nicht zu fürchten sei. Die Verbesserung der Wege hat seitdem zur Folge gehabt, daß bereits eine nicht unbedeutende Anzahl Traders in dieser Richtung zur Küste zieht.

Wenn die projektierte Eisenbahn wirklich gebaut wird, werden wohl auch die portugiesischen Besitzungen aus dem Zustande der Erstarrung erwachen, in dem sie sich jetzt befinden. Die Delagoa-Bai ist der südlichste Punkt des portugiesischen Gebietes an der Ostküste Afrikas, etwa 5 □ Meilen groß, nach Norden zwar ziemlich offen, aber nach Osten durch eine Landzunge, welche in das Kap Colatto ausläuft, und durch die an

dieses sich anschließende Insel Santa Maria geschützt. Außer mehreren kleinen Gewässern münden in die Bai von Süden her der Pongola, von Norden der King George Manice.



Marktplatz in Potchefstroom.

Als bestes Eingangsthor zum Transvaalgebiet hat der Hafen vor einigen Jahren auch die Begehrlichkeit Englands erweckt, aber der Versuch, ihn zu erwerben, ist damals an der Abneigung des portugiesischen Volkes gegen eine solche Abtretung gescheitert. Im vorigen Jahrhundert gehörte die Delagoa-Bai einmal

fünf Jahre (1776 bis 1781) lang dem damaligen deutschen Kaiserreich, und sie würde daher, wenn ihre Erwerbung durch Deutschland, die in jüngster Zeit wiederholt angeregt worden, zur Thatsache würde, nur zu dem Erben des ehemaligen Besitzers zurückkehren, aber wie die Verhältnisse heute liegen, ist ein derartiger Besitzwechsel kaum, wenigstens nicht in absehbarer Zeit zu erwarten. Portugal besitzt zwar, wenn auch zum Teil nur nominell, ein Kolonialgebiet, welches im Verhältnis zur Bevölkerungszahl des Mutterlandes viel zu groß ist,⁸¹⁾ und eine freiwillige Konzentrierung seiner Kräfte auf ein kleines Gebiet läge in seinem eigenen Interesse, aber an einen Verkauf gegen Geld ist doch wohl kaum zu denken. Würde Deutschland in die günstige Lage kommen, Portugal durch Landabtretungen in einem andern Teil Afrikas eine bequeme Abrundung seines Kolonialbesitzes zu ermöglichen, dann fände wahrscheinlich auch das Projekt einer Abtretung der Delagoa-Bai bei den Portugiesen freundlichere Aufnahme als das erste Mal.

Ein Festsetzen Deutschlands an einem Hafen der Ostküste, von dem aus sich eine Verbindung mit Transvaal herstellen läßt, würde für das letztere von eminenter Bedeutung sein. Das Heil des Landes liegt in einer Anlehnung an Deutschland, heißt es sehr richtig in einem Bericht aus Transvaal⁸²⁾. Unter der Voraussetzung, daß Transvaal ein selbständiger Staat bleiben wird, ist derselbe neben der ihn stets bedrohenden englischen Macht instinktiv darauf hingewiesen, einer andern großen Macht sich anzulehnen. Diese Macht kann zur Zeit und — wie es den Anschein hat — auch für die Zukunft nur das Deutsche Reich sein. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Transvaal und das ganze Boerenelement Süd-Afrikas die kolonialen Bestrebungen Deutschlands mit ganz anderen Augen, ja mit Zustimmung betrachten und auch einer weiteren Ausbreitung der deutschen Macht jenseits des Oranje- und des Limpopoflusses nicht mit Neid und Mißgunst zuschauen würden — in dem Falle, daß Deutschland die Boeren von jeglichem Mißtrauen darüber befreien könnte, daß sie für ihre erlangte Selbständigkeit von seiten Deutschlands irgend etwas zu befürchten hätten. Auf welcher Basis nun und in welcher Form auch immer eine Annäherung des mächtigen Deutschen Reiches an die Boeren-Republik geschähe, sie würde diesem Lande, sobald Regierung und Volk alles Mißtrauen haben fallen lassen, zum größten Segen gereichen.

Anlaß zur Erörterung der Stellung des Deutschen Reiches zu Transvaal bot der Versuch der Firma Lüderitz, sich auch an der Ostküste Süd-Afrikas festzusetzen. Durch einen Herrn August Einwald hatte Herr Lüderitz Land an der Küste der St. Lucia-Bai erworben und suchte für diese Erwerbung in derselben Weise den Schutz des Deutschen Reiches wie für seine älteren Besitzungen an der Südwestküste, aber diesmal wurde derselbe dem kühnen Bahnbrecher deutscher Kolonisation nicht zuteil, denn England hatte Einsprache gegen das deutsche Protektorat erhoben und berief sich auf ältere Rechte, und Deutschland hat dieselben anerkannt und sich zurückgezogen.

Im Dezember 1885 erschien in der Bai das englische Kriegsschiff „Goshawk“, der Befehlshaber desselben ließ am Ufer die britische Flagge aufziehen und reklamierte die Bai als alten britischen Besitz. Der Sulu-Häuptling Panda hatte am 5. Oktober 1843 England die Lucia-Bai nebst der Mündung des Amvolosiflusses abgetreten, aber eine wirkliche Besitzergreifung hatte nie stattgefunden, vielmehr hat England auf seine Ansprüche indirekt verzichtet, da bei der Teilung des Sulu-Landes unter 13 Häuptlinge, welche General Wolseley nach der Gefangennahme Ketschwäyo am 9. September 1879 vornahm, der Häuptling Somfeli das nördliche Ufer der Lucia-Bai und Amvolosi-Mündung, der Häuptling Umlandela das südliche Ufer derselben erhielt. Als dann Ketschwäyo Ende 1882 wieder als König eingesetzt wurde, erhielt er außer dem ihm persönlich überwiesenen Gebiet auch die Oberhoheit über das Gebiet der Häuptlinge Somfeli und Umlandela, und nur das Gebiet Usipebus und die Sulu-Reserve blieben seinem Einfluß entzogen. Daß unter solchen Umständen der jetzige Sulu-Herrscher Dinisulu, welcher sein Reich mit Hilfe der Boeren eroberte, berechtigt war,

⁸¹⁾ An der Ostküste Afrikas allein ein Gebiet von etwa 1 800 000 □ Kilometer, also etwa so groß als Deutschland, Luxemburg, Belgien, die Niederlande, Dänemark, Österreich-Ungarn und Serbien zusammen genommen.

⁸²⁾ Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 2. Heft.

die Lucia-Bai zu verkaufen, scheint daher ziemlich unbestreitbar zu sein. Wenn trotzdem der deutsche Reichskanzler sich veranlaßt fand, eine so wichtige Position wie das für Herrn Lüderitz erworbene, 405 □ Kilometer große Gebiet⁸³⁾ aufzugeben, so wird kein Unparteiischer demselben ein solches Zurückweichen zum Vorwurf machen, sondern darin nur einen neuen Beleg für die Vorsicht finden, mit welcher von seiten unserer Reichsregierung bei kolonialen Erwerbungen vorgegangen wird. Der Grundsatz, deutsche Protektorate nur dort zu gründen, wo das Nichtvorhandensein älterer Rechte anderer Staaten zweifellos nachgewiesen werden kann, ist eben auch in bezug auf die Lucia-Bai zur Anwendung gelangt, und Deutschland hat auf dieselbe verzichtet, trotzdem der hohe Wert derselben eine Erwerbung sehr wünschenswert erscheinen ließ.

Die Giltigkeit des Landankaufes durch Herrn Lüderitz bleibt selbstverständlich unberührt davon, ob über dem Land die deutsche oder englische Flagge weht. Überdies hat England erklärt, daß seine Ansprüche sich auf die nächste Umgebung der Lucia-Bai beschränken, und es hat wiederholt versichert, nicht die Absicht zu haben, Sulu-Land zu annektieren. Wenn daher nun Deutschland auch auf die Verpflichtung eingegangen ist, an dieser Küste kein Protektorat zu übernehmen, so bleibt doch der deutschen Einwanderung ein großes Gebiet offen, welches für dieselbe sehr geeignet ist, welches außerdem außerhalb der Machtsphäre Englands liegt und in dem der deutsche Einwanderer eine neue Heimat unter Wahrung seines Volkstums finden kann. Unsere Aufgabe muß es deshalb sein, die neuen Staatenbildungen der auswandernden Boeren möglichst zu unterstützen, was am wirksamsten durch Anerkennung derselben als unabhängiger Staat erreicht würde.

Das Hinterland der Lucia-Bai erscheint nach allen Schilderungen desselben als ein sehr begehrtes Ziel für deutsche Auswanderer. „Die Bai ist die Eingangspforte zum Sulu-Land, einem der fruchtbarsten Länder Süd-Afrikas. Nicht eine vom Fieber verpestete Luft empfängt hier den Kolonisten, sondern eine gesunde, reine Luft, wie man sie in Deutschland nicht besser finden kann. An der Küste können alle subtropischen Gewächse gezogen werden. Zuckerfabriken werden hier entstehen, Kaffee wird exportiert werden können, ebenso sämtliche Südfrüchte. In den höher gelegenen Farmen kann Schafzucht und Rindviehzucht mit Vorteil betrieben werden. Eine Eisenbahn von Santa Lucia-Bai nach Pretoria würde dem deutschen Handel ganz Transvaal eröffnen, während dem deutschen Kolonisten Gelegenheit gegeben wäre, sich auszubreiten. . . . Mit einigem Nachdenken muß es jedem klar werden, daß hier für deutschen Unternehmungsgeist ein Feld ist, wie es großartiger gar nicht gedacht werden kann, und wenn wir hinflicken auf andere Länder, wo deutsche Arbeit aus wüsten Landstrichen blühende Gefilde gemacht hat, so dürfen wir hoffen und erwarten, daß aus den jetzt hier brach liegenden Ländern ein zweites Deutschland entstehen wird, blühend von deutscher Arbeit, nicht nur bewohnt von Schwarzen, die der Industrie nichts von Bedeutung einbringen, sondern von unseren Landsleuten, die nicht allein treu zu Kaiser und Reich, sondern auch zur deutschen Industrie stehen werden, immer und stetig.“⁸⁴⁾

Das Land verdient jedenfalls, daß man ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, und unsere kolonialpolitischen Vereine sollten nicht unterlassen, durch Entsendung von Sachverständigen dasselbe zu erforschen und eine Prüfung anzustellen, ob es sich wirklich für deutsche Einwanderung eignet, um dann, wenn die jetzigen Angaben sich als richtig erweisen, wenigstens einen Teil unseres Auswandererstromes nach Sulu-Land zu leiten. Die Hauptschwierigkeit, die zu überwinden ist, das Mißtrauen der Bauern, wird bald schwinden, denn sie werden sich überzeugen, daß Deutschland nicht daran denkt, ihr Land zu annektieren. Deutschlands Vorgehen in bezug auf die Lucia-Bai wird ihnen bereits gezeigt haben, daß von seiner Seite kein solches Sich-hinwegsetzen über Rechte anderer zu befürchten ist, wie es England wiederholt den Bauern gegenüber bethätigt hat, daß Deutschland vielmehr ältere Rechte anderer stets achtet und deshalb auch nicht die geheime Absicht hegt, der Selbständigkeit Transvaals ein Ende zu machen.

⁸³⁾ Dasselbe kommt demnach an Größe ziemlich dem Gebiet der Stadt Hamburg (410 □ Kilometer) gleich.

⁸⁴⁾ Wert der Santa Lucia-Bai für die Deutschen. Original-Bericht aus Estcourt, Natal. — „Export“, 1885, Nr. 22, Seite 389.

Mit dem Widerruf der deutschen Verwahrung gegen das Hisfen der britischen Flagge in Lucia-Bai und der Erklärung Deutschlands, an der Küste zwischen der Nordgrenze Natals und der Delagoa-Bai weder Gebiete erwerben noch Protektorate übernehmen zu wollen, ist die Frage, wer der rechtliche Besitzer der Lucia-Bai sei, noch keiner endgültigen Lösung zugeführt. Die Bauern erheben nämlich selbst Ansprüche auf die Bai, und sie behaupten, daß ihr Recht älter sei als jenes Englands, wobei sie sich auf folgenden Vorgang stützen: Als die Bauern im Januar 1840 den Sulu-Fürsten Dinga an besiegte und seinen Bruder Panda als Herrscher eingesetzt hatten, trat ihnen der letztere (14. Februar 1840) das ganze Gebiet südlich vom Zwat Rivier oder Schwarzen Umvolosi ab, wobei die Lucia-Bai ausdrücklich als mitabgetreten bezeichnet wurde. Die in der Bai von Natal gelandeten Truppen machten jedoch bald darauf (1842) der neuen Bauernrepublik ein Ende, ein Teil der in Natal ansässigen Bauern wanderte nach Norden aus, und während England ganz Natal annektierte, ließ es das von den Bauern erworbene Gebiet am Umvolosi unbeachtet und vereinbarte in einem Vertrag mit Panda (5. Oktober 1843), daß die Nordgrenze Natals der Tugela sein solle. Auf jene Gebietsabtretung Pandas, die doch durch seinen Vertrag mit den Engländern nicht aufgehoben werden konnte, stützen nun die Bauern ihre Ansprüche. Wie schon oben erzählt (siehe Seite 180), hatten aus Transvaal gekommene Bauern als Lohn für die Unterstützung Dinisulus im Kampfe gegen Afsipebu Grund und Boden verlangt, und Dinisulu überließ ihnen den nördlichen Teil seines Landes, in welchem sie am 16. August 1884 die „Neue Republik“ (Nieuwe Republiek) proklamierten. Durch frischen Zuzug aus Transvaal verstärkt, verlangten sie bald noch mehr Land, und Dinisulu war nicht imstande, ihrem Drängen auf die Dauer zu widerstehen. Stück für Stück wurde von seinem Lande abgetrennt, und schließlich war der größere Teil desselben der Neuen Republik einverleibt. Dinisulu blieb nur das Gebiet Afsipebus, der nordöstliche Teil des ehemaligen großen Sulu-Reiches. Die von den Bauern so lang ersehnte Küste war erreicht, sie waren bis zum Meere vorgedrungen, jedoch abermals trat ihnen nun England hemmend in den Weg, indem es die Lucia-Bai für sich selbst in Anspruch nahm.

Gegen die englische Besitzergreifung hat die Regierung in Transvaal am 16. Februar 1885 Verwahrung eingelegt. Die Transvaal-Republik hält sich für die Rechtsnachfolgerin jener nach Natal eingewanderten Bauern und betrachtet den Vertrag vom 14. Februar 1840 als zu Recht bestehend, England aber bestreitet die Berechtigung aller aus jenem Vertrag abgeleiteten Ansprüche, da die nach Natal gezogenen Bauern Rebellen waren und daher keine rechtsgiltigen Verträge abschließen konnten. Daraufhin bestritten die Leiter der Neuen Republik Englands Recht zur Besitzergreifung, indem sie sich auf die Aussagen mehrerer Sulu-Häuptlinge beriefen, welche behaupten, daß Panda niemals einen Vertrag mit den Engländern geschlossen habe, durch welchen diesen die Lucia-Bai abgetreten wurde. Unbekümmert um die englische Flaggenhissung erklärten sie am 30. April 1885 die Bai zum Freihafen, und trotzdem am 29. Juni die englische Flagge zum zweiten Mal an der Bai gehißt wurde, schritten sie wenige Monate später zur Verteilung des Küstenlandes und zum Verkauf desselben in 300 Parzellen.

Der Staatssekretär der Neuen Republik, Herr D. J. Effelen, ist nun nach Europa gesandt worden, um England und Deutschland zur Anerkennung der Republik als selbständiger Staat zu bewegen. Dieselbe umfaßt gegenwärtig etwa 13000 □ Kilometer, und Sitz der Regierung ist das an der Transvaal-Grenze errichtete Lager, welches Drijheid genannt wurde. Zum Präsidenten haben die Bauern ihren Führer, Herrn E. J. Meyer gewählt, dem ein aus 12 Mitgliedern bestehender Volksraad zur Seite steht. Ob es dem Abgesandten gelingen wird, die Anerkennung der Republik zu erlangen oder ob derselben gleich den Republiken Gooßen und Stellaland nur ein Eintagsleben beschieden ist, läßt sich heute nicht vorhersehen. Für Deutschland würde eine Anerkennung der Republik jedenfalls große Vorteile im Gefolge haben, aber die unentbehrliche Voraussetzung einer solchen ist die Herstellung solider, geordneter Zustände innerhalb derselben, welche ohne Auseinandersetzung mit England und Ausgleich der beiderseitigen Ansprüche auf die Lucia-Bai kaum möglich ist. Bei Beurteilung der Vorgänge an den Transvaalgrenzen wird man aber in der nächsten Zeit, da es sich

dort nun wieder um vitale englische Interessen handelt, wohl daran thun, wenn man alle Nachrichten sorgfältig prüft, da die englischen Quellen in solchen Zeiten ziemlich trüb zu fließen pflegen und unwahre Beschuldigungen eine wichtige Rolle spielen.

Von englischer Seite ist den Bauern vielfach vorgeworfen worden, daß sie die Sklaverei dulden, doch alle diese Beschuldigungen sind unwahr. Der beste Beweis dafür, daß die eingeborene Bevölkerung sich im Gebiet der Freistaaten in keiner schlechten Lage befindet, ist die Thatsache, daß vor 40 Jahren etwa 20 000 Kaffern unter den Bauern lebten, während ihre Zahl jetzt an 800 000 beträgt, eine Zunahme, die doch gewiß nicht stattgefunden hätte, wenn die Eingeborenen jene Mißhandlungen erdulden müßten, von denen die Engländer so gern erzählen. Die Transvaaler können vielmehr England den Vorwurf zurückgeben, denn es ist erwiesen, daß während der Dauer der Besetzung Transvaals durch die Engländer dort Sklaverei bestand.

KARTE DER NEUEN REPUBLIK.
Von Dr. H. Raevernick



Als die Transvaaler ihr Land wieder in Besitz nahmen, fanden sie dort mehr als 800 Kaffern vor, denen die Freiheit für bestimmte Zeit aberkannt war und die man als Sklaven eingeschrieben hatte! Dabei war das für Abschaffung der Sklaverei schwärmende England so grausam gewesen, Kinder von ihren Eltern zu trennen, indem dieselben bis zur Erreichung der Großjährigkeit als Sklaven eingeschrieben wurden!

Die Verleumdungen der Bauern begannen durch parteiische Berichte der englischen Missionäre, und systematisch fortgesetzt, kamen sie schließlich auch im Parlament zur Sprache, aber dort hatte man mit der Behauptung, daß die Bauern Sklavenhalter seien, kein Glück. Die Mehrheit des Parlaments vermochte sich von der Wahrheit dieser Behauptung nicht zu überzeugen, und ein Parlamentsmitglied konnte sogar wagen, 10 Pfund Sterling für jeden Sklaven anzubieten, der in Transvaal gefunden würde. Es ist keiner gefunden worden, aus dem einfachen Grunde, weil es unter den Bauern keine Sklaven giebt.

Herr Du Toit ist in Amsterdam in dieser Angelegenheit interpelliert worden, und er hat ebenfalls die Beschuldigung auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Die Männer, sagte er unter anderem, welche die Verleumdungen über uns verbreitet haben — es thut mir leid, daß ich es sagen muß — waren größtenteils englische Missionäre, und der Mann, welcher ihnen allen voranging, war Livingstone. Er wohnte im Westen des Transvaal. Diebstahl und Mord kamen da häufig vor, und als eines Tages die Boeren ein Kafferdorf einnahmen, fand man im Missionshaus einen Waffenladen, ja sogar eine Fabrik von Gewehren. Wir haben zwar Ehrfurcht vor Gott und seinem Worte, und wir würden das Missionshaus nicht angegriffen haben, aber vor einem Waffenladen haben wir keine Ehrfurcht. Und daher kommt der Haß.

Diese vorstehende Äußerung bezieht sich auf die Erstürmung der Stadt des Häuptlings Sesehele, in welcher die Bauern das englische Missionshaus von den Kaffern erbrochen und bis auf zwei Gewehre, welche den Plünderern entgangen waren, völlig ausgeraubt fanden. Da gefangene Kaffern erklärten, daß in dem einige Meilen von der Stadt entfernten Hause Livingstones noch Munition vorhanden sei und der Missionär noch kurz vorher Gewehre an Sesehele verkauft habe, was auch von anderer Seite (sogar von Missionären) bestätigt wurde, fanden sich die Bauern veranlaßt, Haussuchung zu halten. Sie waren dazu berechtigt, denn der Handel mit Gewehren war sowohl von ihnen, als von England verboten worden. Die Haussuchung ergab ein im höchsten Grade überraschendes Resultat: man fand nicht nur Gewehre, sondern eine vollständige Waffenfabrik. Wir fanden dort, heißt es im Bericht des Kommandanten der Expedition, mehr Gewehre als Bibeln, es glich mehr einem Waffenladen als einem Missionshaus, mehr einem Schlupfwinkel für Schmuggler als einer Schule!

Eine solche Thätigkeit, die wohl mit den Aufgaben der Mission nichts gemein hat, läßt alles, was von Seite Livingstones und anderer englischer Missionäre über die Bauern berichtet wurde, als wenig glaubwürdig erscheinen. Wir haben es nur mit partiell gefärbten Berichten zu thun, welche einer eingehenden Widerlegung kaum wert sind.

Solche Verdächtigungen haben viel dazu beigetragen, daß das Vertrauen zu der Stabilität der Verhältnisse in Transvaal nicht recht Fuß fassen wollte, da das Damoklesschwert englischer Einmischung stets über der Republik hing. Auch das Bahnprojekt krankt an diesem Übelstand. Wie oft hieß es bereits, das zum Bau nötige Kapital sei gesichert, und hinterher zeigte es sich doch immer wieder, daß dies nicht der Fall war. Bald sollte ein Amerikaner das nötige Geld auf dem Londoner Markte beschaffen, bald wieder holländische Kapitalisten sich dazu vereinigt haben. Nun scheint seit Juli 1885 der Bau doch gesichert zu sein. Die portugiesische Regierung hat dem Unternehmer große Erleichterungen gewährt, indem derselbe z. B. die nur 52 englische Meilen lange Strecke von der Bai bis zur Transvaalgrenze erst in 3 Jahren (vom 14. Januar 1884 an gerechnet) fertigzustellen braucht. Der Gesamtbetrag, der zum Bau erforderlich ist, soll sich auf 8½ Millionen Mark belaufen.

Von besonderer Wichtigkeit wird die Delagoa-Bahn für die neu entdeckten Golddistrikte im Norden Transvaals, für deren fernern Aufschwung der Eisenbahnbau geradezu eine unumgängliche Bedingung ist. Da die Transportkosten einer Tonne (= 2240 Pfund) Waren von Natal nach den Goldfeldern sich auf 700 Mark belaufen (ungerechnet die Zölle in Natal und an der Transvaalgrenze!), so ist ein geregelter Minenbetrieb mit Maschinen jetzt nahezu unmöglich. Zu der einmaligen großen Ausgabe, welche der Transport von Maschinen nach den Minen verursachen würde, gesellt sich noch eine zweite, viel größere und dauernde Ausgabe, da Heizungsmaterial in der Nähe nicht zu beschaffen ist und auf demselben beschwerlichen Wege in Wagen herbeigeführt werden müßte. Diese Übelstände verteuern den Bergbau so, daß er augenblicklich nur an besonders reichen Fundstellen betrieben werden kann. Der Bergbau hat in den Golddistrikten Transvaals ohnehin schon mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als in Kalifornien oder in Australien, da das Gold meist in Quarzriffen eingesprengt ist und nur durch schwere Handarbeit gewonnen werden kann, während andererseits der Wassermangel das Auswaschen von Alluvialgold in den Flußthälern sehr erschwert.

Ohne großes Kapital, welches die Aufstellung von Maschinen zur Zertrümmerung des Quarzes ermöglichen würde, ist in den Golddistrikten kein bedeutender Erfolg zu erzielen, und große Kapitalien sind wiederum nicht zu erlangen, so lange die Aussichten auf Rentabilität des Unternehmens durch die mangelhaften Verkehrswege auf ein Minimum reduziert werden. Die Kapitalisten sind seit der Katastrophe in Kimberley mißtrauisch geworden und wollen noch nicht recht an den Reichtum der Goldfelder Transvaals glauben. Englisches Geld ist zwar bereits in einigen Mininggesellschaften angelegt, aber ein Minenbetrieb im großen Maßstabe ist wohl vor Vollendung der Delagoa-Bahn kaum zu erwarten. Augenblicklich wird in den Golddistrikten nirgends viel gearbeitet, trotzdem zweifellos Gold in bedeutenden Mengen vorhanden ist.

„Alles bisher gefundene Gold hat mit wenigen Ausnahmen zu der sogenannten alluvialen Art gehört, d. h. zu der in den Geschieben des Bodens enthaltenen Art, welche sich mittelst Wasser allein, ohne Anwendung von Maschinenkraft, ausziehen läßt. Allein neuerdings sind zwei Gesellschaften mit Maschinen zur Zertrümmerung des Quarzes aufgetaucht, deren Erträgnissen man allgemein mit Spannung entgegenfieht, da es sich zeigen muß, ob die Einführung von Maschinen in solch großem Maßstabe sich lohnt oder nicht. Wenn nämlich der goldführende Boden in einem verhältnismäßig tiefen Niveau liegt und dem Goldgräber gestattet, das Wasser von irgend einem durch die Gegend verlaufenden Flusse herzuführen, so ist der Prozeß des Goldgrabens sehr leicht, denn der Grund und Boden wird einfach losgehauen und ins Wasser geworfen oder von dem Wasser hinweggespült, welches man durch lange Röhren herbeigeleitet hat. Diese Rinne (Box oder Race) ist ungefähr anderthalb Fuß breit und ebenso hoch, oben offen und am Boden mit hartem Fels oder Quarz bedeckt und fällt allmählich auf eine Strecke von 20 bis 200 Fuß Länge, je nach der Gewalt des durch den Grund laufenden Stromes und der täglich hinweg zu waschenden Menge Bodens. Ein- oder zweimal täglich wird das Wasser von der Rinne abgeleitet und ein kleiner Strom reinen Wassers durch sie streichen gelassen; sodann wird die Rinne von einem Ende bis zum andern genau untersucht, jedes Körnchen, Klümpchen oder Teilchen Gold, das durch die Wirkung des Wassers und seine größere Eigenschwere sich in den Riefen und Unebenheiten des Rinnenpflasters niedergeschlagen hat, wird sorglich aufgelesen und dann die Arbeit wieder aufgenommen. In Fällen, wo das Gold von feinerer Art ist und Gefahr laufen würde, hinweggespült zu werden, wenn die Rinne allein benutzt werden würde, läßt man die gröberen Steine aus der Erde aus und läßt das Wasser mit der erweichten Erde über grobe Wolldecken laufen, welche vermöge der Natur ihres Gewebes alle feineren Teilchen und Plättchen des Goldes aufnehmen und den leichtern Boden davon laufen lassen. Diese Wolldecken werden dann von Zeit zu Zeit ausgewaschen und die sich ergebenden feineren Goldteilchen mit Quecksilber kombiniert, welches vermöge seiner Verwandtschaft zum Gold dieses auflöst und mit sich vereinigt, worauf die Masse in eine Retorte geschüttet und über dem Feuer überdestilliert wird, wodurch das Quecksilber verflüchtigt und für spätern Gebrauch wieder aufgefangen wird, und das Gold in einer soliden Masse zurückbleibt. Der obige Prozeß, welcher sehr wenige Auslagen verursacht, ist notgedrungen beinahe der einzige gewesen, welcher von den Goldgräbern angenommen werden mußte, die größtenteils Arbeiter mit wenig oder gar keinem Gelde gewesen sind. In Fällen, wo der Schwemmboden so hoch über dem Niveau der fließenden Wasser gelegen hat, um zu verhindern, daß man ihn in derselben Weise behandeln konnte, bestand der einzige Unterschied in der Goldgewinnung darin, daß man den Boden ausgrub und auf Karren u. s. w. nach der Wasserrinne schaffte, worauf er nach dem obengeschilderten Verfahren ausgewaschen wurde. In dem Falle aber, wo es sich um goldführenden Quarz handelt, muß der Quarz in Wasser mit Maschinen beinahe zu einem Pulver verwandelt werden; der zerstoßene Quarz fließt dann über Platten ab, welche mit Quecksilber bedeckt sind, das den größern Teil des Goldes aufnimmt; diejenigen Goldsitterchen, welche dem Quecksilber entgehen, werden dann weiterhin mittelst der schon erwähnten Wolldecken aufgefangen, welche dieselben nach dem Passieren der mit Quecksilber bestrichenen Platten aufnehmen. — Es ist schon vielen Personen, welche mit dem Goldgraben in Australien und Kalifornien bekannt sind, aufgefallen, daß nicht in zwei Orten im Transvaal die Merkmale des Goldes dieselben sind. In einem Falle sucht man es vergebens anderswo als auf dem Gipfel eines

Hügels; an einem andern Orte giebt nur die Thalsohle allein Gold, und nicht wenige Geologen und fachmännische Bergleute, welche jüngst die Goldfelder besucht haben, um den Kauflustigen die Ausbeute versprechenden Lagerstätten des Waschgoldes nachzuweisen, haben sich zu dem Geständnis gedrungen gesehen, daß sie an der Möglichkeit des Auffindens von abbauwürdigen Lagerstätten verzweifeln und eine geraume Zeit suchen und untersuchen mußten, ehe eine Stelle auch nur flüchtig auf ihr Ergebnis an Gold geprüft werden konnte. In den meisten Fällen ergab sich, daß das Aufsuchen von abbauwürdigen Stellen ein Glückspiel oder reiner Zufall war und daß die Goldgräber selbst mittelst ihrer praktischen Erfahrung besser mit dem lohnenden oder nicht lohnenden Grunde bekannt waren, als irgend ein, wenn auch noch so erfahrener Fremder sein kann.⁸⁵⁾

Die ersten Goldlager wurden schon 1867 durch den Reisenden Karl Mauch im Matebele-Lande (nördlich von Transvaal) entdeckt, und im folgenden Jahre fand Mauch auch in Transvaal selbst nördlich vom Olifant River Gold, doch war dieses Lager nicht ergiebig genug, um eine bergmännische Ausbeutung lohnend erscheinen zu lassen.⁸⁶⁾ Erst 1871 wurden durch Button in Maraba-Stadt Goldlager gefunden, deren Ausbeutung man sofort in Angriff nahm, ohne während mehrerer Jahre einen nennenswerten Gewinn zu erzielen. Erst das Jahr 1873 brachte die Entdeckung größerer Goldlager nordöstlich von Lydenburg am Blyde River, aber auch dort war kein Alluvialgold vorhanden, und die Goldsucher mußten mühsam die goldhaltigen Quarzriffe bearbeiten, wobei zwar, wie dies überall der Fall gewesen, einzelne in kurzer Zeit durch glückliche Funde reich wurden, die Mehrzahl der Goldsucher jedoch kaum so viel gewann, um ihr Leben zu fristen. Im Laufe weniger Jahre wurden nun viele Minen eröffnet: die sogenannte Pilgrims Rest-Konzession bei Mac-Mac, am Waterfall Creek, am Rotund Creek, am Spizkopf, auf der Farm Buffelspoort bei Nykstroom (Distrikt Waterberg), bei Blauwbank südlich von Pretoria, am Elands Spruit, im Amaswasilande, im Quellgebiet des Schola Spruit (Distrikt Potschefstroom), in den Dwarsbergen (Distrikt Marico) und in der Umgegend von Pretoria. Durch die Entdeckung der sogenannten De Kaap-Goldfelder am flüßigen Kempogwan, welche reiche Ausbeute in Aussicht stellten, schien die Goldgräberei einen größern Aufschwung nehmen zu wollen, aber der nun ausbrechende Krieg mit dem Häuptling Sekukuni, der einen für die Bauern ungünstigen Verlauf nahm, und die bald darauf erfolgende Annexion Transvaals durch England wirkten störend auf die Minenarbeiten ein und viele Minen wurden völlig verlassen. Erst nachdem Transvaal 1881 durch den Vertrag von Pretoria seine Freiheit wiedererlangt hatte, besserten sich auch die Aussichten für den Bergbau. Bedeutende Goldfunde auf der Farm De Kaap am Kempogwan lenkten die Aufmerksamkeit weiter Kreise wieder den Goldfeldern von Transvaal zu, und eine in den Diamantenminen von Kimberley infolge Einsturzes der Wände einer Hauptgrube und des dadurch veranlaßten Bankrotts mehrerer Aktiengesellschaften entstandene Arbeitsstockung führte hunderte beschäftigungsloser Arbeiter nach den Goldfeldern.⁸⁷⁾

Die Goldausfuhr aus Transvaal via Natal hat heute bereits hohe Bedeutung für das Land erlangt, obwohl sie relativ noch gering ist. Von 1879 bis 1881, in welche Periode allerdings der durch den Krieg mit Sekukuni und die Annexion Transvaals veranlaßte mehrjährige Stillstand der Werke fiel, betrug die Goldausfuhr 7600000 Mark. In einsame Gegenden, in welchen man früher auf weiten Strecken nur vereinzelte Farmen traf, ist durch die Goldsucher reges Leben gekommen. Der bedeutendste Platz der Goldfelder ist das etwa 31 (engl.) Meilen von Lydenburg entfernte Pilgrims Rest, welches auf dem Grund und Boden einer Londoner Firma, in einem höchst malerischen, an Schweizer Landschaften erinnernden Thal entstanden ist. Schotten bilden hier die Mehrzahl der Ansiedler, und ein Goldgräberlager in der Nähe von Pilgrims Rest hat nach den vielen Macs, welche früher dort wohnten, den Namen Mac-Mac erhalten. Überall sieht man

⁸⁵⁾ Die Goldfelder im Transvaal-Lande. — Das Ausland, 1884, Nr. 41, Seite 815.

⁸⁶⁾ A. Petermann, Neueste deutsche Forschungen in Süd Afrika, von Karl Mauch, Hugo Hahn und Richard Brenner. Gotha, Justus Perthes, 1866/67.

⁸⁷⁾ Die Goldfelder von Transvaal. — Petermanns Mitteilungen, 1885, 3. Heft, Seite 87.

aber, daß der Werdeprozeß sich noch in den ersten Anfängen befindet. Fast nichts ist geschehen, um den entlegenen Erdenwinkel, in dem die Goldgräber thätig sind, kultivierteren Gegenden näher zu rücken. „Der Weg von Lydenburg nach Spitzkop würde selbst einem Wiener Fiaker die Haare zu Berg stehen machen, und von der Mühe und Gefahr, Maschinen mittels der plumpen Ochsenwagen auf solchen Wegen zu transportieren, kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der in Süd-Afrika Erfahrungen gesammelt. Von Mai bis Oktober ist es möglich, Waren von Delagoa-Bai über den portugiesischen Hafen Lorenzo Marques zu beziehen, weil der Weg in dieser Richtung ziemlich gut ist, allein den Rest des Jahres hindurch wimmelt jene Straße von der gefürchteten giftigen Tsetse-Fliege und die Flüsse sind von den Regengüssen so angeschwollen, daß aller Transport unmöglich ist.“

In Transvaal kommt bereits jenes gefürchtete Insekt vor, welches eines der größten Hindernisse des Verkehrs im Südosten Afrikas, ja bis hinauf zum Gebiet der großen Seen bildet: die Tsetsefliege. Wo sie auftritt, können weder Schafe noch Rinder gehalten werden, denn der Stich der Tsetsefliege wirkt bei diesen Tieren unbedingt tödlich. Die Tsetse hindert den Verkehr mit Wagen und Lasttieren, sie macht aber auch dem Kolonisten den Aufenthalt in den von ihr eingenommenen Gebieten unmöglich, denn ohne Pferde und Rinder kann er in der fruchtbarsten Gegend keine Landwirtschaft treiben. So kam es, daß weite Landstriche, welche die Natur reich ausgestattet hatte und in denen namentlich Wasser in Überfluß vorhanden war, völlig unbewohnt blieben. Gefährlicher als reizende Tiere, gefährlicher als die giftigsten Schlangen, deren sich der Mensch immer noch erwehren kann, während die Myriaden Fliegen, welche an feuchten Stellen herumschwirren, unausrottbar sind, führt die Tsetse einen allezeit siegreichen Krieg mit dem Menschen, indem sie zwar ihn selbst nicht angreift, aber durch Vernichtung seiner Zugtiere oder seiner Herden ihn zwingt, das Feld zu räumen. Dieser furchtbare Feind, dem der Mensch machtlos gegenübersteht, ist nur ein kleines Tier, etwa doppelt so groß wie unsere Stubenfliege, von der es sich besonders durch die an dem bräunlichen Körper haftenden langen Flügel und seine großen, grünlich schillernden Augen unterscheidet. Das Gift, welches es beim Biß der Wunde mitteilt, wirkt seltsamerweise nicht nur bei Menschen, sondern auch bei einigen Tieren, z. B. den Ziegen nicht, und auch Esel und Maultiere sollen dem Stich der Tsetse nicht so leicht erliegen wie Rinder und Pferde.⁸⁹⁾

„Diese wunderbaren Verhältnisse haben zeitweise die Meinung austauschen lassen, die Tsetse sei gar nicht der Grund des Viehsterbens in den von ihr bevölkerten Gegenden, sondern es sei dies vielmehr eine denselben Lokalitäten eigene miasmatische Krankheit, an der die Zugtiere zu Grunde gingen. So plausibel diese Ansicht auf den ersten Blick erscheinen mag, so ist sie doch nunmehr durch mannigfache Erfahrungen beseitigt. „Besonders schlagend,“ sagt Kriisch, „dünkte mir in dieser Hinsicht das Experiment eines berühmten Jägers und Reisenden Süd-Afrikas, M'Cabe mit Namen, der, gezwungen eine Tsetsegegend zu passieren, sein wertvolles Reitpferd ganz in Decken einnähte, um es gegen die Stiche des Insektes zu schützen. Einige Tage ging alles gut, und der Herr frohlockte bereits, als das Pferd doch plötzlich erkrankte und starb; die genaue Untersuchung ergab aber, daß die Decken an einer Stelle durch die Dornen zerrissen waren, zahlreiche Tsetsefliegen ihren Weg unter die Decken durch die Öffnung gefunden und so den Tod des Tieres veranlaßt hatten. Ist durch solche Beobachtungen die schädliche Einwirkung des Tsetsestiches wohl sicher konstatiert, so ist andererseits der ungesunde Charakter der Gegend sehr wahrscheinlich ein weiterer Grund für die Empfindlichkeit der Tiere gegen das Gift und den schnellen tödlichen Ausgang bei häufigen Stichen. Leider ist die Naturgeschichte der Tsetse noch keineswegs genügend aufgeklärt; sie liebt niedriger liegende, buschige Gegenden, die nicht wasserlos sind, und teilt so thatsächlich hinsichtlich ihres Aufenthaltes den Geschmack des südafrikanischen Büffels. Sie soll sich mit ihm zugleich verbreiten, und die Annahme liegt daher nahe, daß die Larve des Insektes im Kot des Büffels lebe; da aber die Tsetse verhältnismäßig viel häufiger ist als der Büffel, so ist wenigstens

⁸⁹⁾ Noch überraschender ist der Umstand, daß nur erwachsenes Rindvieh für das Gift empfänglich ist, während es noch saugenden Kälbern nicht schadet. Auch für Hunde hat der Stich der Tsetse keine nachteiligen Folgen, sobald sie mit Wildfleisch gefüttert werden.

das ausschließliche Vorkommen an dem bezeichneten Orte kaum zu glauben. Die Erscheinungen an den gestochenen Tieren ähneln im ganzen denen bei einer miasmatischen Erkrankung, da die örtlichen Symptome gegen die allgemeinen zurücktreten, das Gift muß also sehr schnell eine Störung in der Säftemischung des Körpers hervorrufen, so daß die Tiere unter septischen Erscheinungen zu Grunde gehen. Ein Mittel gegen die Einwirkung des Giftes ist nicht bekannt; es bleibt den Reisenden, die Tsetsestriche passieren müssen, nur übrig, die Nacht zu benützen, da die Fliege in dieser Zeit ruht, um bei Tagesanbruch bereits wieder in einer tsetsefreien Gegend einzutreffen. Da das Tier hauptsächlich die Flußniederungen bewohnt, so bilden die infizierten Örtlichkeiten meist schmale Streifen, die also in einigen Stunden passiert werden können. Zur Zeit hat sie in ihrem Vordringen nach Süden den Wendekreis im Osten längst überschritten und sich in den oberen Teilen des Limpopogebietes eingenistet, während sie weiter abwärts gegen das Meer, im Gebiet der Delagoa-Bai, Natal, Kafferland, Kapkolonie, sowie westlich in den Gebieten von Namaqualand und den Küstenstrichen von Damara-land noch fehlt, die Flußläufe des Ngami-Sees aber wiederum infiziert.⁸⁹⁾

Die Fliege kommt pfeilschnell angeflogen, und sobald sie auf den Körper fällt, sticht sie auch schon. Ihr scharfer Stachel durchdringt mit Leichtigkeit ein Kattunhemd und die wollene Unterjacke, aber ein heftiges momentanes Jucken ist die einzige Folge des Stiches, welche der Mensch spürt. In welche Verlegenheiten eine Karawane durch die Tsetse geraten kann, das zu erfahren, hatte der Missionär Moffat die beste Gelegenheit. Er hatte auf dem Zug zum Sambesi durch die Tsetse nach und nach alle Ochsen verloren und verdankte die Rettung seiner Wagen nur dem Einschreiten des Häuptlings Moselekafse, welcher Hunderte von Eingeborenen versammelte, die sich dann vor die schweren Wagen spannten und sie durch die Wildnis weiter zogen.

Flüsse bilden, wenn sie noch so breit sind, keine Schutzwehr gegen das Vordringen des gefährlichen Insekts, denn es fliegt so rasch, daß es mit Leichtigkeit über jeden Strom gelangt. Livingstone hatte oft Gelegenheit zu beobachten, daß auf rohem Fleisch, welches Eingeborene von einem von der Tsetse befallenen Ufer auf das gesunde hinüberführen, eine Menge Fliegen saß, und doch kamen später auf dem gesunden Ufer keine solchen vor. Trotzdem kann man häufig beobachten, daß das eine Ufer eines flusses von der Tsetse befallen ist, während auf dem andern, jenseits des keineswegs breiten flusses das Vieh völlig unbelästigt bleibt. Die Fliege scheint sich in genau abgegrenzten Distrikten aufzuhalten. „Hier,“ berichtet Mohr, „trat die gefürchtete Fliege inselartig auf, fünfhundert Schritte weiter war der Wald vielleicht ganz frei davon, dann nach einem kurzen Marsch flog sie wieder in Schwärmen von Tausenden aus den Büschen heraus.“

Auf Transvaal selbst hat die Fliege ihre Verheerungszüge noch nicht erstreckt, ein Umstand, der den Wert der großen Länderecken, welche dort des Anbaues harren, noch bedeutend erhöht. Ackerbau und Viehzucht finden in Transvaal die günstigsten Bedingungen zur Entwicklung, und das Gebiet, das dem Kolonisten zur Verfügung steht, hat eine kolossale Ausdehnung. „Es ist natürlich sehr schwierig, zu sagen, wieviel von dem Boden Transvaals noch unbebaut ist. 1880 betrug die Staatsdomäne eine Fläche von 5 400 000 Morgen. Rechnet man dazu noch die ganz unabgegrenzten Gebiete und ungefähr 1400 Dorfgrundstücke, so bleiben noch mehr als 9 Millionen Morgen dem Staat zur Verfügung. Wenn man dazu in Betracht zieht, daß von den 10 000 bis 11 000 schon abgetretenen Grundstücken, die auf 25 762 000 Morgen zu schätzen sind, kaum die Hälfte in Kultur gebracht sind, so wird es deutlich, welch ein fast unermessbares Gebiet noch zur Bebauung übrig bleibt. Die Berechnung des Wertes dieser Domänen ist selbstverständlich auch eine sehr unsichere; 1880 wurde er nach niedrigem Maßstabe auf 340 000 Pfund (68 Millionen Mark) geschätzt. In den letzten 25 Jahren hat sich der Wert des Bodens im Durchschnitt fast vervierfältigt.“⁹⁰⁾

Die großen Ländereien, über welche der Staat noch zu verfügen hat, die Salzpflanzen u. s. w. repräsentieren heute einen Wert von mindestens 1 200 000 Mark, ungerechnet den Wert des Mineralreichtums. Daß der Wert dieser Ländereien durch den Bau der Delagoa-Bahn bedeutend würde gesteigert werden, ist

⁸⁹⁾ Dr. Gustav Fritsch, Süd-Afrika bis zum Sambesi, Seite 222.

⁹⁰⁾ C. G. S. Valette, Transvaal. — Deutsche Kolonial-Zeitung, 1884, 21. Heft, Seite 426.

sicher, da ja dann sowohl der Acker- als der Bergbau günstigere Gelegenheit zum Export fänden. Heute befindet sich der Staat trotz der Reichthümer, welche der Boden birgt, in einer ziemlich mißlichen finanziellen Lage. Die Ausgaben steigen viel rascher als die Einnahmen. Im Jahre 1885 betrug die Ausgaben 4 342 520 Mark, die Einnahmen nur 3 771 060 Mark, so daß sich nach Verrechnung des Überschusses von 4 12 480 Mark, den die Einnahmen im Jahre 1882 ergaben, ein Ausfall von 158 780 Mark ergab. Diese mißliche Finanzlage war aber nur eine Folge der Kriege, in welche die Republik nach der englischen Okkupation verwickelt wurde, da die 9 Monate dauernden Expeditionen gegen die Kaffern einerseits große Kosten verursachten, andererseits die Einnahmen des Staates verringerten. Da Transvaal kein stehendes Heer besitzt und im Kriegsfalle jeder Bauer zum Kriegsdienst verpflichtet ist, wurden durch die Kaffernkriege des Jahres 1882 dem Ackerbau sehr viele Hände entzogen, und die Steuereinnahmen von den Farmen verminderten sich infolge dessen bedeutend, aber auch die Steuer, welche die im Lande ansässigen Kaffern zu entrichten haben, lieferte nur einen geringen Ertrag. Auch soll die ganze Steuergesetzgebung überhaupt viel zu wünschen übrig lassen und namentlich eine strengere Kontrolle der Beamten nötig sein, da sich die Finanzlage rasch günstig gestalten würde, wenn der volle Ertrag der Steuern in die Staatskasse flöße.

Die Republik hat jedoch mit den großen Geldopfern, die sie zu bringen hatte, ihre Freiheit nicht zu teuer bezahlt. Obwohl die schweren Kriege eine Folge des Widerrufs der Annexion waren, würde die Fortdauer der englischen Herrschaft für die Boeren doch schlimmere Folgen gehabt und sie wohl bald zur abermaligen Auswanderung nach Norden gezwungen haben, wo ohne Kampf gegen mächtige Stämme eine neue Heimat nicht erworben werden konnte.

Bevor wir über diese schon mehrfach erwähnte englische Annexion berichten, müssen wir noch einen Blick auf die Geschichte Transvaals seit seiner Trennung vom Drystaat werfen. Pretorius, der zum Präsidenten Transvaals wiedergewählt worden, behielt diese Würde bis zum 20. November 1871. Als der Streit zwischen Transvaal und dem Drystaat, welche beide auf das Territorium der Diamantensfelder (das überdies von einigen Griqua-Häuptlingen beansprucht wurde) Anspruch erhoben, ausbrach, wurde der Leutnant Gouverneur von Natal, Keate, zum Schiedsrichter gewählt. Sein Urteilspruch, bekannt unter dem Namen der Arbitrage von Bloembosch, verletzete nach der Ansicht der Transvaal-Bauern die Rechte der Republik auf unerhörte Weise, und als Pretorius ihn trotzdem (17. Oktober 1871) unterzeichnete, verweigerte der Volksraad die Ratifikation und erteilte dem Präsidenten eine Rüge. Pretorius legte infolge dessen sein Amt nieder.

Zum Interimspräsidenten wurde ein Herr Erasmus gewählt, dem bald der ehemalige Pfarrer Thomas François Bürgers folgte. „Bürgers, aus dem Kapland gebürtig, hatte in Utrecht Theologie studiert und war der modernen Richtung ergeben, er war gleichzeitig mit seinem Freunde Kogé durch die Kapische Synode seines Amtes enthoben worden. Bürgers wußte sich aber so gut zu verteidigen, daß die englische Verwaltung ihn wieder in sein Amt einsetzte. Zufrieden mit dieser Genugthuung, entschloß er sich, nun freiwillig sein Amt niederzulegen, um in Transvaal Land zu kaufen und sich dort beatus et procul negotiis als Bauer niederzulassen. In dieser Absicht zog er allein nach Transvaal, wo sein Name bereits einen guten Klang besaß, durch die Weise, wie er sich gegen die Synode verteidigt hatte. Bei näherer Berührung hatten die Transvaaler Gelegenheit, seine glänzenden Talente als Redner sowie seine vielseitigen Kenntnisse zu bewundern. Man verlangte zu wissen, ob er Präsident der Republik sein wollte, worauf er zusagte. Die Kapische Synode mußte erleben, daß der gehäßte moderne Ex-Prediger durch die streng orthodoxen Bauern von Transvaal zum Präsidenten gewählt werden würde. Vergeblich hatte sie zwei Prediger nach Transvaal entsandt, um diese Kandidatur zu hintertreiben. Die frommen Agenten waren ungeschickt genug, bei den drei vornehmsten Pfarrern in Transvaal (sämtlich höchst beachtenswerte Männer) einen unpassenden Ton anzuschlagen, während sie in der plumpestern Art von der Kanzel herab sich über Bürgers ausließen. Die Bauern, welche sehr gut einen Gentleman von einem Nicht-Gentleman zu unterscheiden wissen, wurden gegen sie eingenommen und eilten umsomehr nach der Wahlurne, um für Bürgers zu stimmen. Und so wurde Thomas fr. Bürgers

mit einer glänzenden Mehrheit als Staatspräsident der Südafrikanischen Republik gewählt.“ Da er seine Wahl in erster Reihe der Opposition gegen die Bloemhofser Arbitrage verdankte, war selbstverständlich eine seiner ersten Handlungen nach dem Amtsantritt ein Protest gegen dieselbe. Trotz des meisterhaft abgefaßten Schriftstückes blieb jedoch sein Widerspruch erfolglos, und auch der Gouverneur der Kapkolonie stimmte dem Urteil Keates vollständig bei. Erfolgreicher war Bürgers' Thätigkeit in bezug auf die Verbesserung der Finanzlage, da ein von ihm mit Zustimmung des Volksraads mit der Kapischen Handelsbank abgeschlossenes Anlehen von 1 200 000 Mark ihm ermöglichte, die in den 60er Jahren in Umlauf gesetzten Banknoten zum vollen Nominalwerte einzulösen. Auch viele Verbesserungen in der Verwaltung und im Unterrichtswesen der Republik sind mit Bürgers' Amtsperiode verknüpft.

Seine Hauptaufgabe erblickte der neue Präsident, nachdem seine Reklamationen wegen des Diamantendistrikts erfolglos geblieben waren, in der wirtschaftlichen Befreiung der Republik, welche er durch den Bau einer Eisenbahn nach der Delagoa-Bai zu erzielen hoffte. Ein Vertrag mit Portugal sicherte der Republik bedeutend niedrigere Eingangszölle als bisher von Natal erhoben wurden, die technischen Schwierigkeiten, welche man beim Eisenbahnbau zu überwinden hatte, waren verhältnismäßig gering, und man durfte hoffen, daß auch die Beschaffung der nötigen Geldmittel nicht zu schwer fallen werde. Bürgers' rastloser Agitation war es geglückt, die Bauern zu überzeugen, daß von der Delagoa-Bahn große Vorteile zu erwarten waren, aber er hatte außer acht gelassen, wie sehr Natal durch die Bahn geschädigt werden mußte. Kam sie zustande, so war Natal ruiniert, denn es vermochte die hohen Durchgangszölle nicht zu entbehren, und diese Einnahmequelle mußte versiegen, wenn sich Transvaal in der Delagoa-Bai ein neues Eingangsthor eröffnete. Bürgers, der doch in seinem Leben bereits genügend Gelegenheit gehabt hatte, die Macht englischer Intriguen kennen zu lernen, unterschätzte die Gefahr und glaubte seinen Plan durchführen zu können, trotzdem er über die damit verbundene Schädigung englischer Interessen nicht im Zweifel war. Nachdem der Volksraad dem Präsidenten die Ermächtigung erteilt, eine Anleihe von 6 Millionen Mark aufzunehmen, knüpfte derselbe während eines Aufenthaltes in Holland mit einem dortigen Bankhause Unterhandlungen an, welche, wie schon oben erwähnt, zur Zeichnung von 1 800 000 Mark führten, welche Summe zum größern Teile sofort zum Ankauf von Eisenbahnmateriale verwendet wurde. Als Bürgers nach anderthalbjähriger Abwesenheit 1876 nach Transvaal zurückkam, hielt er das Unternehmen für vollständig gesichert. Inzwischen hatte sich aber die Lage in Transvaal wesentlich geändert. In Natal war man sich vollkommen dessen bewußt, was für dieses Land auf dem Spiele stand, und man hatte sich beeilt, während der Abwesenheit des Präsidenten durch nach Transvaal gesandte Agenten die Bevölkerung zu bearbeiten. Der in Intriguen völlig unerfahrene Bürgers bemerkte nicht gleich den Umschwung der Geminnung, der überall, auch in den Kreisen der ihm am nächsten stehenden Personen zu erkennen war. Ohne zu merken, wie sehr das Vertrauen zu ihm erschüttert und wie er von Verrätern umgeben war, ließ er in diesem bedenkenregenden Augenblick sich noch verleiten, einen Krieg zu beginnen, und lieferte damit England die ersehnte Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten der Republik einzumischen.

Während Bürgers in Europa weilte, war es zu Reibereien mit dem Häuptling Sekukuni gekommen, der die Bauernniederlassungen in dem Grenzgebiet überfiel, die Bewohner vertrieb und sich mehrerer dort gelegenen Festungen bemächtigte. Der Vertreter des Präsidenten, Paul Joubert, ließ es an der erforderlichen Energie fehlen, und aus dem kleinen Feuer, welches anfangs leicht unterdrückt werden konnte, wurde ein Brand, der die Existenz der Republik in Frage stellte. Als nach Bürgers' Rückkehr Sekukuni ein Anerbieten friedlichen Ausgleichs mit unverschämten Forderungen beantwortete, verlangte die öffentliche Meinung in Transvaal seine Züchtigung, und Bürgers beging den Fehler, sich von ihr fortreißen zu lassen.

Der Krieg gegen Sekukuni wurde beschlossen, und der Präsident rief, um ihn rasch zu Ende zu führen, fast die ganze weiffähige junge Mannschast des Landes unter die Waffen. Statt der 2600 Mann, welche ins Feld zogen, hätte eine kleinere Zahl viel bessere Dienste geleistet, da es dann möglich gewesen wäre, von Zeit zu Zeit die Mannschaften abzulösen und zur Feldarbeit nach Hause zu schicken. Die Ent-

ziehung so vieler Arbeitskräfte machte sich nun in dem dünn bevölkerten Lande auf den Farmen bald in unangenehmer Weise bemerkbar, während trotz des großen Aufgebotes die militärischen Erfolge gering blieben. Es galt, den Feind aus starken Festungen zu vertreiben, und das war durch Belagerung und Aushungerung leichter zu erreichen, als durch Stürme, welche viel Blut kosten mußten. Eine von den Kaffern besetzte Festung wurde zwar mit Sturm genommen, aber der Angriff auf eine andere mißlang durch die Feigheit des Bauernführers, und als Pretorius vor dem Coeloeberg, der Hauptfestung Sekukunis, erschien, waren die Bauern bereits des Krieges müde und verlangten nach der Heimkehr. Sekukunis Kaffern waren durch die Engländer reichlich mit Gewehren versehen worden, und Pretorius blieb daher nichts übrig, als in der Nähe von Coeloeberg mehrere Forts zu errichten, in denen er, bevor er abzog, kleine Besatzungen zur Beobachtung des Feindes zurückließ. Die Kommandanten dieser Forts waren tüchtige Leute, und ihrem energischen Vorgehen war es zu verdanken, daß Sekukuni schließlich doch um Frieden bat, der ihm gegen Zahlung einer Kriegsschädigung im Februar 1877 bewilligt wurde.

In Natal hatte man die Vorgänge an der Transvaalgrenze aufmerksam verfolgt. Man hatte Sekukuni mit Waffen und Munition versorgt, und mehrere Wagen mit solchen wurden von den Bauern mit Beschlagnahme belegt. Als Sekukuni Frieden schloß, fanden sich bald englische Agenten bei ihm ein, die ihn zu bewegen suchten, den Frieden zu brechen, und in Natal begann eine von eigennütigen Absichten geleitete Partei jene Ministerarbeit, deren Ziel die Vereitelung der Delagoa-Bahn und die Annektion Transvaals war. Falsche Berichte der englischen Missionäre mußten dazu dienen, die Regierung in London dem Plan günstig zu stimmen, während man gleichzeitig durch Petitionen mit fingierten Unterschriften den Glauben erweckte, daß ein großer Teil der Bevölkerung Transvaals die Annektion wünsche. Während Bürgers damit beschäftigt war, einen Truppenkordon gegen Sekukuni herzustellen, um diesen von einem neuen Einfall abzuhalten, erschien das Haupt der annekionslüsternen Partei in Natal, Sir Theophilus Shepstone, als Bevollmächtigter der englischen Regierung in Transvaal, um die Beschwerden gegen die Transvaal-Regierung zu prüfen — in Wirklichkeit aber, um den Boden vollends für die Annektion vorzubereiten.

Sir Shepstone ging ungemein vorsichtig und diplomatisch zu Werke, so daß Bürgers zu spät einsah, welche Gefahr der Republik drohe und daß der »special commissioner for Natal and adjacent territories«, wie Shepstone in der von ihm vorgewiesenen Vollmacht genannt wurde, nichts geringeres bezweckte als die Annektion. Eine von Shepstone eingesetzte Kommission begann alsbald Verhandlungen mit zwei Delegierten der Bauern — Dr. Jorissen und Paul Krüger —, und die Diskussion der einzelnen zu erledigenden Punkte nahm bald einen für die Bauern sehr verletzenden Ton an. Die Kommissäre verlangten Aufklärung darüber, daß englische Unterthanen angeblich in der Republik nicht genügende Sicherheit fanden, daß ihnen Vorrechte vorenthalten wurden, welche man Angehörigen anderer Staaten zugestanden hatte (in den Verträgen mit den Niederlanden und Belgien), und schließlich kamen sie auf das beliebte alte Thema des Sklavenhandels und der Mißhandlung der Eingeborenen. Die Verhandlungen blieben resultatlos und wurden von englischer Seite plötzlich abgebrochen. Umso eifriger warb Sir Shepstone Anhänger. Die Einen förderte er durch die Aussicht auf eine Konföderation aller südafrikanischen Staaten, andere durch die Zusage der Unterstützung für den Bau einer Eisenbahn nach der Delagoa-Bai, und auch englisches Gold spielte in jenen Tagen eine große Rolle. Die Amtsperiode des Präsidenten ging indessen zu Ende, im Mai 1877 mußte ein neuer Präsident gewählt werden, und die von England gewonnene Partei begann nun offen gegen die Wiederwahl des bisherigen Staatsoberhauptes aufzutreten. Zu spät erkannte Bürgers, daß ihm der Boden unter den Füßen weggezogen war, und er that das Klügste, was er in dieser Lage thun konnte: er verzichtete auf aussichtslosen Widerstand mit den Waffen, zu welchem ihn einige hundert Bauern aufforderten, und er mußte dies umso eher thun, als Sir Shepstone durchblicken ließ, daß im Falle bewaffneten Widerstandes die Republik auch noch einen Angriff seitens des Sulu-Häuptlings Ketschwäyo zu gewärtigen habe. Shepstone hielt nun auch die Frucht für reif und den Augenblick zum Handeln für gekommen. Transvaals Selbständigkeit mußte vernichtet werden.

bevor ein neuer, vielleicht populärerer Präsident an die Spitze trat. Während englische Truppen an der Grenze der Republik erschienen, verkündete Shepstone am 9. April 1877, daß dem jetzigen unsichern Zustand ein Ende gemacht werden müsse, und drei Tage später erklärte er, gestützt auf den gewonnenen zahlreichen Anhang, Transvaal für annektiert.

Ein Nutzen erwuchs England aus diesem Gewaltstreich nicht, Transvaal aber trug schwer an dem ihm auferlegten Joch. Die Mißwirthschaft der englischen Beamten hatte das Land dem Ruin nahe gebracht, als der Unwille der Bedrückten endlich Ende 1880 zum Durchbruch gelangte und die Bauern sich zur Wiedererlangung ihrer Freiheit erhoben. Von Heidelberg, wo der Aufstand ausbrach, verbreitete sich derselbe rasch über das ganze Land. Die englischen Truppen zogen bei allen Zusammenstößen den Kürzern, sie wurden bei Middelburg und beim Paß von Laings-Nek geschlagen, und bald hatten die begeistert für die Freiheit kämpfenden Bauern ihr Land vom Feind gesäubert, bis auf jene Truppenabteilungen, welche noch die Zitadelle und die Außenwerke der Stadt Pretoria, sowie einige kleine Plätze besetzt hielten. Am 27. Februar 1881 erlitten die Engländer eine zweite schwere Niederlage am Madschuba-Berge bei Laings-Nek, wobei General Colley durch einen Schuß in den Kopf getödtet wurde. Die nächste Folge dieses Sieges der Bauern war der Abschluß eines Waffenstillstandes. General Wood, der mit den von Colley schon längst erbetenen Verstärkungen endlich eingetroffen war, übernahm nun den Oberbefehl, aber zum Kampfe sollte es nicht mehr kommen. In der ganzen zivilisierten Welt regte sich Sympathie für die Freiheitskämpfer, und auch in England begann eine Bewegung, welche sich zum Ziele setzte, das der Republik zugefügte Unrecht zu sühnen. Schon am 18. Januar 1881 hatte sich in London ein „Ausschuß für die Unabhängigkeit des Transvaal“ gebildet, und die Bestrebungen desselben fanden bald darauf durch eine an den Minister John Bright gerichtete „Internationale Zuschrift“, welche von einer Menge der in Politik, Wissenschaft und Literatur hervorragenden Männer ganz Europas unterzeichnet war, nachdrückliche Unterstützung.⁹¹⁾ Die Folge war, daß John Bright in seinem Antwortschreiben sich gegen den Krieg erklärte und bald darauf thatsächlich die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Noch am 1. April 1881 hatte Gladstone erklärt: „Auch das will ich noch sagen, daß, wenn diese Gebietserwerbungen ebenso wertvoll wären, wie sie wertlos sind, ich sie verwerfen und zurückweisen würde, weil sie durch Mittel erlangt wurden, welche unser Land ehrlos machen.“ Er schien diese Worte vergessen zu haben, als er ans Ruder kam, aber die Mißerfolge der englischen Truppen und die immer lauter gegen den ungerechten Krieg sich äußernde öffentliche Meinung bewogen ihn, einzulernen, bevor noch mehr Blut vergossen worden.

Die Transvaaler, welche sofort nach ihrer Erhebung Paul Krüger zum Präsidenten gewählt hatten, haben nun ihre Unabhängigkeit wiedererlangt, und England ist von der Gefahr befreit, in Süd-Afrika, wie Lord Derby sagte, sich ein „zweites Irland“ zu schaffen. England hat sich nur vorbehalten, daß es vom Abschluß von Verträgen der Südafrikanischen Republik mit anderen Mächten verständigt werden muß und innerhalb sechs Monaten ein Einspruchsrecht geltend machen kann, aber die Republik kann wieder eigene Gesandte ins Ausland schicken und ist in jeder Beziehung unabhängig.

Wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Als Bürgers 1876 in Europa weilte, hielt man ihn von der beabsichtigten Reise nach Berlin durch die Drohung ab, in diesem Falle Transvaal zu annektieren — die aus den Herren Präsident Krüger, Unterrichtsminister Du Toit und General Smit (dem Sieger vom Madschuba-Hügel) bestehende Transvaaldeputation hielt niemand mehr von dem beabsichtigten Besuch in Berlin ab. Der herzliche Empfang, der ihr dort zuteil wurde, bewies den Transvaalern, welchen Wert man in Deutschland der Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zu dem blutsverwandten Volke beilegt, und ein Handelsvertrag, der uns die Rechte der meistbegünstigten Nation einräumt, war das erste Resultat der Annäherung an Deutschland.

⁹¹⁾ Unter der Adresse standen u. a. die Namen: Berthold Auerbach, Bluntschli, Bodenstedt, E. Büchner, M. Carrière, f. Dahn, G. Ebers, Kuno Fischer, Haackel, v. Holzhendorff, Schulze-Delitzsch, Virchow, E. v. Weber, — Louis Blanc, Pascal Duprat, de Fonvielle, Graf Mamiani, Aurelio Sassi u. s. w.

Die durch nichts zu rechtfertigende Gewaltthat Englands ist für dieses nicht ohne schlimme Folgen geblieben. Die böse Saat, welche Beaconsfield und mehr noch Gladstone ausgestreut, beginnt Früchte zu tragen. Nachdem Transvaal seine Unabhängigkeit wiedererlangt hatte, organisierte sich im Kapland die Partei der „Patrioten“ unter dem Namen „Afrikanderbund“, welcher alle antienglisch gesinnten Kolonisten der Kapkolonie, Natal, des Vrystaats und Transvaals vereinigen soll und sich die Errichtung einer Bundesrepublik nach dem Muster der Vereinigten Staaten zur Aufgabe setzt. Durch die in allen englischen Gebieten herrschende Freiheit begünstigt, hat der Afrikanderbund reißende Fortschritte gemacht. Er stellte fortan bei allen Municipal-, Distrikts- und Parlamentswahlen seine eigenen Kandidaten auf und hat bereits im Kap-Parlament die Mehrheit erlangt und die Einführung der holländischen Sprache in demselben durchgesetzt.

Uns erübrigt zum Schluß noch ein Blick auf die Thätigkeit der englischen Missionäre in den Gebieten, von denen wir nun Abschied nehmen. Während die Missionen im jetzigen deutschen Schutzgebiet eine segensreiche Thätigkeit entwickelt haben, läßt sich eine solche von der englischen Mission unter den Kaffernstämmen nicht behaupten. In der Geschichte Transvaals haben wir bereits kennen gelernt, welchen unheilvollen Einfluß die englischen Missionäre, Ewingstone obenan, nördlich vom Oranje ausgeübt haben. Sie waren weniger Glaubensboten, weniger Pioniere der Kultur, als Agitatoren und Anbahner der Annexion. Abgesehen von dieser Thätigkeit, lauten jedoch auch die Urtheile unparteiischer Reisenden in bezug auf die in den Missionsinstituten erzielten Erfolge äußerst abfällig, und man muß es nach demselben erklärlich finden, daß die im Lande ansässigen Weißen der Mission nicht gerade freundlich gesinnt sind.

Das Erste, schreibt Kreschmar, was den Braunen in dem Institute eingeprägt wird, ist, daß sie freie Menschen sind. Man hat berechnet, daß mehr als 10000 freie Farbige umherwandern, die ohne regulären Dienst, bisweilen durch Hunger getrieben oder durch Aussicht auf Branntwein sich veranlaßt fühlen, einige Tage zu arbeiten, gewöhnlich aber ohne sichtbare Mittel zum Lebensunterhalt auf unbenutzten Ländereien in der Nähe von Städten und Dörfern ausliegen, außer jenen, die in den Instituten das Gewerbe der Heiligen erlernen. Jenen freien ist selbst die geringe Beschränkung ihrer ungebundenen Neigungen, welcher sie sich im Institute nicht gänzlich entziehen können, allzu lästig. Die Herden der Boeren gewähren dieser Masse Trägheit und Laster den nötigen Lebensunterhalt. In einem so dünn bevölkerten Lande, wo die Landgüter gewöhnlich aus 5000 bis 20000 Äckern bestehen, muß es natürlich schwierig sein, sogleich den Verlust eines Rindes oder einiger Schafe zu entdecken, und noch bei weitem schwieriger, gesetzliche Beweise zur Bestrafung des Thäters zu erlangen, obwohl nach moralischer Überzeugung vielleicht aller Zweifel beseitigt ist. Aber wären selbst genügende Beweise vorhanden, sind doch die Gerichtshöfe so entfernt, daß der Boer es für klüger hält, den Verlust ruhig zu tragen, als Zeit und Geld für eine namhafte Strafe wegzuworfen, denn so weit erstrecken sich die Wirkungen der Philanthropie, daß selbst in den Gerichtshöfen die Farbigen mit unziemlicher Milde behandelt werden. Wir wollen annehmen, daß ein Vagabond z. B. einen sächsischen Widder, dessen Wert am Kap zu 130—200 pr. Thlr. angeschlagen wird, geschlachtet habe; worin wird seine Strafe bestehen? 10—20 Tage Gefängnis, incl. gutes Logis und Beköstigung vollauf von Fleisch, Suppe und Brot, bestritten aus der Staatskasse, in welche natürlich der beraubte Boer auch zahlt und sonach noch zum Unterhalte seines Vagabonden beiträgt. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Vagabond, gestärkt durch Ruhe und gute Diät, mit den durchaus nicht unangenehmen Erinnerungen an seine Gefängniszeit wieder losgelassen. Die meisten Braunen ziehen nach den Missionsstationen, um auf eine gemächlichere Weise ihrem Unterhalte beizukommen, als alle anderen Umstände es erlauben würden, und werden Christen, um sich ihrem unverbesserlichen Hange zur Faulheit hingeben zu können. Und wer wollte sie tadeln? Sie führen ein sorgloses Leben, und für ein wenig Gesang, Gebet und ein langes Gesicht verhilft ihnen europäische Philanthropie zu den nötigen Bedürfnissen. In Ostindien wird jeder bekehrte Hindo von den Missionären unterhalten, weil er Kaste verliert und, von allem

Umgänge mit seines Gleichen ausgeschlossen, mehr verachtet als ein Pariahund, des Hungertodes sterben müßte, würde er nicht von den Missionären unterhalten, obwohl es immer zweifelhaft bleibt, ob der Hindo zum Christentum oder zum Branntwein übergegangen sei. Was für eine Sorte Christen die afrikanischen Profolyten werden, kann jeder leicht lernen, der vorurteilsfrei die Institute besucht. Gewöhnlich haben sie außer Beobachtung einiger Förmlichkeiten gar keine Religion, und die Art des Unterrichtes ist in einzelnen Fällen wohl auch nicht sonderlich geeignet, ihnen einige richtige Begriffe über Religion beizubringen, wie folgendes Wort für Wort stenographisch nachgeschriebene Fragment einer Missionspredigt darthun möchte: . . . „Ja, Geliebten, die Liebe ist — die Liebe. Da ist nichts anderes als Liebe in der Welt: Gott ist die Liebe, und das Lamm ist die Liebe, und das Blut ist die Liebe, denn es wäscht alle Sünden rein. Und, Geliebte, glaubt an die Liebe; seid in der Liebe und mit der Liebe. Durch die Liebe kommt ihr in den Himmel. Und nicht einer soll in den Himmel kommen, der die Liebe nicht hat. Liebt euren Nachbar, liebt eure Frau, euren Ochsen, euren Esel; liebt jeglich Ding: denn ich sage Euch, die Liebe! ja die Liebe!! ja die Liebe!!! Amen!“ — Ein Kommentar hierzu ist wohl nicht nötig. Wenn die schwarzen Gläubigen aus der Kirche kommen, gleichen sie den zwei Bauern, welche den neuen Pfarrer das erste Mal gehört hatten. „Seine Ehrwürden ist ein knapp Kerlchen, Klaus, er hat Latein geredet.“ — „Sehr wahr, Kunz; nur Schade, man konnte es nicht verstehen.“ — „Wie einfältig, Claus, das war ja eben die Schönheit der Sache.“ Es wäre, wie gesagt, thöricht anzunehmen, daß diese Heiden durch geistige Vorteile angezogen und im Institute zurückgehalten würden: sie kommen, weil sie sicher sind, immer hunderte ihres Gleichen da anzutreffen, oder haben Beweggründe ähnlich denen, welche Cupido bezeichnete. Unter dem Vorwande, Arbeit zu suchen, gehen sie wieder, wenn es ihnen beliebt. Das Institut ist immer eine Herberge, wo menschenfreundliche Gastfreiheit gegen alle Schwarze ausgeübt wird. Ein andächtiges Händehalten, geschicktes Verdrehen der Augen und einige melancholische Worte über die Not der armen Seele und das Blut, das alles wäscht, sind gangbare Münze für die notwendigsten Bedürfnisse, und der schlaue Teufel lacht sich ins Kästchen über die ungeheure Ignoranz des Weißen, der sich durch solche grobe Taschenspielerstückchen so verblenden läßt. Nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalt in der Kolonie konnte ich nicht die mindeste Verbesserung im moralischen Zustande der Farbigen, noch in ihrer sozialen Stellung entdecken. Verbesserung? Ist nicht zu dem eingeseifchten Hange zur Faulheit und zur Dieberei seitdem noch Übermut und Heuchelei gekommen? Verbesserung ihrer sozialen Stellung? Ist ein erschwindelter Frack besser, als einige ehrlich verdiente Rinder, mit welchen sonst des Dienstknechts Lohn bezahlt wurde? Ehe die Missionäre ihr Wirken im Kaplande begannen, war der Braune dienstbar und gehorsam; jetzt — obschon er kaum genügend seine Nacktheit bedecken, oder den Heißhunger seines eingeschrumpften Magens anders beschwichtigen kann, als daß er einen Riemen fest um die Taille und einen großen Knopf auf den Magen bindet, bleibt er lieber auf dem Institute liegen, nicht weil es ihm an Gelegenheit gebricht, Arbeit zu bekommen, denn oft ist es geschehen, daß, wenn ein Dienstherr nach dem Institute gegangen, um einen Knecht zu mieten und um die Hilfe eines Schwarzen demütig ersucht hat, der unverschämte Lump ihm geantwortet: Wer sagt euch, daß ich diene; wir sind gegenwärtig freie Menschen; das Blättchen hat sich gewendet und der Weiße arbeitet nun für uns; er weiß, daß er sich nicht zu bemühen braucht und auf leichtgläubige europäische Philantropen sich verlassen kann. Und ist zu erwarten, daß, was als allgemeine Klage tausendmal in den Zeitungen gestanden und in jedes Mund ist, den Missionären allein unbekannt sei? Und warum steuern sie nicht einer solchen abscheulichen Trägheit, die das Krebsgeschwür der Sozietät am Kap der guten Hoffnung ist? Warum sammeln sie vor ihren Thüren, was in Europa nirgends, als in dem Arbeitshause geduldet werden würde? Ist es zu verwundern, daß die Kolonisten mit Erbitterung auf die Missionäre blicken?



Roskofsky,

Europas

Kolonien

* *

Südafrika

A M

8839